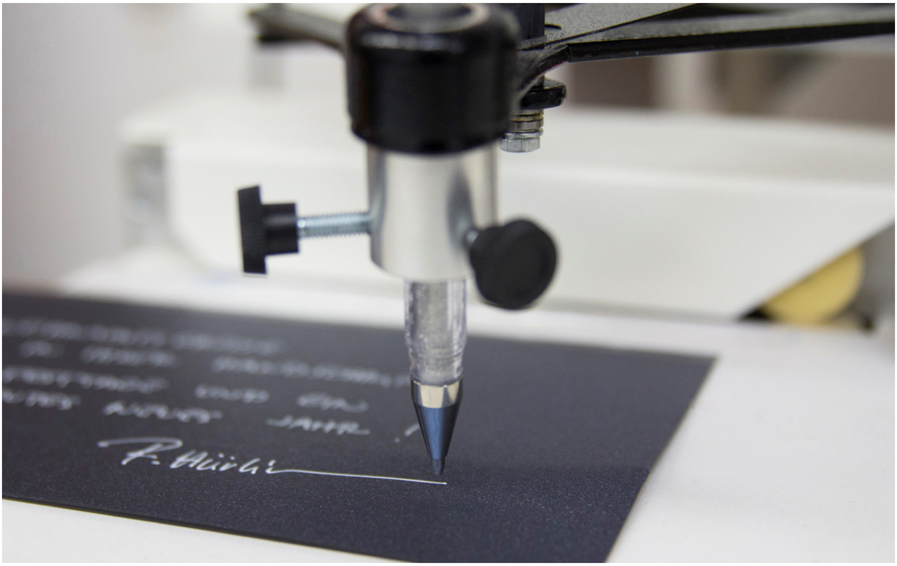
SPRACHWISSENSCHAFT



# Schreiben mit der Hand

## Begriffe – Diskurs – Praktiken

Andi Gredig

Frank & Timme

Andi Gredig
Schreiben mit der Hand

Sprachwissenschaft, Band 49

Andi Gredig

# Schreiben mit der Hand

## Begriffe – Diskurs – Praktiken

Frank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: Handschrift-Roboter »Sophie« bei der Produktion von Weihnachtskarten. © www.handgeschrieben.ch / Photo: Fabienne Wild

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

CC-BY-NC-ND

ISBN 978-3-7329-9222-5
ISSN 1862-6149
DOI 10.26530/20.500.12657/46049

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2021. Alle Rechte vorbehalten.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.
Printed in Germany.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

*Verwendete Schriften:*
Lauftext: Clifford
Überschriften und Seitenelemente: Elysa
Weitere: 0864 Folchart, Adobe Garamond Pro, Adobe Text Pro, Aldus nova Pro, Apple Color Emoji, Bodoni URW, DCHBasisschrift, DejaVu Serif, Fraktur BT, FreeSerif, Grundschrift, Gurmukhi MN, Hiragino Mincho Pro, ITC Souvenir Std, Junicode, Milka Aged, Mister K, P22 Hopper

www.frank-timme.de

# Vorwort

Lange Zeit hielt ich es für unmöglich, eine Dissertation zu schreiben. Im Grunde tue ich das immer noch. Dass dieses Buch nun dennoch vorliegt, ist in erster Linie den idealen Rahmenbedingungen zu verdanken, unter denen er entstehen konnte: Das Deutsche Seminar der Universität Zürich war mir in den letzten Jahren ein echtes Zuhause und ich war stets umzingelt von sehr klugen und herzlichen Menschen. Sie sind es, die die Schuld an allem Guten in diesem Buch tragen, ihnen gilt meine tiefe Dankbarkeit.

Zürich, im Dezember 2020

Andi Gredig

# Inhalt

# 1 Einleitung

Handschrift ist kein Gegenstand der Sprachwissenschaft. Das zeigt sich einerseits forschungspraktisch daran, dass bis heute nur ganz vereinzelt genuin linguistische Untersuchungen existieren, die sich explizit mit dem Thema Handschriftlichkeit befassen (vgl. Reinken 2018 und die Beiträge in Böhm & Gätje 2014a).[1] Das wiederum hängt vor allem damit zusammen, dass – andererseits – inhaltlich einiges dagegen spricht, sich als Linguistin[a] mit *Hand*schriftlichkeit zu befassen. Das sei im Folgenden kurz erläutert.

Die Art, in der in dem Kompositum »Handschrift« das Bestimmungswort »Hand« das Grundwort »Schrift« näher determiniert, ist – folgt man dem allgemeinen Sprachgebrauch (vgl. Duden Universalwörterbuch 2019: 806) – bezogen auf den Prozess der Herstellung: Handschrift (bzw. Handgeschriebenes) wird bzw. wurde mit der Hand realisiert. Das Kompositum ist mit dieser Umschreibung allerdings noch unterdeterminiert, weil einerseits das Grundwort »Schrift« mehrdeutig und schwer zu definieren ist und weil andererseits nicht klar ist, wie genau die Hand involviert sein muss(te), damit es sich bei Geschriebenem um Handgeschriebenes handelt. Das wird sofort deutlich, wenn man bedenkt, dass nicht nur ein Füllfederhalter und ein Kugelschreiber beim Schreiben mit der Hand geführt werden (in der Regel, aber

1 Neben der vorliegenden ist derzeit allerdings noch eine weitere sprachwissenschaftliche Dissertation zum Thema in Arbeit: vgl. Hüllweg i. V. – Ausserdem existiert eine Vielzahl auch linguistischer Untersuchungen, die sich aus diachroner Perspektive mit Schrift befassen. Bei diesen steht meist unweigerlich *Hand*schrift im Zentrum, sofern sie sich auf einen Zeitraum vor der Erfindung des Buchdrucks beziehen. Mit Fokus auf das Schreiben gilt das sogar noch viel länger: Bis zur Verbreitung der Schreibmaschine, also bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, wurde *nur* mit der Hand geschrieben (das betrifft auch gedruckte Texte, zumal diese i.a.R. zuerst geschrieben und dann erst gesetzt wurden). Für die hier zugrunde gelegte Sicht ist aber v. a. das Nebeneinander von Handgeschriebenem und Getipptem bedeutsam. Das kulturelle Phänomen Handschriftlichkeit erhält erst in und mit dieser Differenz klare Konturen – ganz im Sinn von Riepls (1972 [1913]: 5) ›Komplementaritätsgesetz‹ (vgl. Hasebrink 2014: 15).

a Hochgestellte Kleinbuchstaben verweisen auf Endnoten (Formalia), vgl. S. 247.

nicht immer),[2] sondern dass dies auch für eine Spraydose beim Anbringen von Graffiti und für die Nadeln beim Tätowieren gilt. Sogar getippt wird nota bene mit der Hand. Wir wollen von dieser Schwierigkeit hier vorerst absehen und stattdessen nochmals darauf eingehen, auf welche Weise das Erstglied »Hand« im Kompositum »Handschrift« das Zweitglied »Schrift« modifiziert: Eine Handschrift ist nicht dadurch definiert, dass sie auf Händen angebracht ist, nicht dadurch, dass sie aus Händen besteht, und auch nicht dadurch, dass sie für die Rezeption durch Hände gedacht ist, sondern durch die Art ihrer Realisation. Nun muss die *Sprach*wissenschaft an Schrift ja in erster Linie ihre sprachliche Qualität, d. h. ihr Verhältnis zur Sprache, interessieren und dafür ist es irrelevant, ob ein Buchstabe mit dem Stift geschrieben oder getippt wurde. Sowohl die konzeptionelle Bedeutung als auch die Extension (also die möglichen Referenzen) eines Wortes verändern sich nicht, wenn es auf verschiedene Arten, mit verschiedenen Werkzeugen realisiert wird. Ob ich den Satz »Paris ist eine Stadt in Frankreich« mit Kugelschreiber von Hand in ein Notizbuch schreibe, ihn mit einer alten, mechanischen Schreibmaschine auf Briefpapier tippe oder ihn meinem Smartphone diktiere und per WhatsApp versende; die grammatische Struktur und der Wahrheitswert des Satzes sind dieselben und die Stadt, auf die mit dem Namen »Paris« Bezug genommen wird, bleibt sich gleich. Auch das Verhältnis des Geschriebenen zur gesprochenen Sprache ist von der Produktionsweise der Schrift ganz unabhängig. Das |P| in |Paris| wird, sollte es laut gelesen werden, in aller Regel als bilabialer Plosiv [p] realisiert, ganz gleich, ob es getippt oder mit dem Stift geschrieben wurde.

Damit ist nicht gesagt, dass es für das Verhältnis von Schrift und (gesprochener) Sprache und überhaupt für die involvierten semiotischen Relationen irrelevant ist, was für eine Schrift – im Sinn von »Schriftsystem« – verwendet wird: Syllabische Schriftzeichen wie die japanischen Kana stehen zur gesprochenen Sprache in einem anderen Verhältnis als alphabetische Buchstaben, wie sie im Deutschen verwendet werden, und logographische Zeichen wie die chinesischen Hanzi sind mit ihrer Bedeutung gänzlich anders verknüpft als Kana oder Elemente des lateinischen Alphabets (vgl. dazu den Überblick in Dürscheid 2016a: 70–97). Aber auch ein Hanzi bedeutet sprachsystema-

2 Man denke etwa an Personen, die mit dem Fuss schreiben bzw. schreiben lernen mussten (wie einige Contergangeschädigte, vgl. https://bit.ly/2ZjX3Rv [22.10.2020]).

tisch dasselbe, unabhängig davon, ob es gepinselt oder am Smartphone getippt wurde. Wenn eine Leserin etwas Geschriebenes als *Hand*geschriebenes identifiziert, macht sie damit noch keinerlei Angaben dazu, welche Form ein Schriftzeichen hat und welchem System es angehört. Für das sprachsystematisch bestimmte Zeichen ist die Art seiner Herstellung irrelevant, zumal das Inventar jedes Schriftsystems potenziell sowohl von Hand als auch mittels Tastatur realisiert werden kann.[3]

Nun kann man mit gutem Recht einwenden, dass der Gegenstand der Sprachwissenschaft von ihr selbst längst nicht mehr so eng definiert wird, wie ihn Ferdinand de Saussure zu Beginn des 20. Jahrhunderts gefasst hat (und in seiner Tradition ganze Generationen von Linguistinnen). Seit der »pragmatischen Wende« in den 1960er Jahren hat sich in der Linguistik die Vorstellung etabliert, dass sich Sprachwissenschaft – zumindest *auch* – mit Phänomenen des Sprach*gebrauchs* beschäftigen kann und darf oder sogar muss.[4] Und im Gebrauch spielt dann eben nicht nur das Verhältnis eines Buchstabens zum Lautsystem und die Relation eines geschriebenen Wortes zu seiner kontextabstrakten Bedeutung eine Rolle, sondern auch der Ort und das Aussehen von Geschriebenem.[5] Eine Leserin sieht nicht einfach durch die Form eines Schriftzeichens hindurch auf den sprachlichen ›Inhalt‹, wie es

3 Faktisch ist die Schrift-Realisierung am Computer beschränkt durch den Unicode (und das Vorhandensein einer entsprechenden Schrift-Datei auf dem Rechner) und das Schreiben mit der Hand bzw. dem Stift limitiert durch die Fertigkeit und das Wissen der Schreiberin (vgl. zum Unicode-Konsortium als »Gatekeeper«: Dürscheid 2018).

4 Inzwischen gehört es, wie Mechthild Habermann und Arne Ziegler bereits 2012 festgehalten haben, »mancherorts schlicht zum zeitgenössischen ›guten Ton‹ in der linguistischen wissenschaftlichen Gemeinschaft [...], sich selbst und seine Arbeiten als ›pragmatisch‹ zu deklarieren« (Habermann & Ziegler 2012: 1).

5 Selbstverständlich ist die Relevanz der Schriftgestalt im Gebrauch allerdings (noch immer) nicht. Auch in neueren linguistischen Arbeiten wird der Schrift, wie Jürgen Spitzmüller treffend festhält, häufig »nur *eine* Funktion zugeschrieben [...] – nämlich die Funktion der Evokation bzw. Repräsentation von Zeichentypen, seien es nun Phoneme, Grapheme, Buchstabentypen oder auch grössere bedeutungstragende bzw. syntagmatische Typen wie Silben, Morpheme oder Wörter« (Spitzmüller 2013: 91, Hervorhebung im Original). Mit der vorliegenden Untersuchung wehre ich mich, wie Spitzmüller, explizit und mit Nachdruck gegen diese »Monofunktionalitätsvorstellung« (ebd.).

eine von Jürgen Spitzmüller (2013: 29)[b] als »Transparenzhypothese« identifizierte theoretische Position suggeriert. Die Gestalt und Materialität von Geschriebenem wirkt mit an seiner Bedeutung und ist insbesondere für seine sozialsemiotische Dimension wichtig (vgl. Spitzmüller 2013).[6] Derselbe Satz kann, wurde er in einer ›gebrochenen‹ Schrift (wie Fraktur) anstelle einer Antiquaschrift (wie Times) realisiert, etwas anderes bedeuten oder sogar nur in einem der beiden Fälle sinnvoll interpretiert werden. Das zeigt z. B. der folgende Aufruf: »**Gehen Sie wählen!** Andere tun es auch.«[7] Die kommunikative Bedeutung dieses Beispiels ist wesentlich verknüpft mit der Form der verwendeten Schriftzeichen und deren Konnotation: Vor dem Hintergrund, dass gebrochene Schriften heute (in Europa, in den meisten Kontexten)[8] »stark mit Nationalismus, Nationalsozialismus und Reaktionismus in Verbindung gebracht« werden (Spitzmüller 2013: 307), handelt es sich hier nicht um einen ganz allgemeinen Wahlaufruf, sondern um einen politisch gefärbten: Mit »Sie« sind all jene gemeint, die sich nicht zu den »Anderen«, zu den Nationalsozialistinnen, zählen – die wiederum als solche einzig durch die Schriftwahl identifiziert sind.[9]

6 Es eine zentrale und inzwischen etablierte Erkenntnis der Soziolinguistik, dass linguistische Variablen soziale Bedeutung tragen (können), vgl. Sebba 2012: 3. In den letzten Jahren haben verschiedene Untersuchungen gezeigt, dass es sich auch bei (orthographischen bzw. graphematischen) Schreibweisen und der Schriftwahl um Variablen handelt, die sozialsemiotisch höchst relevant und insbesondere für die Etablierung und Kommunikation von Gruppenidentitäten bedeutsam sein können, vgl. z.B. Sebba 2009 und die Beiträge in Jaffe et al. 2012.

7 Das Beispiel stammt aus einer österreichischen Wahlwerbung aus den 1990er Jahren; vgl. Spitzmüller 2013: 312 und auch schon Schopp 2002: 113.

8 Die Fraktur ist »für die Amerikaner eine unbelastete historische Schrift mit ungewohnten Formen und für die Japaner eine der Schriften des Westens unter anderen« (Willberg 2017: 11). Im deutschen Sprachraum haben gebrochene Schriften eine bewegte Geschichte (vgl. Polenz 1996), gegenwärtig z. B. in der Hip-Hop-Szene aber eine andere Bedeutung als die hier angesprochene (vgl. Spitzmüller 2013: 321–322, siehe zur Fraktur allgemein: ebd.: 203–205 und 297–324).

9 Zentral ist dabei übrigens nicht einfach die Schriftwahl, sondern die Schriftkombination. Die beschriebene Bedeutung beruht wesentlich auf dem Kontrast zweier Schriften: »Gehen Sie wählen! Andere tun es auch«, hätte offensichtlich eine ganz andere Bedeutung (das »Sie« entspräche hier wohl gerade jenen »Anderen« im oben dargestellten Originalbeispiel und vice versa).

b Hochgestellte Kleinbuchstaben verweisen auf Endnoten (Formalia), vgl. S. 247.

Doch selbst aus dieser Perspektive, wenn man also mit einbezieht, dass das Aussehen und die Materialität von Schrift sprachwissenschaftlich relevant sind bzw. sein können, selbst dann ist Handschrift kein Gegenstand der Linguistik. Relevant ist ja ›nur‹ die Form der Schriftzeichen und nicht die Art, wie diese Form zustande kommt. Die Verbindung von Form und Konnotation bzw. Assoziation funktioniert (das entsprechende Wissen bei der Rezipientin vorausgesetzt) unabhängig davon, ob die Buchstaben gepinselt, getippt oder aufgenäht wurden. Das wird unmittelbar deutlich, wenn man sich Fälle vor Augen führt, bei denen man dem Geschriebenen das Werkzeug, mit dem geschrieben wurde, nicht mehr ansieht, die Spuren der Hervorbringung der Schrift also (weitgehend) getilgt sind: Man erkennt an einer WhatsApp-Nachricht z. B. nicht, ob sie getippt oder diktiert wurde. Sprache, der Gegenstand der Linguistik, hängt an der Schrift (bzw. am Geschriebenen), nicht am Schreiben. Deshalb ist Handschrift, als *produktions*spezifische Ausprägung von Schrift, kein Gegenstand der Linguistik.

Natürlich könnte man als Linguistin diese Produktion näher betrachten; die Untersuchung des Sprechens, also der Produktion gesprochener Sprache, ist schliesslich ein etablierter Gegenstand der Sprachwissenschaft. Das Thema wäre dann zwar nicht Hand*schrift*, immerhin aber Hand*schreiben*.[10]

Auch dagegen gibt es aber plausible Argumente: Zum einen ist das Sprechen für die Linguistik v. a. deswegen interessant, weil es unmittelbar an der in aller Regel synchron stattfindenden Face-to-Face-Interaktion beteiligt und damit kommunikativ relevant ist. In der durch Schrift hervorgerufenen »zerdehnten Sprechsituation« (Ehlich 1994: 23) verliert die Sprach*produktion* hingegen ihre Bedeutung; was immer die Schreiberin zum Zeitpunkt des Schreibens wahrgenommen, gedacht und getan hat, ist der Leserin nicht mehr zugänglich (bzw. nur insofern es sich im Geschriebenen wiederfindet) und damit nicht relevant. Kommunikation mit und durch (Hand-)Schrift beruht, wie Hausendorf et al. (2017) plausibel dargelegt haben, auf der *Lesbarkeit* von Texten und nicht auf deren Geschriebenwerden.

10 Das Substantiv »Handschreiben« wird hier als Bezeichnung für den Prozesse des Schreibens von Hand und nicht für dessen Resultat, also eine handschriftliche Mitteilung, verwendet (vgl. dazu ausführlich Kap. 5.3.3).

Zum anderen ist mit dem Ausdruck »Handschrift« (bzw. »Handschriftlichkeit«) zwar die Produktion von Geschriebenem angesprochen, aber explizit nicht jener Aspekt, der die kognitive und kreative Sprachproduktion betrifft. Die Spezifizierung eines Schreibprozesses durch den Zusatz »mit der Hand« bezieht sich einzig auf die motorische/mechanische Seite der Hervorbringung von Geschriebenem und nicht auf Formulierungsprozesse. Im Gegensatz z. B. zum *wissenschaftlichen* Schreiben, zum *kreativen* Schreiben oder zum *journalistischen* Schreiben geht es beim *Hand*schreiben nicht um das Verfassen, sondern ›nur‹ um das (motorische/mechanische) Schreiben von Texten (siehe zu dieser Unterscheidung unten, Teil II). Dieser Prozess ist vielleicht interessant für Bewegungswissenschaftlerinnen, aber nicht für Linguistinnen.

# 1 Handschriftlichkeit als Gegenstand der Sprachwissenschaft

In dieser Untersuchung wird ungeachtet von allem, was bisher gesagt wurde, *selbstverständlich* die Ansicht vertreten, dass Handschrift ein Gegenstand der Linguistik ist bzw. sein kann. Trotzdem darf der vorangehende Abschnitt nicht als rhetorische Effekthascherei (miss-)verstanden werden; der Status der Handschriftlichkeit als sprachwissenschaftlich relevanter Gegenstand ist tatsächlich prekär: Die allermeisten genuin *linguistischen* Fragen, die sich bei der Betrachtung des Phänomens Schrift stellen, sind nicht spezifisch an *Hand*schriftlichkeit gebunden. Erst in der Auseinandersetzung mit den genannten Argumenten gegen die Beschäftigung mit einer Schrift, die »nur« durch ihre Hervorbringung näher bestimmt ist, wird deutlich, wo eine ›Handschriftlinguistik‹ ihren theoretischen und methodischen Platz hat.

Die oben beschriebene Irrelevanz des Schreibprozesses für die kontextabstrakte Bedeutung von Geschriebenem und für dessen Relation zur (gesprochenen) Sprache lässt sich nicht leugnen: Handschrift bietet sich für sprach*systematische*[11] Betrachtungen deswegen tatsächlich nicht als Gegen-

11 Die hier und bereits weiter oben angesprochene, in der Linguistik etablierte Unterscheidung zwischen Sprach*system* und Sprach*gebrauch* wurde zu Recht verschie-

stand an. Mit Blick auf den Sprach*gebrauch* sind die bisherigen Ausführungen aber in zweierlei Richtungen zu kommentieren und zu präzisieren.

Zum einen betrifft das die konkrete Gestalt der Schrift bzw. des Geschriebenen und die Frage, inwiefern diese sprachlich relevant und mit dem Schreiben als Prozess verknüpft ist. Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass es in der kommunikativen Realität durchaus eine Rolle spielt, in welcher konkreten Gestalt ein Buchstabe |a| einer Leserin entgegentritt: Die Aldus, eine dynamische Antiqua,[12] strahlt in den Augen der meisten Leserinnen so etwas wie »universelle Gelassenheit« aus (Willberg 2017: 50), während die Egyptienne-Variante **Souvenir** eine »etwas nostalgisch angehauchte Anmutung« hat (Willberg 2017: 59), die statische Antiqua Bodoni an »Modemagazine und Parfüm« erinnert (Kupferschmid 2009: 45) und die Fraktur vielen als »Nazi-Schrift« gilt (Willberg 2017: 11; s. o. Anm. 8). Schrift ist jenseits der Annotation sprachsystematischer Grundformen bedeutsam und wird von Schreiberinnen und Gestalterinnen – bewusst oder unbewusst – entsprechend eingesetzt. Kurz: Graphische Variation ist eine soziale Praxis (vgl. Spitzmüller 2013).

Diese soziale Praxis und die damit verbundenen Bedeutungszuschreibungen zeigen sich nicht nur in der Wahl einer konkreten Schrift (die Stöckl [2004: 22] zur Ebene der »Mikrotypographie« zählt), sondern auf allen Gestaltungsebenen.[13] Auch die Anordnung des Geschriebenen auf der Fläche, Hervorhebungen und Strukturierungen sind kommunikativ und (sozial-) semiotisch relevant. Für das Thema Handschriftlichkeit von kaum zu über-

dentlich kritisiert, weil sie forschungshistorisch nicht korrekt dargestellt wird (vgl. Krämer 2002b) und weil sie in ihren theoretischen Implikationen höchst problematisch ist (vgl. Krämer 2001b). Darüber hinaus erweckt sie schon in der Wortwahl den falschen (!) Eindruck, der Sprachgebrauch sei unsystematisch. – Das ändert aber nichts daran, dass Handschriftlichkeit für denjenigen linguistischen Forschungszweig, der sich mit der »Sprache hinter dem Sprechen« (Krämer & König 2002) beschäftigt, weitgehend uninteressant ist.

12 In diesem Abschnitt folge ich der Schriftklassifikation des Typografen Hans Peter Willberg (2017) – allerdings ist eine Schrifttypologie, die vom Alphabet ausgeht, nicht unproblematisch (s. u. Kap. 4.4.1).

13 Stöckl geht in seinen Überlegungen von getipptem Text aus, wie schon die Bezeichnung der Ebenen als »-typographie« zeigt. Einige Unterscheidungen taugen für Handgeschriebenes deshalb nur sehr bedingt (z. B. die Ebene der Mesotypographie, zu der Stöckl u. a. Merkmale wie »Grauwert«, »Durchschuss« und »Ausrichtung des Textes« zählt, vgl. Stöckl 2004: 22), dennoch scheint mir die Übernahme seiner Terminologie hier zweckmässig.

schätzender Bedeutung sind jene Merkmale, die Stöckl als *paratypographisch* bezeichnet und die sich auf die »Materialität der Dokumentgestaltung« beziehen (Stöckl 2004: 23).[14] So wie das Gesprochene neben den sprachlich distinktiven, *verbalen* Merkmalen immer und unweigerlich auch *paraverbale* Eigenschaften besitzt (d.h. Klangqualitäten wie Lautstärke, Intonation, Prosodie etc.), die aus dem Artikulationsprozess hervorgehen und von der Hörerin interpretiert werden (z.B. als Hinweis auf das Geschlecht der Sprecherin oder deren Gesundheits- oder Gemütszustand), trägt auch das Geschriebene immer Spuren seiner Realisierung. Insofern ist die Entkoppelung von Schrift, Schreiben und Geschriebenem, der weiter oben das Wort geredet wurde, eine rein analytische. Faktisch ist das Geschriebene vom Schreiben nicht zu trennen. Die Spuren können zwar verwischt und sogar gänzlich getilgt werden, wie bei einer WhatsApp-Nachricht, der man nicht ansieht, ob sie diktiert oder getippt wurde. Sind sie aber sichtbar, werden sie – bewusst oder unbewusst – sozialsemiotisch gelesen und interpretiert (oder haben mindestens das Potenzial dazu). Genau an dieser Stelle wird der Herstellungsprozess, das Schreiben, für das Geschriebene semiotisch relevant und damit als Gegenstand für die Linguistik interessant. Für das Handschreiben gilt das sogar in besonderem Masse, zumal die paratypographischen (oder besser: die *para-graphischen*) Merkmale des Handgeschriebenen gesellschaftlich und kulturell relevant gesetzt und als bedeutsam interpretiert werden (s.u. Teil III).

Daneben gibt es, wie gesagt, noch einen anderen Aspekt, der mit Blick auf den Sprach- bzw. Schrift*gebrauch* zu kommentieren und präzisieren ist. Um diesen zu verstehen, muss man sich zuerst einige grundsätzliche Eigenschaften der Kommunikation mit und durch Schrift vergegenwärtigen: Aus einer ganz allgemeinen, soziologischen Perspektive dient Kommunikation der Koordination von Individuen in einer Gruppe oder einer ganzen Gesellschaft und ist damit *das* elementare Instrument, um gemeinsam all jene Probleme zu lösen, die sich beim (Zusammen-)Leben stellen. Mit »Problem« ist dabei nicht nur die Organisation von offensichtlich komplexen Kooperationen – vom gemeinsamen Jagen von Tieren bis hin zum Bau von Brücken

14 Es ist kein Zufall, dass Stöckl zur Illustration dieser Ebene (und *nur* dieser Ebene) ein Beispiel wählt, in dem »die Schrift ihren *handgemalten*, verschmierten Charakter« offenbart (Stöckl 2004: 38; Hervorhebung AG).

oder Entwickeln von Technologien – gemeint, sondern es geht auch um basale Aufgaben der Verständigung, die meist unterhalb der Bewusstseinsschwelle liegen.[15] Diesen sehr unterschiedlichen Problemen, die mit sprachlichen Mitteln bearbeitet und gelöst werden (müssen), ist nun gemeinsam, dass sie nicht singulär auftauchen, sondern wiederholt: Die Welt ist in vielfacher Hinsicht zyklisch organisiert (bzw. wird von uns so wahrgenommen) und schon die rudimentärsten Formen von Vergesellschaftung beruhen wesentlich auf der Etablierung von Abläufen und (deren) Wiederholung (also auf Habitualisierung und Routinisierung, vgl. Knoblauch 2009: 311). Ist ein Problem gelöst, geht die Lösung in das Erfahrungswissen der Beteiligten ein und wird von ihnen reaktiviert, sobald sich das Problem erneut stellt. Lösungen können sich so über den Erfahrungs- und Handlungsraum einzelner Individuen und Gruppen hinaus systematisch verfestigen (›etablieren‹) und musterhaft werden.[16] Das heisst nicht, dass die etablierte Lösung immer und immer wieder in exakt derselben Weise reproduziert wird (die Probleme sind ja auch nicht *exakt* dieselben). Vielmehr bildet sich eine Art Prototyp heraus, an dem sich jedes neue Problemlösungsverfahren orientiert bzw. den es mit mehr oder weniger Varianz imitiert. Auf diese Weise entsteht musterhaftes kommunikatives Verhalten. Der Sprachgebrauch ist durchzogen von Mustern dieser Art und zwar auf sämtlichen Ebenen. Sie betreffen grössere Abläufe und Sprachhandlungskomplexe ebenso wie kleine und kleinste Bestandteile des Sprechens und Schreibens. Im Begrüssen und Verabschieden, Eröffnen und Beenden von Gesprächen, in der Organisation und der Sequenzialität des Sprechens, in der Themenentfaltung, der sozialen Positionierung der Beteiligten, in der Rahmung von kommunikativen Ereignissen bis hin zur Einrichtung der dafür vorgesehenen Räume: Überall können Muster entdeckt werden, die ineinander verschachtelt und

15 Das hier vertretene Verständnis von Sprache und Sozialität beruht wesentlich auf den wissenssoziologischen Arbeiten von Thomas Luckmann & Peter L. Berger (1977 [1966]); vgl. auch Luckmann 1986 und Knoblauch 2009. Aus der Sicht der Interaktionslinguistik vgl. auch Hausendorf 2015. Kritisch kommentiert wird diese Auffassung von »Problem« in Spitzmüller 2013: 243.

16 Berger & Luckmann (1977 [1966]: 62) sprechen im Zusammenhang mit dieser Weitergabe von Routinen an Dritte von »Institutionalisierung«. Zur Verwendung des Ausdrucks »Muster« in der Sprachwissenschaft vgl. Brommer 2018: 49–51 und Bubenhofer 2009: 18–21.

aufeinander bezogen sind.[17] So lassen sich grössere Einheiten wie Gespräche und Texte in »kommunikative Gattungen« (Luckmann 1986: 200–206) bzw. Sorten einteilen. Ein Bewerbungsgespräch gleicht in vielen Elementen anderen Bewerbungsgesprächen, unterscheidet sich aber deutlich von Podiumsdiskussionen, Kaffeekränzchen und Heiratsanträgen.[18] Alleine die Tatsache, dass uns für diese Gattungen jeweils eigene Bezeichnungen zur Verfügung stehen, macht deutlich, wie sehr sie etabliert sind. Dabei sind sowohl die Bestandteile einer Gattung oder einer Sorte (bzw. der sie konstituierenden Exemplare) als auch die Kombination dieser Bestandteile musterhaft. Umgekehrt sind die Texte oder Gespräche oft selbst Teil von grösseren Mustern und eingebunden in Handlungsabläufe, in »kulturelle Praktiken« (vgl. Linke 2010a).[19]

Ein Beispiel: Will ein Unternehmen eine freigewordene Arbeitsstelle neu besetzen, ist das in vielfacher Hinsicht ein komplexes (kommunikatives) Problem. Nun ist eine solche Situation – zum Glück für alle Beteiligten – kein Einzelfall, so dass nicht für jedes Teilproblem eine neue Lösung gefunden und ausgehandelt werden muss. Es haben sich bereits Muster und Abläufe etabliert, die alle Involvierten mehr oder weniger gut kennen (auch wenn

17 Für all diese Bereiche finden sich in der Sprachwissenschaft Expertinnen: Mit Gesprächen und ihrer Organisation beschäftigt sich die Konversations- bzw. Gesprächsanalyse, mit der Themenentfaltung u. a. die Textlinguistik, mit den sozialen Rollen der Beteiligten z. B. die Soziolinguistik und der gebaute und eingerichtete Raum ist in den letzten Jahren in den Fokus einerseits der Interaktionslinguistik (vgl. z. B. Hausendorf & Schmitt 2013 und Hausendorf 2015: 61–65) und andererseits der Kulturlinguistik gerückt (vgl. z. B. Linke 2002 und 2018).

18 Allerdings kann nicht jedes Gespräch, jeder Text und jede Sprachhandlung einer Klasse zugeordnet werden und ist durch Musterhaftigkeit gesteuert: »Manche kommunikativen Handlungen werden vom Handelnden von Fall zu Fall sozusagen spontan aufgebaut und gleichsam in eigener Regie durchgeführt« (Luckmann 1986: 201).

19 Die Ausdrücke »Praktik« und »Praxis« sind »in aller Munde« und »auf dem Weg, sich zu Grundbegriffen zu entwickeln« (Deppermann, Feilke & Linke 2016: 1). Entsprechend uneinheitlich ist ihr Gebrauch. Das gilt insbesondere im Zusammenspiel mit der Bezeichnung »kommunikative Gattung«, wo »Praktik« sich z. T. auf kleinere, z. T. auf übergeordnete Einheiten bezieht, manchmal aber auch als allgemeinerer bzw. anders fokussierter Terminus (quasi-)synonym zu »Gattung« fungiert (vgl. Linke 2010b: 260–261; Deppermann, Feilke & Linke 2016; Günthner 2019: 272–274). Hier soll mit »kulturelle Praktik« – analog zu Linke 2010a – auf grössere, dynamische Handlungskontexte, in die kommunikative Gattung und Textsorten eingebettet sind bzw. sein können, referiert werden.

sie sich dessen vielleicht gar nicht bewusst sind). Dazu gehört zum Beispiel die kommunikative Gattung *Bewerbungsgespräch*, die bzw. das »durch typische strukturelle Eigenschaften gekennzeichnet« ist und sowohl »obligatorische Bestandteile« und »Beschränkungen« als auch »starke thematische Routinen« enthält (Birkner 2001: 55; in Pache 2004 ist von gattungskonstitutiven »stilistischen Praktiken« die Rede). Bewerbungsgespräche sind in vielfacher Weise musterhaft. Zur Besetzung einer Stelle gehört aber nicht nur das Bewerbungs- bzw. Vorstellungsgespräch (das heute z.T. durch Assessment-Center abgelöst wird); es gibt weitere »Kernelemente« (Linke 2010a: 130) wie die schriftliche *Bewerbung*, die wiederum die Textsorten *Bewerbungsbrief* und *Lebenslauf* enthält. Diese gehören typischerweise zur kulturellen Praktik des *Bewerbungsverfahrens* (bzw. *Stellenbesetzungsverfahrens*) und sind selbst auf unterschiedlichen (typo-)graphischen Ebenen musterhaft. Ihre (innere) Musterhaftigkeit korrespondiert dabei einerseits mit dem spezifischen Teilproblem, als dessen Antwort sie sich etabliert haben, und andererseits mit den anderen Elementen des ganzen Prozesses. Das Bewerbungsgespräch bezieht sich auf den Bewerbungsbrief, der sich auf den Lebenslauf und die Stellenausschreibung (ein weiteres Kernelement) bezieht und vice versa (wenn z.T. vielleicht auch nur in Form einer Antizipation). Keines dieser Elemente, keine Textsorte und kein Gespräch, kann in einer isolierten Betrachtung adäquat erfasst und verstanden werden.[20]

Genau in diesem systematischen Eingebunden-Sein von Geschriebenem ist nun die Art seiner Realisierung, ist die konkrete Art des Schreibens und damit auch die Handschriftlichkeit von linguistischem Interesse. Wenn ein Element einer kulturellen Praktik – z.B. der Bewerbungsbrief – typischerweise musterhaft von Hand geschrieben wird, obwohl er auch (mit der Schreibmaschine oder dem Computer) getippt werden könnte, geschieht das nicht zufällig, sondern ist als Strategie zur Lösung eines (Teil-)Problems sprach- und kommunikationswissenschaftlich relevant. Mit der Art, wie sie schreibt,

20 Das betrifft nicht nur sprachliche bzw. kommunikative Phänomene, sondern im Prinzip jedes kulturelle Produkt und jede kulturelle Praktik. Diese Erkenntnis einer universellen Kontextgebundenheit, hat in den *Cultural Studies* zu einem »radikalen Kontextualismus« (Grossberg 1999: 58–68) geführt. Nicht nur aufgrund dieser theoretisch-methodischen Übereinstimmung versteht sich die vorliegende Untersuchung (auch) als Beitrag zum »Projekt« *Cultural Studies* – obwohl sie nicht explizit politisch-interventionistisch ausgerichtet ist (vgl. Hepp 2010: 17–22).

mit der Wahl des Werkzeugs und der Schrift, reagiert die Schreiberin auf die Funktion des Geschriebenen innerhalb eines grösseren Kontextes – und zwar meist nicht individuell nach Lust und Laune, sondern musterhaft entsprechend der vorhandenen kultur- und gegenwartsspezifisch etablierten ›Trampelpfade‹. Es ist Aufgabe der Linguistik, herauszufinden, weshalb sich ein solcher sprachgebundener Pfad (ein »Phänomen der dritten Art«, vgl. Keller 2014: 87) an einer gewissen Stelle und auf eine bestimmte Weise gebildet hat. Es ist Aufgabe der Linguistik, herauszufinden, wo und weshalb in einer Gesellschaft, in der jede jederzeit eine Tastatur in der Hosen- oder Handtasche mit sich herumträgt, (noch?) mit der Hand bzw. dem Stift geschrieben wird.

# 2 (Linguistische) Zugänge zu Handschriftlichkeit

Die Ausführungen zur linguistischen Relevanz des Handschreibens implizieren bereits eine theoretische und methodische Verortung der vorliegenden Untersuchung innerhalb der Sprachwissenschaft: Sie schliesst an Erkenntnisse aus der Soziolinguistik an und steht, wie ich im Folgenden kurz ausführen möchte, am Schnittpunkt von Kulturlinguistik, Diskurslinguistik und einer ethnomethodologisch geprägten Textlinguistik.

Da Schrift und Schreiben explizit als kulturell und gesellschaftlich determinierte Phänomene gefasst werden, die eng mit dem kontextgebundenen Sprachgebrauch und den Wahrnehmungen und Wertungen der Schreiberinnen verknüpft sind, kommt ein rein sprachsystematischer Zugang, der von konkreten Schreibroutinen und den diese umfassenden kulturellen Praktiken abstrahiert, für diese Untersuchung nicht in Frage. Aber auch ein psycholinguistisches Experiment, in dem zum Beispiel eine ausgewählte Gruppe von Personen unter kontrollierten Bedingungen Texte mit dem Stift (und der Tastatur) schreibt, würde dem *kulturellen* Phänomen Handschrift nicht gerecht. Seine kommunikative Relevanz würde damit eher verstellt als zugänglich gemacht. Damit soll nicht gesagt sein, dass Schreibexperimente nutzlos sind, die z. B. das Tippen am Computer und das Schreiben mit dem Kugelschreiber kontrastiv gegenüberstellen (vgl. z. B. Mueller & Oppenheimer 2014) oder die der Frage nachgehen, welche (Hand-)Schrift für das (Hand-)Schreiben z. B. im Schulunterricht am sinnvollsten ist (vgl. Wicki & Hurschler Lichtsteiner

2014).[21] Im Gegenteil: Solche Untersuchungen sagen natürlich etwas über den Schreibprozess aus, liefern wertvolle Informationen für die Didaktik und können z. B. als Grundlage für schulpolitische Entscheidungen dienen. Interessiert man sich aber für die gesellschaftliche Funktion und das sprachliche Potenzial von Handschrift und Handschreiben im Allgemeinen, muss der Schriftgebrauch in seinem ›natürlichen‹ Vorkommen, d. h. heisst innerhalb grösserer Handlungsabläufe, erfasst und rekonstruiert werden.

Mit »Rekonstruktion« ist nicht gemeint, dass eine bestimmte Art, mit der Hand zu schreiben, simuliert, also Stück für Stück nachgespielt werden soll (im Sinn eines *Reenactments*). Von sprachwissenschaftlichem Interesse sind nicht die motorischen Abläufe einer Schreibhandlung. Soll Handschriftlichkeit als Teil der sozialen Wirklichkeit rekonstruiert werden, ist der Schreibvorgang nicht als oberflächlich sichtbare, körperliche Bewegung relevant, sondern als kommunikative Handlung innerhalb eines kultur- und gesellschaftsspezifischen Bedeutungs- und Interpretationsrahmens.

Es geht also einerseits um die intersubjektive Wahrnehmung und Bewertung von Handschriftlichkeit, d. h. um das gesellschaftlich geteilte Wissen über sie. Dabei ist unter »Wissen« nicht eine der Welt enthobene, quasi kosmische Erkenntnissicherheit zu verstehen, sondern »komplex vermittelte Bewusstseinsinhalte, die als kognitive Repräsentationen von unmittelbaren und mittelbaren Erfahrungen abgeleitet sind« (Spitzmüller & Warnke 2011: 41). Sichtbar werden solche geteilten »kognitiven Repräsentationen« in gesellschaftlichen Debatten, bzw. besser: in Diskursen. Das, was eine Gemeinschaft über Handschriftlichkeit weiss, ist bestimmt durch alles, was in dieser Gemeinschaft zu Handschriftlichkeit gesagt und geschrieben wird (bzw. gesagt und geschrieben werden *kann*).[22] Im Diskurs über Handschrift wird sie als kommunikatives und kulturelles Phänomen empirisch greifbar.

21 Einen Überblick über neuere experimentelle Studien, die sich mit dem Zusammenhang von Handschreiben, Tippen und Gedächtnis befassen, gibt Bulut 2019: 4–5.

22 Was ein Gegenstand, ein Phänomen oder ein Ereignis für eine Gemeinschaft darstellt bzw. ist, d. h. was es über ihn oder es zu wissen gibt, lässt sich nicht auf die Eigenschaften reduzieren, die er oder es in den Augen der Betrachterinnen besitzt (und schon gar nicht auf jene, die auch tatsächlich in irgendeinem Text oder Gespräch erwähnt werden). Das gesellschaftlich geteilte Wissen über Handschriftlichkeit ist wesentlich dadurch bestimmt, was man über das Schreiben von Hand zu einem bestimmten Zeitpunkt wissen, denken und sagen *kann* (vgl. Foucault 1992 [1973]: 67–68).

Andererseits wird sie aber auch in der Musterhaftigkeit der Textsorten fassbar, die prototypisch von Hand geschrieben werden. Als etablierte Antworten auf wiederkehrende Probleme (s. o.) verweisen kommunikative Gattungen und Textsorten zurück auf Sprach- und Schreibhandlungen in ihrer kulturellen Signifikanz. Natürlich kann eine Schreiberin so gut wie jeden Text mit dem Stift realisieren. Wenn bestimmte Texte aber immer wieder und von verschiedenen Schreiberinnen von Hand verfasst werden, spiegelt sich darin zum einen das Problem, das mit diesen Texten gelöst bzw. bearbeitet wird, und zum anderen die Funktion, die dabei das Handschreiben einnimmt. Es geht bei der Rekonstruktion von Handschriftlichkeit also auch um habitualisierte, intersubjektive Schreibhandlungen (um Handschriftlichkeit als »Institution« im Sinn der Wissenssoziologie). Für eine Analyse zugänglich werden diese in Textsorten und zwar in doppelter Hinsicht: in ihrer kulturellen Einbettung und in der Musterhaftigkeit der einzelnen Textexemplare.

## 2.1 Diskurslinguistischer Zugang

Während man mit Blick auf konkrete Gegenstände – wie einen Baum, den Mond oder eine Zahnbürste – noch halbwegs schlüssig dafür argumentieren könnte, diese würden auch jenseits ihrer Wahrnehmung durch Menschen existieren,[23] verbietet sich eine solche Vorstellung für komplexe Phänomene wie Handschriftlichkeit. Handschrift und das Schreiben von Hand sind Dinge, die nur durch ihre Wahrnehmung und Benennung durch Menschen bestehen. Bestimmte Teile der so hervorgebrachten (oder imaginierten) Entitäten sind individuell und singulär; sie sind für das Erfassen des Phänomens aber kaum von Interesse (und auch nicht greifbar). Das meiste von dem, was und wie Handschriftlichkeit *ist*, d. h. was der Ausdruck »Handschriftlichkeit« bedeutet, wird aber intersubjektiv ausgehandelt und als ›Wissen‹ geteilt (s. o.).[24]

23 Selbstverständlich ist das nicht. Die Frage, ob die Welt auch dann existiert, wenn sie niemand sieht, beschäftigt die Philosophie schon seit Jahrhunderten und kam spätestens mit Heisenbergs Unschärferelation auch in den Blick der theoretischen Physik. Gesellschaftlich und kommunikativ relevant ist eine Realität jenseits jeder menschlichen Wahrnehmung aber ohnehin nicht.

24 Dabei darf nie vergessen werden, dass dieses Wissen *stratifiziert* ist. Die Annahme, eine ganze Gesellschaft teile ein bestimmtes

Dieser Aushandlungsprozess verläuft entlang von Diskursen. Das heisst: Was ein Gegenstand oder ein Phänomen für ein bestimmtes Individuum ist, hat dieses Individuum gelernt und erfahren über den ihm zugänglichen Ausschnitt der gesellschaftlichen Debatte über eben diesen Gegenstand oder eben dieses Phänomen.[25] Zu dieser Debatte bzw. diesem Diskurs gehören private Gespräche unter vier Augen ebenso wie Fernsehberichte mit Millionenpublikum, kurze, ephemere Texte wie Notizzettel genauso wie Leitartikel in grossen Tageszeitungen. In der Summe ergibt sich ein kaum zu durchdringendes oder begrenzbares Geflecht von sprachlichen Äusserungen, in denen ein Phänomen wie Handschrift emergiert.

Die in der Tradition der Historischen Diskurssemantik stehende Diskurslinguistik hat, im Zusammenspiel mit korpuslinguistischen Ansätzen (vgl. Bubenhofer 2013), Methoden entwickelt, um diesem komplexen Geflecht Herrin zu werden und es sinnvoll zu bearbeiten (vgl. Spitzmüller 2017). Auf diese Methoden, insbesondere auf die *Diskurslinguistische Mehrebenenanalyse* (DIMEAN; vgl. Spitzmüller & Warnke 2011) greife ich zurück, um Handschriftlichkeit als Diskursphänomen mit sprachwissenschaftlicher Expertise zu erfassen (s. u. Teil III).

## 2.2 Kulturlinguistischer Zugang

Das intersubjektiv geteilte Wissen (zum Beispiel über Handschriftlichkeit), das entlang von Diskursen emergiert und in diesen greifbar wird (s. o.), ist nicht überall auf der Welt, d. h. nicht in allen Gesellschaften, identisch und es ist nicht in Stein gemeisselt. Was Menschen über die Welt wissen und wie sie sie wahrnehmen, ist nicht nur stets diskursvermittelt, es ist auch eng ver-

Wissen, ist eine Abstraktion. Sie klammert aus, dass eine junge, in der Stadt lebende Studentin mit bildungsbürgerlichem Hintergrund eine ganz andere Weltwahrnehmung und damit auch ganz andere Gewissheiten (z. B. über Handschriftlichkeit) hat als z. B. ein Rentner, der in den 1960er Jahren als Gastarbeiter aus Italien in die Schweiz kam und auf dem Land wohnt. Das Konzept des geteilten Wissens ist nicht nur für ganze Gesellschaften, sondern auch für ihre Teile, für soziale Gruppen aller Art, konstitutiv.

25 Wobei die ›eigenen‹ individuellen Erfahrungen einer Person durch ihre Äusserungen selbst wieder in den Diskurs einfliessen – sofern menschliche Erfahrung unabhängig von gesellschaftlich geteiltem Wissen überhaupt möglich ist.

knüpft mit der Gesellschaft, mit der *Kultur*, in der die betreffenden Menschen leben. Handschrift ist, ganz abgesehen von Unterschieden im Schriftsystem und in der Form der Zeichen, in China nicht dasselbe wie in Schweden und im Paris des 16. Jahrhunderts etwas anderes als im heutigen Paris. Wann wie mit der Hand geschrieben wird und zu welchem Zweck, hängt unmittelbar damit zusammen, welche kommunikativen Probleme sich im Zusammenleben innerhalb einer bestimmten Gesellschaft stellen und welche Textsorten sich als Antwort auf diese Probleme etabliert haben.

Mit dieser Interdependenz von Sprache (und Schreiben) und Kultur befasst sich die Sprachwissenschaft seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, seit dem ›linguistic turn‹ und dem ›cultural turn‹, (wieder) vermehrt (vgl. Linke 2014: 171–172). Jüngst hat sich ein eigener Forschungszweig dafür etabliert, auf dessen (Vor-)Arbeiten im Rahmen dieser Untersuchung immer wieder zurückgegriffen wird: die linguistische Kulturanalyse bzw. die Kulturlinguistik. Der Ausdruck »Kultur« ist dabei »nur minimal« bestimmt

> als etwas von einem menschlichen Kollektiv Hergestelltes und Getragenes; als etwas Komplexes, das aus kognitiven Elementen, Aktivitäten und Artefakten bestehen kann; und als etwas, das anders sein könnte, als es ist. (Schröter, Tienken & Ilg 2019: 3)

Linguistisch greifbar wird eine so verstandene ›Kultur‹ im musterhaften Sprachgebrauch, wobei mit Blick auf das Schreiben von Hand (im Sinne der Hervorbringung von Geschriebenem) nicht die Phänomene auf lexikalischer und syntaktischer Ebene relevant bzw. signifikant sind, sondern die Musterhaftigkeit von Textsorten und von den zugehörigen kulturellen Praktiken als »dem dynamischen Kontext solcher Texte« (vgl. Linke 2010a: 129).

Dieser Zugang zu Handschriftlichkeit impliziert, dass die Ergebnisse einer Untersuchung wie der vorliegenden nur für eine bestimmte Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit gültig sind: Der hohe Grad an Interdependenz von Schrift und Schreiben mit den Lebenswelten und Wahrnehmungen der Schreiberinnen verunmöglicht eine Verallgemeinerung über Kulturen und Epochen hinweg. Nur für jene, die bzgl. Handschriftlichkeit über denselben Common Ground verfügen und also die zu untersuchenden Textsorten und kulturellen Praktiken kennen (über denselben »Gattungshaushalt« verfügen, vgl. Luckmann 1986: 206), sind die Ergebnisse dieser Untersuchung valabel.

## 2.3 Textlinguistischer Zugang

Handschriftlichkeit (verstanden als soziales Konstrukt) zeigt sich nicht nur metasprachlich in Diskursen, sondern auch in den kulturellen Praktiken, in die sie habituell eingebunden ist, also im *Handeln* der Schreibenden und Lesenden. Schreiberinnen stützen sich auf das (geteilte) Wissen darüber, wann, wie und warum von Hand geschrieben wird, setzen es beim Gegenüber (der Leserin) voraus und aktualisieren und vollziehen es durch das Schreiben. Wird ein Notizzettel von Hand geschrieben, steht darauf in der Regel nicht: »Ich schreibe diesen Text von Hand, weil diese Art von Text auf dieser Art Papier in dieser Situation üblicherweise mit dem Stift realisiert wird und zwar deshalb, weil dieses Vorgehen sich als Lösung des spezifischen kommunikativen Problems, das ich gerade bearbeite, etabliert hat.« Dennoch geht genau das aus der Schreibhandlung hervor; das Schreiben kommentiert sich in gewisser Weise selbst. Allgemeiner gesagt: »Die Handelnden handeln nicht nur, sie zeigen in ihrer Praxis auch fortwährend an, was sie tun« (Knoblauch 2009: 309). Diese Reflexivität und die damit verbundene Vorstellung einer Vollzugswirklichkeit, in der dem Gegenüber mit jeder Handlung (durch die Art und Weise ihres Vollzugs) auch ihr Zweck bzw. Sinn signalisiert wird, wurde von der Ethnomethodologie und mit Blick auf die Ordnung in Gesprächen von der Konversationsanalyse ausführlich untersucht und beschrieben.[26] Zwar beziehen sich diese Untersuchungen fast ausschliesslich auf Face-to-Face-Interaktionen, das Konzept lässt sich aber, wie Hausendorf et al. (2017) gezeigt haben, auch auf die Kommunikation mit und durch Schrift übertragen. Aus dieser Perspektive steht einerseits alles, was ein Text bedeutet, im Text selbst, ist also an ihm sicht- und greifbar (und ist nicht etwa im Kopf der Schreiberin oder der Leserin zu suchen), andererseits ist dort aber auch seine Funktion und der Grund dafür, weshalb er aussieht, wie er aussieht, zu finden. Etwas Handgeschriebenes ist nicht nur Spur des Handschreibens im Sinn eines materiellen Rudiments, sondern es verweist auch unmittelbar auf die kommunikative Funktion des Schreibens von Hand.

26 Weder auf die von Harold Garfinkel begründete Ethnomethodologie noch auf die Konversationsanalyse kann hier ausführlich eingegangen werden. Einführend vgl. z.B. Abels 2009 (Ethnomethodologie), Birkner et al. 2019 (Konversationsanalyse) und Hausendorf 2007.

Auch die Kulturlinguistik geht im Prinzip von einer Vollzugswirklichkeit aus,[27] betrachtet die Handlungen der Menschen aber explizit im Kontext und unter Einbezug dessen, was man über die kulturellen Praktiken, in die die Textproduktion und -rezeption eingebunden sind, wissen kann. Kulturlinguistinnen haben immer mehr im Blick als das konkrete Sprachmaterial und verbinden Texte und Gespräche interpretativ mit Wissen, das sie aus anderen Quellen beziehen. Im Gegensatz dazu blendet eine ethnomethodologisch fundierte Textlinguistik, wie sie Hausendorf et al. (2017) vorschlagen, in einem ersten Schritt alles aus, was an den Text herangetragen wird. Konkret heisst das, dass einzelne (handschriftlich verfasste) Texte so betrachtet werden, als ob der Betrachterin alles in diesem Zusammenhang Selbstverständliche und Vertraute vollkommen unbekannt wäre (also etwa so wie eine Ethnologin sich den Praktiken einer unbekannten Kultur nähert). Der Text erklärt sich selbst und alles Relevante kann im Rahmen einer *dichten Beschreibung* eines oder mehrerer Textexemplare erfasst werden; also durch eine genaue, sehr nah am empirischen Material sich entlang bewegende, aber immer auch interpretierende Betrachtung.[28]

Es bieten sich also drei linguistische Zugänge zu *Handschrift* an: Die wissensorientierte, auf das Sprechen und Schreiben über Handschrift bezogene diskurslinguistische Perspektive, der auf kulturelle Praktiken (als grössere Handlungskomplexe) und die darin aufgehobenen Textsorten sich konzentrierende kulturlinguistische Zugriff und die ethnomethodologisch fundierte, textlinguistische Betrachtung von konkreten, handgeschriebenen Artefakten. Durch ihre Kombination lässt sich, wie ich zeigen werde, ein klares und dennoch differenziertes Bild davon gewinnen, welche Bedeutung(en) Handschriftlichkeit (hier und jetzt) hat.

27 Nicht zufällig gehen sowohl die Ethnomethodologie als auch die Wissenssoziologie nach Berger und Luckmann, die die Kernelemente der Kulturlinguistik liefert, auf Arbeiten des Soziologen Alfred Schütz zurück. Sie teilen also wesentliche Annahmen zur gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit (vgl. Knoblauch 2009).

28 Zur »dichten Beschreibung« als Methode (eigentlich der Ethnologie) vgl. Geertz 2015 [1973]: 9–15.

# 3 Zum Aufbau dieser Untersuchung

Zu Beginn dieser Untersuchung, bevor der Diskurs über Handschrift und die Praktiken des Schreibens von Hand in den Fokus rücken können, müssen die zentralen Begriffe geklärt werden. Worum es sich bei *Handschrift* genau handelt, ist alles andere als selbsterklärend. Wo und wie *Schrift* zu *Geschriebenem* wird, ob *Schreiben* mehr als ein rein motorischer/mechanischer Vorgang ist und wie aus Sprechen *Schrift* (oder Geschriebenes?) hervorgehen kann, muss zumindest diskutiert werden, bevor Aussagen über Bedeutung und Funktion des Schreibens von Hand möglich werden. Auf diese Einleitung folgt deshalb zuerst eine Auseinandersetzung mit zentralen Termini wie »Schrift«, »Schreiben« und »Geschriebenes« sowie den damit verbundenen Konzepten (Teil II). Das zentrale Anliegen dieses Teils ist eine möglichst klare Definition bzw. Unterscheidung von Ausdrücken, die mehrdeutig sind und in der Alltagssprache oft widersprüchlich verwendet werden. Durch ihre Eingrenzung und Erläuterung stelle ich das sprachliche Werkzeug für die Analyse in den darauffolgenden, empirisch orientierten Teilen bereit.

Als Grundlage für diese definitorischen Bemühungen dienen zum einen schriftlinguistische Arbeiten, zum anderen stütze ich mich auch auf Überlegungen aus der Semiotik, der Medientheorie und der Sprachphilosophie. Allerdings: Bei Schrift bzw. beim Schreiben handelt es sich bekanntlich um eine (wenn nicht sogar *die*) zentrale kulturelle Errungenschaft des Menschen und die (wissenschaftliche) Literatur dazu ist kaum zu überblicken. Entsprechend kann es bei der Begriffsbestimmung von Ausdrücken wie »Schrift« nicht darum gehen, die sie betreffenden Positionen und Überlegungen umfassend oder gar abschliessend darzustellen. Auch soll in diesem Buch explizit nicht der Versuch unternommen werden, eine allgemeine Theorie der Schrift zu entwickeln, auch wenn die Bearbeitung einiger sehr grundsätzlicher Fragen unumgänglich ist. Mein Zugriff auf die Forschungsliteratur ist also in einem gewissen Sinn »parasitär«, wie die Kulturlinguistin Angelika Linke einmal ihre Foucault-Lektüre genannt hat:

> Wissenschaftliches Lesen ist häufig *parasitäres* Lesen. Wir lesen sehr oft nicht, um fremde Rede in ihrem eigenen Recht und Anspruch zu verstehen, sondern um in ihr etwas für uns zu finden. Wir sind auf der Suche nach Anregung, häufig sogar schon recht gezielt auf der Suche

> nach Methoden, Modellen, Begriffen, Belegen, Gedankensplittern, die wir für ein eigenes aktuelles Denkprojekt produktiv machen können. (Linke 2015: 63, Hervorhebung im Original)

Das Schreiben von Hand provoziert eine ganze Reihe solcher »Denkprojekte« semiotischer, medientheoretischer und philosophischer Art und es soll hier kein Hehl daraus gemacht werden, dass der erste Teil *auch* dazu dient, den mit diesen Provokationen verbundenen Fragen Raum zu geben.

Nach ausführlichen Überlegungen zu den zentralen Begriffen folgen zwei Teile, die sich der oben beschriebenen linguistischen Zugriffe auf Handschriftlichkeit bedienen: einer zum (Medien-)Diskurs (Teil III) und einer zu verschiedenen (Hand-)Schreibpraktiken (Teil IV). Die Reihenfolge ist dabei nicht zufällig: Welche Praktiken aus welchen Gründen für die intersubjektive Wahrnehmung von Handschriftlichkeit zentral sind, geht (auch) aus dem Sprechen und Schreiben über sie hervor. Das heisst: Die Auswahl der Textsorten und -exemplare, die in Teil IV analysiert werden, knüpft direkt an Erkenntnisse aus der Untersuchung des Diskurses in Teil III an.

Auch im Diskurs-Teil stelle ich den Stand der Forschung nur soweit dar, wie er für meine Überlegungen relevant ist. Das umfasst einige Ausführungen dazu, was unter »Diskurs« überhaupt zu verstehen ist und welche Methoden ich anwende. Selbstverständlich darf auch eine Beschreibung des empirischen Materials, auf das ich zugreife, d. h. meiner Textsammlung bzw. meines Korpus, nicht fehlen. Dabei werde ich u. a. auf die Unterscheidung zwischen Diskurs und Korpus eingehen und erläutern, weshalb es sich bei der vorliegenden Untersuchung nicht um eine korpuslinguistische Arbeit (im engeren Sinn) handelt und weshalb auch die Bezeichnung diskurs*analytisch* nur bedingt zutrifft. Nach diesen einleitenden methodischen Bemerkungen folgt eine systematisch geordnete Darstellung der Themen, in deren Zusammenhang Handschriftlichkeit diskursiv bearbeitet wird, und der Motive, Topoi und Kollokationen, die für das gesellschaftlich geteilte Wissen über das Handschreiben konstitutiv sind. Schliesslich führe ich die verschiedenen Beobachtungen zusammen und leite daraus die zu untersuchenden Textexemplare in Teil IV ab.

Zu Beginn des Praktiken-Teils (Teil IV) wird die methodische Kombination aus kulturlinguistischem und textlinguistischem Zugang (s. o.) nochmals

erläutert und das Zusammenspiel beider Perspektiven skizziert. Danach folgen detaillierte Untersuchungen von vier Textsorten, die sich jeweils unterschiedlichen Konzepten und Funktionen von Handschriftlichkeit zuordnen lassen. Abhängig davon, was für die jeweilige Textsorte im Diskurs als besonders relevante Eigenschaft dargestellt wurde, steht dabei eher die Einbettung in kulturelle Praktiken im Fokus oder die dichte Beschreibung einzelner Texte.

Zum Schluss dieses Buches werden die Beobachtungen und Überlegungen aus dem Begriffe-, dem Diskurs- und dem Praktiken-Teil zusammengefasst und aufeinander bezogen. Dank der unterschiedlichen Zugriffe kann hier ein differenziertes und dennoch recht umfassendes Bild davon gezeichnet werden, was Handschrift(-lichkeit) gesellschaftlich und kommunikativ bedeutet, wann wir heute von Hand schreiben und wieso. Nicht zu kurz kommen wird dabei der Ausblick auf Fragen, die mit dem kulturellen Phänomen Handschrift in einer sich rasant wandelnden Welt zu tun haben, in der sehr häufig von »Digitalisierung« die Rede ist. Schon jetzt kann festgehalten werden: Aussterben wird Handschrift nicht.

# II Begriffe

Zum Nachdenken über Handschriftlichkeit gehört die Arbeit mit häufig verwendeten, aber mehrdeutigen Ausdrücken wie »Schrift«, »schreiben«, »Medium« (bzw. »Medien«) und »digital«. Wie viele hochfrequente Termini benutzen wir auch diese im Alltag ohne grosse Schwierigkeiten, wissen also, wovon wir reden oder schreiben, wenn wir sie verwenden. Wir benötigen dazu keine elaborierten Definitionen und können mit Bedeutungsunschärfen und Mehrdeutigkeiten gut umgehen. Meist lässt sich aus dem Kontext problemlos erschliessen, worauf wir uns beziehen, was wir also z. B. mit dem Wort *Schrift* in einer spezifischen Situation meinen. Für eine fundierte theoretische Auseinandersetzung mit Handschriftlichkeit ist die vorgängige Klärung einiger Termini aber unabdingbar. Dabei kann es nicht darum gehen, allgemeingültige, d. h. für jede Fragestellung sinnvolle, abgeschlossene Definitionen zu liefern; das wäre weder machbar noch wünschenswert, wie u. a. schon Michael Klemm (2002: 150–152) und Kirsten Adamzik (2016: 41) im Hinblick auf den Terminus »Text« festgehalten haben. In den folgenden Kapiteln wird die Bedeutung zentraler Ausdrücke (und ihre Relation zueinander) auf eine Weise festgelegt, wie es für diese spezifische Untersuchung nützlich ist. Es geht also ›nur‹ darum, das sprachliche Werkzeug für die weitere Arbeit vorzubereiten. Gleichzeitig sind die mit dieser Vorbereitungsarbeit verbundenen Überlegungen eine Annäherung an den Gegenstand, an *Handschrift*. Mit einem bestimmten Verständnis eines Ausdrucks ist ja auch die Modellierung des damit bezeichneten Phänomens verbunden und diese ist entscheidend für alle Aussagen, die über besagtes Phänomen gemacht werden (können). Es geht aber, das soll hier nochmals ganz explizit gesagt sein, nicht um die Entwicklung einer allgemeinen Schrift- oder gar Zeichentheorie.

Die Kapitel dieses Teils sind in gewisser Weise, d. h. meinem Verständnis der Termini entsprechend, chronologisch geordnet. Am Anfang steht die Schrift (Kap. 4), die dem Schreiben (Kap. 5) vorgelagert ist, aus dem wiederum das Geschriebene (Kap. 6) hervorgeht.

# 4 Schrift als Ressource

Der Ausdruck »Schrift« ist polysem und wird im allgemeinen Gebrauch entsprechend unterschiedlich verwendet (vgl. z. B. Duden Universalwörterbuch 2019: 1588). Wir können zum Beispiel von einer »grossen Schrift« reden, die wir auf einem Werbeplakat sehen, oder von der »verblassten Schrift« auf einem alten Briefumschlag. Schrift ist dann »das Produkt der Verwendung von Schriftzeichen« (Günther & Ludwig 1994: VIII) und wir referieren mit »gross« oder »verblasst« auf bestimmte Eigenschaften dieses Produkts. In diesen Bedeutungsbereich gehören auch lexikalisierte metonymische Übertragungen, in denen unter einer »Schrift« ein bestimmtes Werk oder ein bestimmter Text verstanden wird (wenn z. B. die Bibel als »Heilige Schrift« bezeichnet wird). Eine andere Verwendung des Ausdrucks liegt vor, wenn wir in einem Textdokument am Computer *in* oder *mit* einer bestimmten »Schrift« schreiben. Gemeint ist dann so etwas wie *Arial*, *Times New Roman*, *Garamond* oder *Palatino*, ein »Zeichensatz« den ich im Menü der Software z. B. über das Bedienfeld »Schriftart« auswähle. Schrift ist dann etwas, das bereits vor dem Schreiben existiert, etwas, das man auswählen und besitzen kann.

Es ist wichtig, sich die Differenz zwischen diesen beiden Bedeutungsaspekten von Schrift bewusst zu machen, zumal sie weniger klar und eindeutig ist, als es auf den ersten Blick scheint – und weil an ihr ein grundsätzliches Problem der Konzeption von Schrift deutlich wird. Man macht es sich auf jeden Fall zu einfach, wenn man ins Feld führt, in der ersten Verwendung sei eben von »Schrift« die Rede und in der zweiten – sprachökonomisch gekürzt – von »Schriftart(en)«. Auch wenn es sich bei dem, was ich am Computer auswähle, ›nur‹ um eine bestimmte Ausprägung einer Schrift handelt, so ist diese bestimmte Ausprägung, so sind diese spezifischen Formen doch bereits vor dem Schreiben vorhanden; man kann ja nicht in »keiner Schrift(-art)« schreiben. Die oben erwähnte »verblasste« Schrift hingegen gab es vor dem Schreiben noch nicht, sie ist während des Schreibaktes emergiert (und später verblasst).

Deshalb verwende ich in der vorliegenden Untersuchung, wann immer ich mich auf Schrift als (mehr oder weniger) materielles Produkt des Schreibens beziehe, den Ausdruck G e s c h r i e b e n e s (s. u. Kap. 6).

Im Gegensatz dazu ist S c h r i f t etwas, das schon vor dem Schreiben existiert bzw. existieren muss, damit ich mit bzw. in ihr schreiben kann; *Garamond* zum Beispiel. Es handelt sich dabei, wie ich zeigen werde, allerdings nicht um einen Satz von Bleilettern oder um eine Datei, auf die das Textverarbeitungsprogramm zugreift, wenn eine Schreiberin eine Schrift im Schriftmenü auswählt. Im Gegensatz zum Geschriebenen zeichnet sich Schrift in aller Regel dadurch aus, dass sie gerade nicht physisch (oder elektronisch) greifbar, also in irgendeiner Weise materiell vorhanden ist. Das leuchtet unmittelbar ein, wenn man den Bereich des Geschriebenen verlässt, das am Computer oder an der Schreibmaschine (oder mit dem Setzkasten) hergestellt wurde, und z. B. an die Basisschrift denkt, die in Deutschschweizer Schulen seit einigen Jahren unterrichtet und in aller Regel mit dem Stift realisiert wird. Man kann eine Schrift nicht anfassen und man kann sie noch nicht einmal sehen (was man sieht, ist stets Geschriebenes). Was also ist das, eine Schrift?

## 4.1 Schrift als Lettern- bzw. Stempelsatz

Schrift gab es, lange bevor der Druck mit beweglichen Lettern im ostasiatischen Raum erstmals erfunden wurde (vgl. Bösch 2011: 27–34) und später durch Gutenberg (auch) in Europa Verbreitung fand. Wenn ich mit den Überlegungen dazu, was unter »Schrift« zu verstehen ist, dennoch beim Buchdruck beginne, wie er ab dem 15. Jahrhundert im deutschen Sprachraum betrieben wurde, dann deshalb, weil das oben angesprochene, gesellschaftlich dominante Alltagsverständnis von Schrift auf dieser Materialität beruht und sich daran besonders gut nachzeichnen lässt. Tatsächlich ist es beim physischen Setzen eines Textes, so wie es bis zum Ende des 19. Jahrhunderts praktiziert wurde, ja offensichtlich so, dass das, was zum Geschriebenen führt, was ihm vorausgeht und ihm die Form gibt, ein Set gegossener Bleilettern ist. Schrift ist hier also ein Letternsatz, mit dem geschrieben bzw. gedruckt wird und der sich anfassen, transportieren und verkaufen lässt (vgl. zur Schrift als Handelsware: de Jong & de Jong 2008: 12–14). Bei näherer Betrachtung ist allerdings unklar, wie genau eine solche Schrift zu fassen ist. Zum einen gehört zu einem Satz von Bleilettern auch der sog. »Ausschluss«, also die nicht druckenden Typen für die Zwischenräume (z. B. Spatien), zum anderen umfasst er diverse formidentische Typen (ansonsten könnte man ja jede Form, d. h.

im deutschen Sprachraum: jeden Buchstaben, jede Ziffer, jedes Sonderzeichen jeweils nur einmal drucken). Wäre Schrift dasselbe wie ein Letternsatz, handelte es sich dabei also einerseits um ein physisch zwar greifbares aber nicht klar begrenztes Set, andererseits bestünde sie auch aus Elementen, die gar nicht zu Geschriebenem führen (es sei denn, man zählt auch Leerräume zum Geschriebenen, was eine ganze Reihe kaum aufzulösender definitorischer Implikationen hätte; für schriftlinguistische Überlegungen zur »Leerstelle« vgl. Meletis 2015: 114–118).

Zielführender und dem Alltagsverständnis in gewisser Weise näher ist es deshalb vielleicht, die Stahlstempel, die den Bleilettern vorausgehen, als Schrift zu bezeichnen. Grundlage für die Herstellung von Bleilettern sind bzw. waren ja die zugehörigen Gussformen (›Matrizen‹), die wiederum durch Einschlagen von Stahlstempeln entstehen bzw. entstanden (vgl. de Jong & de Jong 2008: 11). In einem Stempelset findet sich jede Form nur einmal (zumal sich mit einem Stempel theoretisch beliebig viele Matrizen und damit beliebig viele Lettern herstellen lassen). Es handelt sich also um eine begrenzte Anzahl ähnlicher (aber nicht identischer) Elemente, mit denen Geschriebenes hergestellt werden kann. Nicht zufällig werden Stempelsets fachsprachlich als »Fonts« bezeichnet und die Namen vieler Schrift(-art-)en, die sich heute auf Computern finden, sind nach bekannten Stempelschneidern (sic!) wie Claude *Garamond*, William *Caslon* oder Giambattista *Bodoni* benannt (vgl. Baines & Haslam 2002: 72–75). Das digitale Äquivalent der physisch greifbaren Schrift (bestehend aus einem Satz Stahlstempel) ist dann die Schriftdatei (z. B. eine .otf-Datei).

## 4.2 Schrift als Form

Dieses Verständnis davon, was eine Schrift ist, birgt leider einige grundlegende Probleme. Erstens wird in der kommunikativen Realität weder mit den Stahlstempeln noch mit dem Code einer Schriftdatei geschrieben und zwar unabhängig davon, ob man die Gleichzeitigkeit von *verfassen* (verstanden als semiotisches Verfahren) und *schreiben* (im Sinne der Realisierung von Schrift) als konstitutiv für das Zweite erachtet (s. u. Kap. 5). Es sind ja nicht die Stempel, die im Druck eingesetzt werden und so zu Geschriebenem führen, sondern die Bleilettern (die mittels Matrizen auf Basis der Stempel hergestellt

wurden). Von den Stempeln werden lediglich einige Russabdrücke angefertigt (im Rahmen ihres Herstellungsprozesses, vgl. de Jong & de Jong 2008: 11).

Viel schwerer wiegt, zweitens, dass eine Schreiberin die Stempel einer Schrift gar nicht benötigt, um Geschriebenes in dieser Schrift hervorzubringen. Es genügen die Lettern, die im Übrigen auch nicht vollständig sein müssen, d. h. man benötigt keinen ganzen Letternsatz. Eine einzelne |a|-Letter und eine einzelne |b|-Letter reichen im Prinzip aus, um mit einer Schrift zu schreiben (und zwar auch ganze Bücher, wenn man sie als Binärcode einsetzt). Mehr noch: Eine Schreiberin benötigt weder Stempel noch Matrizen noch Lettern noch eine Schrift-Datei, um z. B. in der Schrift *Garamond* schreiben zu können. Irgendein Schreibuntergrund und irgendeine Möglichkeit, Farbe (oder ähnliches) darauf aufzutragen oder das Material entsprechend einzukratzen, genügen:



**Abb. 1:** Realisation eines |a| aus der Schrift *Garamond*, Bleistift auf Papier

Die Schrift *Garamond* existiert also jenseits von Stahlstempeln, Bleilettern und Schriftdateien – als Form bzw. Gestalt. Mit »Form« ist dann allerdings nicht ein physischer Gegenstand (wie die mehrfach erwähnten Matrizen, also die Guss*formen* für die Bleilettern) gemeint, sondern ein Abstraktum im Wortsinn: Das |a| der Schrift *Garamond* ist das, was übrigbleibt, wenn alles Individuelle, Spezifische von einer konkreten Realisation dieses |a|'s ›abgezogen‹ (lat. abstrahere) wird; »bei einer Abstraktion wird von allen Unterschieden zwischen [einzelnen] Instanzen bis auf die für die Abstraktion maßgebende Eigenschaft abgesehen« (Lorenz 2005: 25). Das |a| einer Schrift ist der Typus (*type*), der als |a| des Geschriebenen (*token*) realisiert ist. Die in Abb. 1 sichtbare *konkrete* Form darf also nicht mit dem *abstrakten* |a| der Schrift *Garamond* verwechselt werden. Kein Geschriebenes ist mit der Schrift, in der

es geschrieben ist, identisch, so wie »kein konkreter Kreis den Gehalt einer geometrischen Darstellung [›Kreis‹] ausdrückt« (Hügli & Lübcke 2013: 14).

Obwohl bisher vom semiotischen Potenzial von Schriftformen oder von ihrem Verhältnis zur Sprache noch nicht die Rede war, klingt in dieser Unterscheidung von *Typus* und *Instantiierung* eine Grundfrage an, die in der Linguistik mit Blick auf die Sprache ganz explizit gestellt wurde: »Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?« (vgl. Krämer & König 2002). In unserem Zusammenhang: »Gibt es eine Schrift hinter dem Schreiben?« Wie bereits deutlich geworden sein dürfte, scheint mir mit Blick auf Handschrift ein Schriftlichkeitsmodell sinnvoll, in dem jenseits des Schreibens und des (konkreten) Geschriebenen von der Existenz einer (abstrakten) Schrift ausgegangen wird. Die Frage wäre also mit *ja* zu beantworten. Der ›Ort‹ der Schrift ist allerdings nicht »hinter« dem Schreiben. Analog zu Sprache und Sprechen scheinen sich Schrift, Schreiben und Geschriebenes »eher in einer Art *kreis- oder spiralförmigen* Umklammerung miteinander zu befinden«, wie Jürgen Trabant es in Anlehnung an de Saussure für das Verhältnis von *langue* und *parole* formuliert hat (Trabant 2002: 79, Hervorhebung im Original). Wir kommen auf diesen Zusammenhang noch zurück, zumal er für das Verständnis und die Abgrenzung von Handschrift elementar ist (s. u. Kap. 4.4.4).

Zuerst soll nun aber der Frage nachgegangen werden, welche Eigenschaften eine (abstrakte) Form besitzen muss, um als Schrift gelten zu können. Was macht |𐇑| und |ℌ| zu Schriftformen bzw. sind sie es überhaupt?[29] Semiotik und Schriftlinguistik haben darauf eine plausible, wenn auch problembehaftete Antwort: Eine Form ist Schrift, wenn sie der Darstellung bzw.

29 Beide abgebildeten bzw. gedruckten Formen haben (mindestens) einen *code point* und eine Bezeichnung im »Unicode« (s. u. Kap. 4.4.1): Beim ersten Element handelt es sich um PHAISTOS DISC SIGN PLUMED HEAD (U+101D1, hier in der Schriftart *Symbola Regular*), beim zweiten um BLACK-LETTER CAPITAL H (U+210C, hier in der Schriftart *Free Serif Medium*) und (!) LATIN CAPITAL LETTER H (U+0048; z. B. in der Schriftart *UnifrakturMaguntia* |ℌ|). Die erste Form, ist – im Gebrauch – einzig nachgewiesen auf dem *Diskos von Phaistos* und kann heute von niemandem (mehr?) gelesen werden (vgl. Bergerhausen & Poarangan 2011: 287; Dürscheid 2016a: 117). Die zweite abgebildete Form ist ein Graph zum Graphem <H> (s. u.), inzwischen aber auch als – vom Alphabet losgelöstes – Symbol für den unendlichdimensionalen Hilbert-Raum in Gebrauch (vgl. Bergerhausen & Poarangan 2011: 224). Hier deuten sich schon einige grundsätzliche Probleme im Zusammenhang von Schriftdefinition(en) und Unicode an, s. auch u. Kap. 4.4.1.

Repräsentation von Sprache (oder einem anderen Symbolsystem) dient. Diese Konzeption von Schrift als (Sprach-)Zeichen soll im Folgenden kurz erläutert und zu den bisherigen Überlegungen in Bezug gesetzt werden.

## 4.3 Schrift als Sprachzeichen

Im kommunikativen Alltag begegnet uns Schrift bzw. Geschriebenes fast immer im Sinn einer Aneinanderreihung bzw. Anordnung von Sprachzeichen. Entsprechend ist es wenig überraschend, dass in der Sprachwissenschaft und der Lexikografie das zeichenrelationale, d. h. das semiotische Verhältnis von Schrift und Sprache, als Ausgangspunkt zur Konzeption von Schrift dient.[30] Die gängigen schriftlinguistischen Beschreibungs- und Systematisierungsversuche sind dabei nur vor dem Hintergrund der Erforschung der gesprochenen Sprache zu verstehen, die sich als wirkmächtige Folie für die Beschäftigung mit Schrift erwiesen hat und in der zwischen *Phon* und *Phonem* unterschieden wird. Ersteres ist Gegenstand der Phonetik und bezeichnet artikulatorisch hervorgebrachte Laute auf einer naturwissenschaftlich fundierten, weitgehend von (Einzel-)Sprachen unabhängigen Ebene. So gibt es z. B. das Phon [r] (einen alveolaren Vibranten; das gerollte Zungenspitzen-r), das vom Phon [ʁ] (einem uvularen Frikativ) zu unterscheiden ist. Beim Sprechen werden nun, vereinfacht gesagt, einzelne Phone in zeitlicher Abfolge realisiert, z. B. in dem deutschen Wort [ˈfeːri̯ən] (*Ferien*).[31] Für die Bedeutung des Wortes »Fe-

30 Das betrifft Wörterbücher wie das *Duden Universalwörterbuch* (2019: 1588), das *Metzler Lexikon Sprache* (Glück & Rödel 2016: 593–594) und das *Lexikon der Sprachwissenschaft* (Bußmann 2008: 609), aber auch wissenschaftliche Aufsätze, Handbücher und Einführungswerke (vgl. z. B. Günther & Ludwig 1994, Coulmas 1981, Dürscheid 2016a). Konzepte, in denen die Schrift zumindest teilweise von Sprache losgelöst erscheint, liefern unter anderem Fischer (1997) und Grube & Kogge (2005).

31 Die Vorstellung, dass beim Sprechen diskrete Laute mit klaren Grenzen aneinandergereiht werden, ist allerdings weder aus akustischer noch aus artikulatorischer Sicht haltbar, sondern beruht auf einer »Modellierung der Lautung nach dem Vorbild der Schrift« (Elmentaler 2018: 158; vgl. auch Günther 1995 und Pompino-Marshall 2009: 178–179). Daran wird deutlich, dass gesprochene Sprache und Geschriebenes in einem interdependenten Verhältnis stehen und sich – auch in der wissenschaftlichen Theoriebildung – gegenseitig beeinflussen.

rien« ist es nun aber irrelevant, ob nach dem Phon [eː] ein [r] oder ein [ʁ] realisiert wird (beides kommt vor). Betrachtet man die deutsche (Standard-)Sprache als System (klammert also soziolinguistische Bedeutungsaspekte wie z. B. die regionale Zuordnung einer Sprechvariante aus), sind die Phone [r] und [ʁ] akustisch, artikulatorisch und auditiv zwar unterscheidbare, aber nicht bedeutungsunterscheidende Varianten (*Allophone*) von einem der kleinsten Segmente der gesprochenen deutschen Sprache, nämlich des Phonems /r/. Diese Unterscheidung zwischen konkreten Phonen und abstrakten, sprachsystematisch bestimmten Phonemen hat sich in der Beschreibung gesprochensprachlicher Phänomene bewährt. In der linguistischen Herangehensweise an Schrift wird deshalb in Analogie zum Phonem vom *Graphem* ausgegangen, das wahlweise »als kleinste bedeutungsunterscheidende Einheit der Schriftsprache oder als schriftliche Repräsentation des Phonems« (Rezec 2013: 229) gilt – je nachdem welchen Autonomiestatus man der geschriebenen gegenüber der gesprochenen Sprache zugesteht (vgl. dazu die Diskussion von Dependenz- und Autonomiehypothese in Dürscheid 2016a: 35–42).

Unabhängig von ihrem Verhältnis zur *gesprochenen* Sprache sind die einzelnen Elemente einer Schrift dabei stets von ihrem Repräsentationsverhältnis abgeleitet und entsprechend immer als Zeichen bzw. als Sprachzeichen definiert. Materialisiert werden sie als Buchstaben, Ziffern, Sonderzeichen etc. bzw., allgemeiner gesprochen und in terminologischer Analogie zum Ausdruck Phon, in Form von *Graphen*. Dabei handelt es sich, wie bei den akustisch ›fassbaren‹ Phonen, um »konkrete Objekte« (Rezec 2013: 229). So wie das Phon [ʁ] eine Realisation des Phonems /r/ darstellt, realisieren die Graphe |a| und |*a*| dasselbe Graphem <a>, d. h. sie sind *Allographe* (vgl. Dürscheid 2016a: 133–134).[c]

Wie bei der oben vorgeschlagenen Unterscheidung zwischen Schrift und Geschriebenem haben wir es bei der linguistischen Schriftkonzeption also mit einer Type-Token-Relation zu tun und auch hier spielt die Unterscheidung zwischen etwas materiell Fass- und/oder Sichtbarem und einem abstrakten Äquivalent eine Rolle: In der schriftlinguistischen Konzeption sind Graphe die materiellen Tokens, Grapheme die abstrakten Types. Die analytische Differenzierung zwischen Schrift und Geschriebenem liegt allerdings auf einer anderen Ebene als jene zwischen Graphem und Graph. Grapheme sind im Gegensatz zu den Elementen einer Schrift (im hier vertretenen Sinn) nicht

c Hochgestellte Kleinbuchstaben verweisen auf Endnoten (Formalia), vgl. S. 247.

durch ihr Aussehen bestimmt, sondern durch ihre Relation zur Sprache. Oder, allgemeiner, durch ihre Zeichenhaftigkeit: »Überdies kann eine graphische Markierung nur dann als Schrift gelten, wenn sie sich auf etwas bezieht, was außerhalb ihrer selbst liegt« (Krämer & Totzke 2012: 19).[32] Grapheme haben keine Form. Sie können aber Form(en) annehmen. Ein Graphem <e> kann beispielsweise als |e|, |e| oder |e| in Erscheinung treten.[33] Die Type-Token-Relation zwischen Graphem und Graph ist gerichtet und zwar vom Abstrakten (*type*) zum Konkreten (*token*): Graphe sind Konkretisierungen von abstrakten Graphemen. Allographe sind also über ihr Verhältnis zum zugehörigen Graphem, d. h. durch Referenzidentität, verbunden. Um diese Relation geht es in der Unterscheidung von Schrift und Geschriebenem gerade nicht, zumal es sich bei beidem um formbasierte Phänomene handelt (sie sind also beide auf jener Ebene angesiedelt, die Coulmas [1996: 454] als *Skript* bezeichnet; vgl. auch Meletis 2019: 182–187). Sowohl bei den (abstrakten) Formen, die als Schrift dem Schreiben vorgelagert sind, als auch bei den (konkreten) Formen, die aus dem Schreiben als Geschriebenes hervorgehen, handelt es sich um Graphe. In der (Schrift-)Linguistik wurde viel über die Beziehung von (gesprochener) Sprache und Graphemen sowie über die Relation von Graphemen und Graphen nachgedacht, der Zusammenhang von Schrift und Geschriebenem war hingegen kein Thema. Wenn man das Schreiben als Realisierung von Schrift untersucht, rückt die ›kreis- oder spiralförmigen Umklammerung‹ von Schrift, Schreiben und Geschriebenem aber zwangsläufig in den Fokus, wie ich im Verlauf des nächsten Kapitels zeigen werde.

32 Ähnlich z. B. Gruber & Kogge, die die »Referentialität« als eines der drei Kriterien auffassen, die »erfüllt sein müssen, damit ein Phänomen überhaupt als Schrift gelten kann« (Gruber & Kogge 2005: 12). Selbst Fischer, der dezidiert von »den materiellen Realisierungen« (Fischer 1997: 83) von Schrift ausgeht, fasst Schriftgestalten von Anfang an als Zeichen auf. Meletis weist zwar darauf hin, dass die Verbindung zwischen Graphem und Graph, zwischen *Language* und *Script*, weder eineindeutig noch unauflösbar ist (Meletis 2019: 100), als Ausgangspunkt wählt aber auch er Sprache(n): »A […] *language system* is the basis of a writing system and its core module« (Meletis 2019: 99, Hervorhebung im Original). Schliesslich geht es sogar in Derridas einflussreichem Konzept der *différance* um Zeichenhaftigkeit, auch wenn Derrida diese nicht als Repräsentationsverhältnis auffasst, sondern als Spur versteht (Derrida 1974: 81–83, vgl. auch Krämer 2016a: 22).

33 Abgebildet sind Graphe aus den Schriften *Clifford OT Nine Roman*, *Milka Aged* und *Sütterlin*. Alle drei lassen sich (sofern die Fonts vorhanden sind) über den Unicode U+0065 ansteuern.

## 4.4 Schrift als Forminventar

Die Frage, welche Kriterien ein sicht- und/oder spürbares Etwas *grundsätzlich* erfüllen muss, um als Schrift gelten zu können (s. o. Kap. 4.2), kann weder die Schriftlinguistik noch eine andere Wissenschaft (die die semiotische Fundierung von Schriftlichkeit ernst nimmt) verlässlich beantworten. Definiert man Graphe über ihr Verhältnis zu Graphemen (und deren Verhältnis zum System einer Einzelsprache), legt man also ein über Relationen bestimmtes Verständnis von Schrift zugrunde, so ist eine Form immer dann ein Graph, wenn sie Zeichen (mindestens) einer Schrift ist. Diesem Anspruch genügt potenziell jede beliebige Form. Semiose im Sinn von Bedeutungszuschreibung kann ja nicht unabhängig von einer Interpretin stattfinden und ist weder kontrollier- noch begrenzbar. Zum einen gibt es kein Phänomen, keine Form und keinen Gegenstand, das, die oder der *an sich* – d. h. ohne interpretierenden Organismus – ein Zeichen ist,[34] zum anderen kann man einer Interpretin nicht ›verbieten‹, jedes x-beliebige Phänomen, jede x-beliebige Form und jeden x-beliebigen Gegenstand als Zeichen zu verstehen.

Zwingend für jede Art von Schrift (und auch im Hinblick auf ihre Form relevant) ist allerdings etwas, von dem im Zusammenhang mit dem klassischen Buchdruck ganz selbstverständlich die Rede war: Mit dem Ausdruck »Schrift« wird auf einen Satz bzw. ein Set (von Bleilettern bzw. Stahlstempeln) referiert. Auch wenn Graphe nicht als materielle Gegenstände missverstanden, sondern als (abstrakte) Formen konzipiert werden, bleibt es für Schrift konstitutiv, dass sie aus *Elementen*, d. h. aus mehr als einem Graph, besteht.[35] Schriften sind Forminventare. Natürlich können einzelne Formen

34 Die allermeisten Zeichentheorien setzen für jede Art der Semiose einen interpretierenden Organismus voraus und zwar unabhängig davon, ob die zugehörigen Modelle monadisch, dyadisch oder triadisch konzipiert sind (vgl. Nöth 2000: 136–141). Stellvertretend sei hier Charles W. Morris zitiert, der Semiose definiert als einen »Zeichenprozeß, d. h. ein[en] Prozeß, in dem etwas ein Zeichen *für einen Organismus* ist« (Morris 1973 [1946]: 421, Hervorhebung AG). Ausnahmen bilden einzig Strömungen der Physikosemiotik und, im Anschluss an Charles Sanders Peirce, des Synechismus (vgl. Nöth 2000: 248).

35 Der Ausdruck »Element« ist, so eine Vermutung in der Etymologie, sogar aus der Referenz auf (elfenbeinerne) Buchstaben hervorgegangen (vgl. Duden Herkunftswörterbuch 2020: 229–230; vgl. aber Kluge & Seebold 2011: 241).

aus einem solchen Inventar auch einzeln auftauchen, ohne dadurch gleich ihren Status als Schrift zu verlieren. Aber auch wenn ein Graph |友| irgendwo alleine auftritt (z. B. als Tattoo auf der Schulter einer Europäerin), ist sein Status als Element einer Schrift nur dadurch gegeben, dass andere, ähnliche Elemente derselben Schrift existieren.[36]

Angesichts der oben konstatierten Unmöglichkeit, Graphe allein aufgrund ihrer Form als solche zu definieren, könnte man das systematische Verhältnis zwischen mehreren Formen sogar als ein (wenn nicht sogar: das) Abgrenzungsmerkmal von Schrift gegenüber Bildern ansetzen (wobei jedes Bild potenziell auch ein Graph sein kann, vgl. Krämer & Totzke 2012: 23–25). Hier soll nur festgehalten werden, dass es für eine Schrift immer mindestens zwei Graphe braucht. Oder, wie Indra Kupferschmid (2009) es im Titel ihres typographischen Handbuchs formuliert: »Buchstaben kommen selten allein.«

Ebenso wie theoretisch jede Form ein Graph sein kann, könnten im Prinzip zwei x-beliebige Formen als Elemente derselben Schrift gebraucht werden. Im Gebrauch besteht zwischen den Graphen einer Schrift aber stets ein (mehr oder weniger diffiziles) Verhältnis von Ähnlichkeit und Differenz. Meletis zeigt diesen Umstand sehr anschaulich anhand einer Gegenüberstellung von zwei möglichen Graphinventaren (jeweils auf einer Zeile):

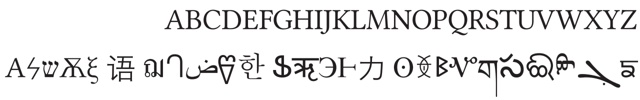



**Abb. 2:** Zwei mögliche Schriften bzw. Graphinventare (aus: Meletis 2019: 223)

Meletis hält zu Recht fest, dass sehr wahrscheinlich sogar Menschen, die mit dem Alphabet nicht vertraut sind, die erste Graphfolge als die systematischere erachten (vgl. Meletis 2019: 223). Er führt das darauf zurück, dass die Formen in der oberen Zeile (sie stammen alle aus dem Inventar der Schrift *Linux Libertine Roman*) eine Reihe mehr oder weniger klar fassbarer, visueller Eigenschaften teilen, jene in der unteren (die aus ganz unterschiedlichen Schriften

36 Beim abgebildeten Graph handelt es sich um CJK UNIFIED IDEOGRAPH-53CB (U+53CB, hier in der Schrift *Songti TC Regular*, also in traditioneller chinesischer Schrift [TC]).

stammen) hingegen nicht. Tatsächlich leuchtet es aus strukturalistischer Perspektive ein, dass die Anzahl der Merkmale, die definiert werden müssen, um die Formen eines Inventars unterscheiden zu können, mit dem Grad ihrer Ähnlichkeit korrelieren. Wie jeder merkmalbasierten Erfassung von Phänomenen haftet dieser Sichtweise allerdings das Problem an, dass die Merkmale selbst keine universellen Einheiten bilden, sondern letztlich immer im Auge der Betrachterin liegen und von ihr relevant gesetzt werden müssen. Wie schon im Bereich der Zeichenhaftigkeit, wo jede Semiose auf eine in ihrer Interpretation grundsätzlich freie, nicht kontrollierbare Rezipientin angewiesen ist, haben wir es auch bei formbezogener Ähnlichkeit und Differenz mit Eigenschaften zu tun, die im Prinzip nicht objektivierbar sind. Ob zwei Formen, Dinge oder Phänomene sich ähneln, entscheiden Rezipientinnen aufgrund ihrer (visuellen) Sozialisation.

Ein Beispiel: In einer Sitzung des Seminars *Vom analogen zum digitalen Schreiben*, das im Frühjahrssemester 2019 unter der Leitung von Christa Dürscheid am Deutschen Seminar der Universität Zürich stattfand, wurde die Seminarteilnehmerin Wei Gu gebeten, zwei chinesische Schriftzeichen sowohl in flüchtiger (links) als auch in sorgfältiger Handschrift (rechts) an die Wandtafel zu schreiben:

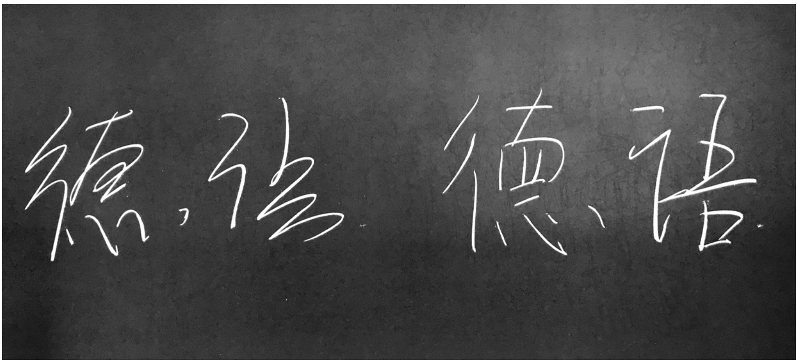



**Abb. 3:** Zwei mal zwei von Hand mit Kreide angebrachte Formen bzw. Graphe (德语 = *Deutsch*) in flüchtiger (links) und sorgfältiger Schrift (Schreiberin: Wei Gu; Foto: Iris Berger)

Ein mit chinesischer Schrift nicht vertrauter Student fragte daraufhin die Schreiberin, wie es einer Leserin möglich sei, die jeweils gleichen Graphe zu erkennen, zumal zwischen diesen ja keine Ähnlichkeit bestehe. Der Schreiberin wiederum fiel es schwer, die Frage des Studenten zu verstehen; für sie war die Ähnlichkeit offensichtlich.

Das hängt damit zusammen, dass die Schreiberin weiss, welche Formelemente eines Graphs für seine Identifikation und damit auch für seine Abgrenzung gegenüber anderen Elementen desselben Inventars relevant sind. Ähnlichkeit ist keine kontextabstrakt operationalisierbare Grösse. Darauf wurde im Zusammenhang mit der Vorstellung ikonischer, d. h. auf Ähnlichkeit beruhender Zeichenverhältnisse verschiedentlich hingewiesen (sehr prominent z. B. von Nelson Goodman, vgl. Goodman 2015 [1976]: 15–52). Ähnlichkeit (und Gleichheit!) hat mit der Relevantsetzung von bestimmten Eigenschaften zu tun. Das Erkennen und die Abgrenzung von Merkmalen, ihre Abstraktion, ihr Vergleich untereinander und die Bewertung dieses Vergleichs (also die Beurteilung, ob zwei relevant gesetzte Merkmale gleich, ähnlich oder unterschiedlich sind), muss gelernt werden. Das lässt sich z. B. anhand von Zeichnungen von Kindern unter vier Jahren illustrieren, denen »der Rumpf des Menschen als irrelevant [erscheint], so dass der sogenannte ›Kopffüssler‹ entsteht« (Sialm-Bossard 1979: 259; das gilt zumindest für Westeuropa, vgl. Baldy 2009: 138–141). Auch darüber, welche sicht- oder greifbaren Formen zusammengehören und gemeinsam eine Schrift bzw. ein »visual system« (Meletis 2019: 223) bilden, lässt sich kontextabstrakt, d. h. allein aufgrund ihrer Erscheinung, nichts sagen.

Wie also lässt sich das Graphinventar einer Schrift fassen und abgrenzen, wie ist es definiert? Aus Sicht einer semiotisch fundierten Schriftforschung (s. o. Kap. 4.3) muss das Forminventar einer Schrift genug unterschiedliche Graphe enthalten, um jedes Graphem darstellen zu können. Das Inventar der Schrift *Garamond* könnte dann z. B. so aussehen:

a b c d e f g h i j k l m n o p q r s t u v w x z ä ö ü ß

**Abb. 4:** Graphinventar der Schrift *Adobe Garamond Pro Regular*, ausgehend vom Grapheminventar des Deutschen nach Eisenberg (2013: 290)

Dass das Inventar der Schrift *Garamond* genau diese Graphe enthält – und nicht z. B. |ਅ| statt |a| oder |ß| statt |ß| –, liesse sich dann (mehr oder weniger plausibel) über die Beschreibung von Formprinzipien oder aber historisch erklären.[37] Auf die historische Fundierung von Graphinventaren kommen wir noch zurück. Zunächst fällt an der Zusammenstellung in Abb. 4 auf, dass sich mit diesen Elementen kein orthographisch korrekter deutscher Text schreiben liesse; dazu fehlen die Majuskeln. Mehr noch, durch das Fehlen des |y| wäre auch das Schreiben hochfrequenter Fremdwörter wie »Typ« oder »Yoga« mit einer so konzipierten Schrift unmöglich. Allerdings gibt es aus Sicht einer graphematischen Schriftkonzeption auch nichts gegen eine Erweiterung des Inventars einzuwenden: Mit dem Konzept der Allographie sind unterschiedliche Realisationen eines Graphems – z. B. die Ergänzung des |a| durch ein |A| – sogar explizit möglich (zur Frage, ob es sich bei Majuskeln und Minuskeln überhaupt um Allographe handelt, vgl. Rezec 2013: 234–235). Allographie ist umgekehrt aber auch nicht auf eine Schrift beschränkt, im Gegenteil: Dass ein Graphem <e> in unterschiedlichen Schriften (*scripts*) als Graph |e|, |[illegible]| oder |[illegible]| in Erscheinung treten kann, ist sogar der prototypische Fall von Allographie. Zur Bestimmung des Forminventars einer bestimmten Schrift, die einer Schreiberin als Ressource zur Verfügung steht, taugt der Zugang über die Grapheme einer Einzelsprache (und also über die zeichenrelationale Qualität der Schrift) also nicht.

Die bisherigen Annäherungen an Schrift basierten vor allem auf theoretischen Überlegungen, d. h. auf dem Versuch, nicht einfach (unreflektiert) vorgefertigte Lösungen und Modelle zu übernehmen, sondern Schritt für Schritt zu entwickeln, wie eine Schrift bzw. wie Graphe bzw. wie Schrift als Inventar von Graphen zu fassen sein könnte(n). Dabei ist klar geworden, dass Schrift stets mit Sprache (oder allenfalls einem anderen Zeichensystem) zusammenhängt. Schreiben ist Sprachgebrauch. »Schriften« wie *Arial* und *Garamond, Sütterlin* und die *Basisschrift* kann man auf diesem Weg, über die Definiti-

37 Vergleiche Slimbach 2000; de Jong & de Jong 2008: 184; Kapr 1971: 90–91; zur »Anatomie« z. B. des |a| siehe Cheng 2013: 90. Bei den beiden als Alternativen ins Spiel gebrachten Zeichen handelt es sich um GURMUKHI LETTER A (U+0A05 in der Schrift *Gurmukhi MN Regular*) und um das Eszett (LATIN SMALL LETTER SHARP S, U+00DF) in der Schrift *P22 Happer Josephine*.

on als Realisationen von Sprachzeichen, aber nicht fassen. Schon gar nicht, wenn man sich, wie jemand, der sich mit dem Schreiben von Hand befasst, für die Produktion von Schrift und also auch für der Abgrenzung von Schrift und Geschriebenem interessiert.

Bevor ich dazu komme, wohin diese Unterscheidung zwischen abstrakten, *vor* dem Schreiben vorhandenen Graphen (Schrift) und konkreten, *nach* dem Schreiben sichtbaren Graphen (Geschriebenes) führt, muss ich noch auf zwei Inventare eingehen, die für die heutige Wahrnehmung von Schrift prägend sind und sein werden: das Alphabet und Unicode.

### 4.4.1 Alphabet und Unicode

Etymologisch geht der Ausdruck »Alphabet« auf das griechische *alphábetos* zurück, also auf eine Zusammensetzung aus den Bezeichnungen »Alpha« und »Beta« für zwei Grapheme, die in der Schriftkommunikation im antiken Griechenland etabliert waren (vgl. Duden Herkunftswörterbuch 2020: 89). Die Griechinnen (bzw. wahrscheinlich: die Griechen) benutzen »ihre (von den Phöniziern übernommenen) Schriftzeichen [...], [auch] um Zahlen darzustellen« (Günther 1996: 1573), und gaben ihnen entsprechend eine Reihenfolge bzw. Ordnung; <α> bedeutete 1 und stand am Anfang, <β> repräsentierte die Ordnungszahl 2 und folgte unmittelbar darauf (die Zuordnung des Alphas zur Ordnungszahl 1 geht sogar noch deutlich weiter zurück, vgl. Neef 2008: 13–16).[38] Der Ausdruck »Alphabet« bezieht sich direkt auf diese Ordnung, bezeichnet also ein geordnetes Inventar von Graphemen bzw. Graphen (der Ausdruck wird dann synonym zu »ABC« verwendet). Hartmut Günther (1996: 1568) macht darauf aufmerksam, dass diese Bedeutung (für die er den präziseren Ausdruck »Alphabetreihe« vorschlägt) zu unterscheiden sei von der Referenz auf phonographische Schriften. Der Ausdruck »Alphabetschrift« wird nämlich in der Regel als Hyperonym für Schriften verwendet, für die »das Phonem die dominante Bezugsgrösse« ist (Dürscheid 2016a: 70). In dieser Verwendung handelt es sich bei »Alphabet(-schrift)« nicht um ein Inventar,

38 Zum Einsatz eines Alphabets im Rahmen von »Kalkülisierungen« vgl. Krämer 2005: 44–45.

sondern um eine Kategorie, die anderen Kategorien wie ›syllabische Schrift‹, ›phonographische Schrift‹ und ›logographische Schrift‹ neben- oder untergeordnet ist. Als Merkmal für die Zugehörigkeit zur Kategorie »Alphabetschrift« dient dabei nicht etwa das Vorhandensein zum Beispiel eines Graphs |α| oder |β|, sondern das Verhältnis des Schriftsystems zum (Einzel-)Sprachsystem. Alphabetschriften verbindet nicht ein gemeinsames Inventar an Graphemen und schon gar nicht die Formgleichheit der verwendeten Graphe, sondern lediglich die ihrer Verwendung zu Grunde liegende Art der Zeichenrelation(en). Kurz: Man sieht den Graphen einer Schrift nicht an, dass sie als Alphabetschrift eingesetzt werden:

Ⴀ Ⴁ Ⴂ Ⴃ Ⴄ Ⴅ Ⴆ Ⴇ Ⴈ Ⴉ Ⴊ Ⴋ Ⴌ Ⴍ Ⴎ Ⴏ Ⴐ Ⴑ Ⴒ Ⴓ Ⴔ Ⴕ Ⴖ Ⴗ
Ⴘ Ⴙ Ⴚ Ⴛ Ⴜ Ⴝ Ⴞ Ⴟ Ⴠ Ⴡ Ⴢ Ⴣ Ⴤ Ⴥ ა ბ გ დ ე ვ ზ თ ი კ ლ მ ნ ო პ ჟ
რ ს ტ უ ფ ქ ღ ყ შ ჩ ც ძ წ ჭ ხ ჯ ჰ ჱ ჲ ჳ ჴ ჵ ჶ ჷ ჸ ჹ ჺ ჻ ჼ

**Abb. 5:** Grapheme des georgischen Alphabets (U+10A0 bis U+10FC) in Graphen der Schrift *DejaVu Serif Book* (vgl. Bergerhausen & Poarangan 2011: 461 und 615)

Zur Veranschaulichung wurde in Abb. 5 ein Alphabet gewählt, für dessen Realisation sich Schriften mit Graphen bzw. Formen etabliert haben, die im deutschen Sprachraum eher unbekannt sein dürften. Die Aussage gilt aber auch für das »lateinische Alphabet«: Die Grapheme der romanischen und germanischen Sprachen könnten mit beliebigen, unterschiedlichen Graphinventaren dargestellt werden. Alphabete sind Abstraktionen, sie haben keine Formen. Im Prinzip hat das bereits Susanne Wehde, im Anschluss an Douglas R. Hofstadter, festgehalten:

> Tatsächlich ist es praktisch unmöglich, auch nur ein einziges Merkmal zu benennen, das allen Exemplaren des Buchstabens »A« gemeinsam wäre. Genausowenig wie sich ein spezifisches Merkmal finden lässt, das alle Exemplare eines »A« eindeutig von allen anderen Buchstaben des Alphabets zu unterscheiden erlaubt. Hofstadter zieht den wichtigen und richtigen Schluß, daß das ›Wesen‹ des Typus (»the ›A‹-con-

> cept«, »the essence of ›A‹-ness«) nicht geometrischer, d.h. nicht graphisch-gestalthafter Art ist [...]. (Wehde 2000: 72)

Entsprechend lässt sich das Graphinventar einer Schrift, im hier vertretenen Sinn, nicht als Alphabet fassen (viele Schriften enthalten weit mehr Graphe, als für die Darstellung jedes beliebigen Alphabets nötig wäre, s.u. Kap. 4.4.2 und 4.4.4).

Damit soll nicht gesagt sein, dass es so etwas wie das »lateinische Alphabet« nicht gibt. Im konkreten Schriftgebrauch haben sich für die Darstellung unterschiedlicher Alphabete (und Systeme mit anderen Schrift-Sprach-Relationen) natürlich mehr oder weniger klar definierte Graphe etabliert und dass ein <e> als |e| dargestellt wird und nicht als || ist zwar aus synchroner Perspektive arbiträr, diachron aber gut begründet. Leserinnen müssen *alphabetisiert* sein, um lesen zu können, und haben aufgrund ihrer Erfahrung mit Schrift die Kompetenz, ein || als |e| zu lesen, insbesondere wenn ihnen weitere Formen desselben Inventars zur Verfügung stehen (wie z.B. ||, || und ||). Eine Person, die über Schreib- und Lesefähigkeiten verfügt, sieht bei der Konfrontation mit Schrift nicht nur einzelne Graphe, sondern vergleicht diese unmittelbar mit dem Aussehen der Graphe, die mit ihm zusammen auftreten. Gleichzeitig erkennt sie Analogien zu anderen Schriften bzw. Graphinventaren.[39] Die Tatsache, dass sich verschiedene Schriften dem lateinischen Alphabet zuordnen lassen, gehört zur alltäglichen Schriftlichkeitserfahrung und zwar ganz unabhängig vom (Un-)Wissen über Grapheme.

39 Ganz abgesehen davon, dass im Sprachgebrauch die semantischen Informationen von Geschriebenem (inkl. Textsortenwissen, Lektürekontext etc.) natürlich wesentlich dazu beitragen, dass ein Graph als Repräsentation eines Graphems identifiziert werden kann, scheint mir dieses Erkennen von analogen Form-Verhältnissen in Graphinventaren unterschiedlicher Schriften essentiell. Auch deshalb ist der Versuch, »Grundformen« (vgl. Rezec 2009: 62–99) bzw. »basic shapes« (Meletis 2019: 111–117) zu konzipieren, über die sich Allographe optisch verbinden lassen, meines Erachtens verfehlt. Rein optisch lässt sich zwischen den Realisationen eines Graphems in verschiedenen Schriften allenfalls eine »Familienähnlichkeit« feststellen, wie sie Wittgenstein im Hinblick auf Spiele beschrieben hat (vgl. Wittgenstein 2003 [1953]: 56–57, §66–67). – Meletis hält im Zusammenhang mit diesem Konzept der »basic shapes« denn auch einschränkend fest: »In the context of a sequence of basic shapes in a graphematic word [...] even major distortions [...] might be forgiven because the context offers disambiguating information [...]« (Meletis 2019: 117).

Ausdrücke wie »lateinisch«, »kyrillisch« und »arabisch« haben sich zur Einteilung von Schriften bewährt und darauf zu beharren, dass die »lateinischen Alphabetschriften« aus rein synchroner, sprachneutraler und analytischer Perspektive nichts verbindet, mutet daher vielleicht ein bisschen wie Schattenboxen an. Andererseits führt der Umstand, dass Grapheme, also sprachbezogene Schriftzeichen, selbst keine definierte Form besitzen, uns aber stets in einer begegnen, immer wieder dazu, dass Eigenschaften des Types als Eigenschaften der Tokens missverstanden werden. Jede sicht- und/oder greifbare Alphabetreihe suggeriert ja, dass das, was wir vor uns haben, Grapheme sind (und nicht Graphe). Das gilt auch für die Zeichentabelle des Unicodes.

Beim sogenannten »Unicode« (eigentlich »unique, universal and uniform character encoding«, vgl. Bergerhausen & Poarangan 2011: 21) handelt es sich, vereinfacht gesagt, um einen universellen Zeichensatz mit klaren Code-Positionen. Er wurde entwickelt, um die Kompatibilität der Schriftverwendung auf Computern mit unterschiedlichen Betriebssystemen und Softwarelösungen zu gewährleisten, und er hat sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr als Standard etabliert (vgl. Bergerhausen & Poarangan 2011: 16–25; vgl. auch Weingarten 2002 und Dürscheid 2018). Die Idee dahinter ist, dass jedem »character« jeder beliebigen Sprache eine eindeutige Nummer im Unicode zugewiesen wird (vgl. https://bit.ly/2E9HuzD [22.10.2020]). Unklar ist dabei zunächst, was unter »character« zu verstehen ist, zumal der Ausdruck mehrdeutig ist (gerade im Zusammenhang mit Schrift, vgl. den zugehörigen Eintrag im Oxford English Dictionary, https://bit.ly/2Nixt07 [22.10.2020]).[d] Deutlicher wird die Sache, wenn man die Systematik von Unicode miteinbezieht: Die »character« sind explizit nicht nach Sprachen, sondern nach »scripts« (»Schriftsystemen«) wie z. B. dem »Latin script«, also dem lateinischen Alphabet, geordnet (vgl. Bergerhausen & Poarangan 2011: 8; Unicode Consortium 2020: 285). Mit »Schriftsystem« bzw. »script« ist hier also nicht wie bei Dürscheid (2016: 19) ein »einzelsprachabhängiges Inventar von Schriftzeichen« gemeint. »Character« sind keine Grapheme. Sie sind aber auch keine Graphe. Bergerhausen & Poarangan (2011: 25) halten das sogar explizit fest: »Unicode codiert Zeichen, aber keine Glyphen.« Gezeigt werden in Bergerhausen & Poarangans (2011) sehr schönem Buch *decodeuni-*

**d** Hochgestellte Kleinbuchstaben verweisen auf Endnoten (Formalia), vgl. S. 247.

*code – Die Schriftzeichen der Welt* dann natürlich trotzdem »Glyphen« bzw. Graphe – anders ist es ja auch gar nicht möglich. Auch die Unicode-Website (https://home.unicode.org [22.10.2020]) vermitteln unvermeidbar den Eindruck, es handle sich bei einem »character« um eine Schrift*form*. Der Unicode hat das oben beschriebene schrifttheoretische Problem von den Alphabeten geerbt: Zeichenrelationale Aspekte bilden seine Grundlage, werden aber gleichzeitig irrelevant gesetzt (indem die »characters« wie einzelsprachenunabhängige Einheiten behandelt werden).

Nun ging und geht es dem Unicode-Konsortium, das den Unicode-Standard herausgibt und als »Gatekeeper« fungiert (vgl. Dürscheid 2018: 279–284), nicht darum, eine konsistente Schrifttheorie zu entwickeln. Sein Ziel ist profaner: Der Unicode soll die »interoperability between different implementations« ermöglichen und »the vast breadth of the world's languages« für »modern software« zugänglich machen und halten (vgl. Unicode Consortium 2020: xxi). Nur dank Unicode kann z. B. in dieser Dissertation auf eine Vielzahl von Graphen verwiesen werden, die in deutschsprachigen Zusammenhängen nicht in Gebrauch sind. Und nur dank Unicode können diese Graphe auch (relativ) problemlos dargestellt und in den Lauftext dieser Untersuchung integriert werden.

Allerdings führt die (allzu) technische Konzeption von Unicode auch zu einigen Problemen, die auf den Schriftgebrauch und die Schriftwahrnehmung zurückwirken. Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass die eineindeutige Zuordnung eines »characters« zu einem »code point« z. B. bei |ℌ| nicht gewährleistet ist, zumal dieses Graph sowohl für das Graphem <H> (bzw. den »character« LATIN CAPITAL LETTER H U+0048) als auch als Symbol für den unendlichdimensionalen Hilbert-Raum (BLACK-LETTER CAPITAL H, U+210C) eingesetzt wird (s. o. Anm. 29). Ein anderes Problem von Unicode steht mit den oben formulierten Überlegungen zur Rezipientinnen-spezifischen Wahrnehmung von Ähnlichkeit im Zusammenhang (s. o.): Viele Graphe der Schriften, die im chinesischen (Hanzi), im japanischen (Kanji) und im koreanischen Sprachgebrauch (Hanja) etabliert sind, haben denselben Ursprung; entsprechend werden Elemente mit ähnlichen (aber nicht identischen) Formmerkmalen als Zeichen für dieselben Bedeutungen/Referenzobjekte eingesetzt. Bei der Codierung in Unicode wurden diese Graphe als Formvarianten desselben »characters« interpretiert und ihnen wurde entsprechend derselbe »code point« zugewiesen (so wie z. B. bei || und |e|). Diese sog. »Han-Ver-

einheitlichung« (vgl. Unicode Consortium 2020: 967–972) ist aus kulturellen und politischen Gründen kritisiert worden (vgl. Korpela 2006: 201), sie führt darüber hinaus aber auch zu handfesten kommunikativen Problemen: So werden |直| (U+76f4 als Hanzi, in *Hiragino Mincho Pro*) und |直| (U+76f4 als Kanji, in *Songti TC Regular*) von vielen Japanerinnen nicht als dieselben Zeichen erkannt (vgl. https://bit.ly/36ce5l8 [22.10.2020]).[40] Ähnlichkeit und Differenz sind, wie oben bereits ausgeführt, keine objektivierbaren Eigenschaften und die Festlegung, wann es sich bei zwei Graphen um zwei verschiedene »character« handelt und wann um Varianten desselben, ist ein politischer Entscheid mit weitreichenden Konsequenzen. Unicode mag als Lösung für ein v. a. technisches Problem entwickelt worden sein, er hat aber Auswirkungen weit über Software-Kompabilitäten hinaus und wird die künftige Wahrnehmung von Schrift ebenso wie den künftigen Umgang mit Schrift beeinflussen (vgl. auch Weingarten 2002).

Das Inventar einer Schrift, verstanden als Ressource zum Schreiben, ist weder deckungsgleich mit irgendeinem Alphabet (oder einem anderen »Schriftsystem«), noch entspricht es dem Unicode. Beides ist natürlich denkbar: Die Graphe der Schrift *Garamond* könnten sich auf die Elemente z. B. des lateinischen Alphabets (z. B. BASIC LATIN im Unicode; U+0000 bis U+007F) beschränken oder theoretisch das gesamte derzeit in Unicode codierte »character«-Inventar abdecken.[41] Faktisch stehen die meisten Schriftinventare aber quer zu allen bisher aufgeführten Ordnungskategorien und -kriterien.

40 Den Hinweis auf diese Problematik verdanke ich Nora Tiziana Parolari und Eliya Margarita Livas, die im Rahmen des Seminars *Vom analogen zum digitalen Schreiben* (das im Frühjahrssemester 2019 unter der Leitung von Christa Dürscheid an der UZH stattfand) zum Thema »Unicode« vorgetragen haben (vgl. Parolari & Livas 2019: 11 und 16).

41 Es ist derzeit allerdings technisch nicht möglich, die Formen aller Unicode-Zeichen in einer Schriftdatei zu hinterlegen, zumal diese auf 64'000 Byte beschränkt sind (vgl. https://bit.ly/2ondFaA [22.10.2020]). Eine Schrift, die zu sehr, sehr vielen Unicode-Charactern eigene Graphe enthält ist die *Noto* (vgl. https://www.google.com/get/noto/ [22.10.2020]). Bei einem Forminventar, als das »Schrift« hier ja gefasst wird, gibt es im Allgemeinen aber keine Mengeneinschränkungen, so dass theoretisch eine Schrift alle Unicode-Character abdecken könnte (und darüber hinaus Graphe, die keine bisher codierten »characters« repräsentieren).

## 4.4.2 Schrift als statisches Forminventar

Gemäss den Spezifikationen des Softwareunternehmens *Adobe Systems Incorporated* bzw. des Schriftdesigners Robert Slimbach umfasst die Schrift *Adobe Garamond Pro Regular* folgende Graphe:

A B C D E F G H I J K L M N O P Q R S T U V W X Y Z a b c d e f g h i j k l m n o p q r s t u v w x y z A B C D E F G H I J K L M N O P Q R S T U V W X Y Z 1 2 3 4 5 6 7 8 9 0 & 1 2 3 4 5 6 7 8 9 0 & Æ Œ Đ Þ Th a e n r t t z ! ? ¡ ¿ fi fl ff ffi ffl fj ffj æ œ ct ß þ ð [ £ ₣ ₧ ₤ € ¥ ƒ $ ¢ ₨ ¤ ] { £ € ₡ ¥ ƒ # $ ¢ } Æ Œ Þ ! ? ¡ ¿ ( ¼ ½ ¾ ⅛ ⅜ ⅝ ⅞ ⅓ ⅔ % ‰ % ‰ ⁄ º ) a b d e h i l m n o r s t 1 2 3 4 5 6 7 8 9 0 ( $ ¢ - . , ) 1 2 3 4 5 6 7 8 9 0 ( $ ¢ - . , ) ∂ ℓ Δ Ω ∏ ∑ µ π ℮ ∫ √ ◊ ^ = ÷ × + ¬ ± < > ~ ≈ ≠ ≤ ≥ ∞ § † ‡ ¶ * . , : ; ’ ‘ ” “ , „ … .. . • · « » ‹ › - – — − _ \ / | ¦ @ © ® ™ ❧ ❦ ☙ á ă â ä à å ã ą ć č ç ď đ é ě ê ë ė è ē ę ğ ģ í î ï ì ī į ķ ł ĺ ľ ļ ń ň ņ ñ ó ô ö ő ō õ ø ŕ ř ŗ ś š ş ș ť ţ ú ű ū ų ů ý ÿ ź ž ż ` ´ ˆ ˇ ˜ ¯ ˘ ˙ ¨ ˚ ˝ ¸ ˛ Á Ă Ä Â À Ā Ą Ã Å Æ Ć Č Ç Ď Đ É Ě Ê Ë Ė È Ē Ę Ğ Ģ Í Î Ï İ Ì Ī Į Ķ Ĺ Ľ Ļ Ł Ń Ň Ņ Ñ Ó Ô Ö Ő Ō Õ Ø Ŕ Ř Ŗ Ś Š Ş Ș Ť Ţ Ú Û Ü Ù Ű Ū Ų Ů Ý Ÿ Ź Ž Ż ´ ˆ ` ˜ ¨ ˘ ˇ ˙ ¯ ˚ ˝ ˛ ¸ Á Ă Â Ä À Ā Å Ą Ã Ć Č Ç Ď Đ É Ě Ê Ė Ë È Ē Ę Ğ Ģ Í Î Ï İ Ì Ī Į Ķ Ĺ Ľ Ļ Ł Ń Ň Ņ Ñ Ó Ô Ö Ò Ő Ō Õ Ø Ŕ Ř Ŗ Ś Š Ş Ș Ť Ţ Ú Û Ü Ù Ű Ū Ų Ů Ý Ź Ż Ž ` ´ ˆ ˇ ˜ ¯ ˘ ˙ ¨ ˚ ˝ ¸ ˛

**Abb. 6:** Graphinventar der Schrift *Adobe Garamond Pro Regular*. Auflistung gemäss dem *type specimen book* des Schriftherstellers Robert Slimbach (2000: 14)

Dieses Inventar bildet offensichtlich nicht den gesamten Unicode ab und es ist auch nicht deckungsgleich mit dem lateinischen Alphabet (unabhängig davon, wie selbiges genau konzipiert ist). Einige Formen scheinen sich mehr oder weniger exakt zu wiederholen (sie unterscheiden sich nur durch Grösse und Position, vgl. |a| und |ª|, oder durch die Kombination mit anderen Elementen, vgl. |A| und |À|), andere zumindest partiell (vgl. |a| und |a|). Dieses Schriftinventar entspricht im Übrigen auch nicht den Formen, die mit irgendeinem von Claude Garamond im 16. Jahrhundert geschnittenen Stahlstempelsatz hätten realisiert werden können (vgl. Slimbach 2000: 9). Und dennoch handelt es sich bei Abb. 6 um ein vollständiges Forminventar der

besagten Schrift.[42] Im konkreten Schriftgebrauch würden zumindest Laien zu diesem Inventar noch die Kursiven (*Adobe Garamond Pro Italic*, vgl. Slimbach 2000: 15) und wahrscheinlich die Fetten (*Adobe Garamond Pro Bold* und *Adobe Garamond Pro Bold Italic*) hinzunehmen und von der Schrift *Adobe Garamond Pro* sprechen. Entscheidend ist nun aber, dass es sich um ein klar definiertes, abgegrenztes Inventar handelt, das von jemandem hergestellt bzw. gezeichnet wurde und als Ressource in genau dieser Form zur Verfügung gestellt wird (nämlich von Robert Slimbach, der die Graphe nach Vorlagen von Claude Garamond bzw. Robert Granjon erstellt hat, vgl. Slimbach 2000: 7; s. auch Kapr 1971: 91). Ob die Graphe nun, wie von Slimbach bzw. *Adobe* geplant, am Computer getippt und dann gedruckt und/oder digital gespeichert, verschickt und immer wieder neu am Bildschirm dargestellt werden oder ob sie mit dem Bleistift auf Papier gezeichnet, mit dem Taschenmesser in Holz geritzt oder mit einer Spraydose auf eine Hausmauer gesprüht werden: Es handelt sich stets um Konkretisierungen (bzw. Realisationen) der abstrakten Graphe im Inventar von Robert Slimbach (die Richtung der Type-Token-Relation ist also dieselbe wie jene zwischen Graphem und Graph). Das Inventar der Schrift *Adobe Garamond Pro* existiert vor all diesen Schreibakten und es bleibt durch sie unberührt. Wörter und Texte, die in der Schrift *Adobe Garamond Pro* geschrieben werden und sie so als Komposition von konkreten Graphen sicht- und/oder greifbar machen, wirken nicht auf diese zurück. Einzig Robert Slimbach und/oder *Adobe Systems Incorporated* hätte(n) die Macht und Kompetenz, die Schrift selbst zu ändern, würde(n) das dann aber nicht durch einen Schreibakt tun, sondern durch ein Release, durch das Herausgeben neuer Formen.

Dieses einseitige Verhältnis zwischen Schrift und Geschriebenem ist für Menschen, die tagtäglich mit Computern oder mit Schreibmaschinen zu tun haben, wenig überraschend und kaum der Rede wert. Die so beschriebene Relation ist aber nicht selbstverständlich: Für Schriften, die prototypisch von Hand bzw. mit dem Stift geschrieben werden, trifft sie nicht zu. Hier ist das Verhältnis von Schrift und Geschriebenem komplexer.

**42** Es ist seit dem Erscheinen des *type specimen book* im Jahr 2000 noch gewachsen; heute kann u.a. auch |₹| (U+20B9, INDIAN RUPEE SIGN) verwendet werden.

### 4.4.3 Schrift als dynamisches Forminventar

Als Claude Garamond, Nicolas Jenson und die anderen Stempelschneider der Renaissance die nach ihnen benannten Graphinventare herstellten, entwarfen sie diese nicht aus dem Nichts, sondern »bemühten sich [vor allem in der Anfangszeit], die Buchstabenformen der Handschriften nachzuahmen« (vgl. Kapr 1971: 87–102, hier: 89; vgl. auch de Jong & de Jong 2008: 18). Sie stützten sich auf geschriebene Formen, die heute z. B. als *Humanistische Minuskel*, *Humanistische Kursive* oder auch *Capitalis monumentalis* bezeichnet werden und die abhängig von Schreibgerät, Schreibunterlage und Textfunktion entstanden, kombiniert und weiterentwickelt worden waren (vgl. Kapr 1971: 13–86; Hochuli 1991). Bevor sie ab der Mitte des 15. Jahrhunderts auf Stempeln fixiert wurden, waren all diese Formen fluid und veränderbar – es gab kein verbindliches Inventar, keine Formen jenseits der konkreten Graphe, jenseits des Geschriebenen. Durch das Stempelschneiden erstarrten die Formen zu festen, statischen Inventaren. Hochuli (1991: 52) stellt in diesem Zusammenhang kulturpessimistisch fest, »daß sich die Formen der *geschriebenen* Schrift [nach dem 15. Jh.] nicht mehr weiter entwickelten« (Hervorhebung im Original). Auch wenn man diesem Diktum nicht folgen will (angesichts der Vielgestaltigkeit des Geschriebenen, das uns aus den letzten Jahrhunderten vorliegt), so ist doch festzuhalten, dass die Fixierung von Inventaren und Formen eine wesentliche Änderung im Zusammenspiel von Schrift und Geschriebenem bedeutet(e).

Wenngleich die Type-Token-Relation bei der *Humanistischen Minuskel* im Prinzip dieselbe ist wie jene bei der *Adobe Garamond Pro* – bei beiden bilden die *geschriebenen* Graphe die *Tokens*, die vor dem Schreiben vorhandenen Graphe der *Schrift* die *Types* –, so muss sie doch aus umgekehrter Richtung gedacht werden: Bei Schriften, für die keine fixierten Inventare, keine Stempel und keine Vektordefinitionen vorliegen, war und ist Schrift immer eine Abstraktion von Geschriebenem. Bei der *Adobe Garamond Pro* lassen sich konkrete Graphe herstellen und auflisten, die in ihrer Form exakt den abstrakten Graphen entsprechen. Das Konkrete ist nach Vorlage des Abstrakten geformt. Jedes geschriebene |a| ist eine (bessere oder schlechtere) Konkretisierung dessen, was Robert Slimbach als |a| der Schrift *Adobe Garamond Pro* festgelegt hat. Anders verhält es sich bei der Schrift *Karolingische Minuskel*: Hier ist jedes Element primär ein geschriebenes Graph und das Schriftinventar

wird aus mehreren ähnlichen Formen abstrahiert. Es gibt keine klar definierte Form des »eigentlichen«, des abstrakten, zur Schrift gehörigen |a| der *karolingischen Minuskel*. Niemand kann *das* verbindliche Inventar der (oder einer) *karolingischen Minuskel* beschreiben oder abbilden. Nun könnte man natürlich einwenden, dass hier ja – offensichtlich – ein |a| abgebildet wird und dass gerade das den Beweis für die Existenz eines solchen Inventars liefert (zumal jedes Element des vorliegenden, getippten Textes an die Bedingungen von Unicode und die Existenz einer Schriftdatei mit Forminventar gebunden ist). Tatsächlich besitzt das besagte |a| nicht nur einen *code point* im Unicode (U+0061), sondern seine exakten Konturen sind auch als Vektorangaben in einer Schriftdatei festgelegt. Diese bildet gemeinsam mit den Angaben zu vielen weiteren Formen das Inventar der Schrift *0864 Folchart*. Interessant ist nun aber, dass die Formen dieser Schrift, dieser *karolingischen Minuskel*, explizit »direkt« nach »dem Folchart-Psalter, um 864/883« »vektorisiert« (und benannt) wurden (vgl. https://bit.ly/2t9DoWb [22.10.2020], zum Folchart-Psalter vgl. Euw 2008). Die Konturen des Graphs |a| wurden also aus einem spezifischen, sicht- und greifbaren Text, aus Geschriebenem, abstrahiert. *0864 Folchart* ist eine Annäherung an die Schrift, mit bzw. in der der Folchart-Psalter geschrieben wurde (und zwar »von drei Schreibern«, vgl. Euw 2008: 394), sie ist der Versuch, eine dynamische Schrift zu fixieren.

### 4.4.4 Dynamische Schriften als *Hand*schriften

Die Funktionsweise einer Schrift mit dynamischem Forminventar lässt sich am besten im Zusammenhang mit dem Schreiben mit der Hand illustrieren. Schreiben erwachsene Menschen mit der Hand, d. h. mit dem Stift, richten sie sich nicht nach einem klaren Forminventar. Auch dürfte es ihnen schwerfallen, ein Inventar der von ihnen während des Schreibens realisierten Graphe zu erstellen. Das hat auch damit zu tun, dass beim Schreiben mit dem Stift Graphe kotextbedingt variieren, das heisst abhängig davon, in Nachbarschaft welcher anderen Graphe sie realisiert werden. Ein |a| sieht, folgt es auf ein |H|, vielleicht anders aus, als wenn es nach einem |T| realisiert wird. Das heisst, es gibt eine ganze Reihe von Allographen innerhalb einer Schrift (sofern man die Sprachrelation von Schrift voraussetzt und die entsprechende Begrifflichkeit übernimmt). Veranschaulichen lässt sich das mit Hilfe der Schrift *FF Mister K Regular*, die ausgehend von den handschriftlichen

Zeugnissen Franz Kafkas entwickelt wurde und dank OpenType Feature eine Vielzahl kontextbedingter Varianten integriert.[43] Das Inventar der Schrift *FF Mister K Regular* hält für das Element mit dem Unicode U+0061 (d. h. LATIN SMALL LETTER A, im Deutschen Schriftgebrauch: <a>) gleich fünf Formvarianten bereit, die in einem kompatiblen Programm (z. B. Adobe InDesign) kontextspezifisch ausgewählt bzw. eingefügt und dargestellt werden:



**Abb. 7:** Kontextspezifische Varianten für |a| in der Schrift *FF Mister K Regular*

Die Gestalterin der Schrift hat solche Varianten nicht nur für die meisten Graphe vektorisiert, sie ging auf Grundlage der in der Handschrift Kafkas vorliegenden Variation sogar noch weiter und schuf eine Vielzahl von Ligaturen, also Formen, die mehrere Graphe in einer bestimmten Abfolge spezifisch ausgestaltet darstellen (und die selbst als Elemente des Schriftinventars und damit als Graphe in Erscheinung treten). Alleine die Auflistung jener Ligaturen, die ein |a| enthalten, umfasst 31 Formen:

43 Bei der von Julia Sysmäläinen entworfenen Schrift (vgl. http://ffmisterk.com [22.10.2020]) handelt es sich also um das, was Spitzmüller (2013: 403) eine »emulierte«, d. h. eine »technisch nachgebildete bzw. ›remediatisierte‹« Handschrift nennt. Das gilt auch für die oben erwähnte, vektorisierte Form der *karolingischen Minuskel* (die Schrift *0864 Folchart*). Remediatisiert waren aber auch schon die Schriften von Claude Garamond und den anderen Stempelschneidern der Renaissance, zumal auch sie auf stift- bzw. federgeschriebenen Formen beruhen. Emulierte Handschriften haben eine lange Tradition und sie begleiten »die computertechnische Digitalisierung des Schreibens von Anfang an« (Heilmann 2014: 180). Die allermeisten dieser »script typefaces« (ebd.) bilden die Kotext-Abhängigkeit des Aussehens eines Graphs (die für Handschriftlichkeit typisch ist) aber gerade nicht ab.

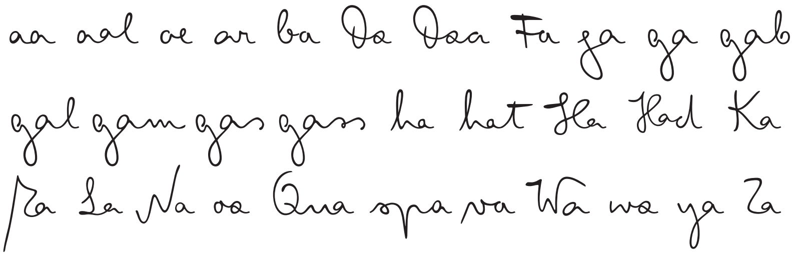


**Abb. 8:** |a|-enthaltende Ligaturen der Schrift *FF Mister K Regular*

Trotz dieser Vielfalt ist mit dem Inventar der *FF Mister K Regular* auch nicht annähernd das Forminventar abgebildet, das sich in Kafkas handschriftlichen Texten findet (wobei das auch nicht das Ziel der Schriftdesignerin war; die Graphe ihrer Schrift sind lediglich »inspired by the unique handwriting of Austro-Hungarian writer Franz Kafka« und bilden dieses nicht ab, vgl. http://ffmisterk.com [22.10.2020]).[44] Anders gesagt: Jeder Versuch, ein Inventar für die Schrift zu erstellen, mit der eine (erwachsene) Person schreibt, wenn sie einen Stift benutzt, ist zum Scheitern verurteilt. Der eigentliche Grund für dieses Scheitern liegt allerdings nicht in der Menge der Graphe, sondern daran, dass sie nicht fixiert sind und sich ständig verändern, dass neue dazukommen und alte verschwinden. Jeder Schreibakt bzw. jedes Geschriebene wirkt auf die Schrift (zumal sie daraus abstrahiert wird) zurück, die dann als Musterinventar wiederum das Schreiben und das Neu-Geschriebene beeinflusst und steuert.

An dieser Stelle zeigt sich also die weiter oben skizzierte Analogie des Verhältnisses von Schrift und Geschriebenem und jenem von Sprache und Sprechen. Schrift muss einerseits, damit geschrieben werden kann, schon vor dem Schreiben vorhanden sein. Sie geht aber andererseits erst als Abstraktion aus dem Geschriebenen hervor (bei dynamischen Graphinventaren). Ein klassisches Henne-Ei-Problem. Zweifellos spielen dabei auch die Vorgänge während des Schreibens eine Rolle (man könnte zum Beispiel argumentie-

**44** Es gibt denn auch (mindestens) eine andere Schrift, die ebenfalls auf Grundlage von Kafkas Handschrift entwickelt wurde: *Kafka* von Julia Bausenhardt (vgl. https://bit.ly/2PB0iiq [22.10.2020])

ren, dass eine Schrift eigentlich kein Form-, sondern ein Bewegungsinventar ist), das systematische Problem lässt sich aber auch unter Einbezug von Schreibhandlungen nicht lösen. Die Schrift steht eben nicht (chronologisch) *vor* bzw. (phänomenologisch) *hinter* dem Geschriebenen, sondern die beiden befinden sich »in einer Art *kreis- oder spiralförmigen* Umklammerung miteinander« (Trabant 2002: 79, s. o. Kap. 4.2).

Das in diesem Kapitel entwickelte Verständnis von Schrift sowie die Unterscheidung von Schriften mit statischem und Schriften mit dynamischem Graphinventar können für die Untersuchung von Handschriftlichkeit in mehrfacher Hinsicht fruchtbar gemacht werden. So verbietet es die hier vertretene Vorstellung von Schrift als *abstraktes* Forminventar, den Ausdruck »Handschrift« als Determinativkompositum aufzufassen, in dem das Grundwort »Schrift« durch das Bestimmungswort »Hand« näher determiniert wird – insbesondere wenn die Art dieser Bestimmung auf den Herstellungsprozess gemünzt wird (was angesichts des allgemeinen Sprachgebrauchs naheliegend wäre, vgl. Duden Universalwörterbuch 2019: 806). Ein Abstraktum kann nicht handgemacht sein. Vielmehr ist H a n d s c h r i f t als Derivativum von »Handgeschriebenes« anzusehen. Aus dem Schreiben von Hand (»Handschreiben«, s. u. Kap. 5.3.3) geht Handgeschriebenes hervor und aus diesem wird die zugehörige Handschrift abstrahiert. Im Grunde tun wir nichts anderes, als diese Abstraktion zu verbalisieren, wenn wir einer Person eine »schöne Handschrift« attestieren; wir betrachten Handgeschriebenes und leiten daraus allgemeine Formen ab (die wir weder sehen noch anfassen können).[45] Über Handschriften kann man deshalb zunächst nur sagen, dass es sich um die (abstrakten) Graphinventare jener Schriften handelt, deren konkrete Graphe von Hand geschrieben werden.

Darüber hinaus ist es aber sehr wahrscheinlich (wenn nicht sogar zwingend), dass diese Schriften dynamische Graphinventare besitzen, was wiederum unmittelbar mit dem Schreiben zu tun hat. Auf dieses werde ich im nächsten Kapitel eingehen. Hier sei lediglich noch angefügt, dass zu didak-

45 Genau so arbeitet im Übrigen auch die (methodisch zweifelhafte) Graphologie. Den Graphologinnen liegt zwar nur Handgeschriebenes vor, sie abstrahieren daraus aber eine Handschrift, aus der sie wiederum Charaktermerkmale der Schreiberin ablesen zu können behaupten.

tischen Zwecken entworfene (!) Schulschriften, wie die lateinische und die vereinfachte Ausgangsschrift, die Schnürlischrift, die Basis- und die Grundschrift (s. u. Kap. 5.3.3) ein statisches Graphinventar besitzen. Wir kommen darauf zurück.

# 5 Schreiben: Die Realisierung von Schrift

Schrift ist, wie im letzten Kapitel festgehalten, eine Ressource. Damit sie bedeutungsvoll und somit kommunikativ relevant werden kann, muss sie *realisiert* werden, d. h. die Graphe müssen zu Papier oder auf irgendeine andere Schriftfläche gebracht werden.[46] Die Realisierung von abstrakten Graphen, also der Übergang von der Schrift zum Geschriebenem, heisst Schreiben.[e] Bei der Herstellung eines komplizierten Textes, aber auch schon einer Notiz oder einer WhatsApp-Nachricht wird natürlich nicht *nur* mechanisch/motorisch Schrift realisiert, sondern es laufen zeitgleich verschiedene, kulturell und individuell (mit-)bestimmte, komplex ineinander verzahnte kognitive Operationen ab. Diese sollen hier aber nicht unter den Begriff »Schreiben« subsumiert werden, sondern gehören – zusammen mit diesem – zum »Verfassen« eines Textes (Kap. 5.1).

Für das Schreiben stehen je nach historischer, sozialer und technischer Ausgestaltung der Gesellschaft unterschiedliche Möglichkeiten, unterschiedliche *mediale Gefüge* zur Verfügung (Kap. 5.2). In einigen dieser Gefüge wird die Schrift mit einem Stift, also *von Hand* realisiert (Kap. 5.3), mit einem Werk-

46 In neueren Untersuchungen zur Schriftlichkeit, in denen auch die Bildlichkeit von Schrift und Geschriebenem stärker reflektiert wird, erscheint die Fläche als konstitutives Element (vgl. Krämer 2014b: 14). Die (dauerhafte) Anordnung von Geschriebenem im Zweidimensionalen wird dann der Zeitlichkeit von gesprochener Sprache gegenübergestellt. Während Dauerhaftigkeit in meinem Schriftverständnis eher ein prototypisches denn konstitutives Merkmal ist, kann Schrift ohne einen Hinter- bzw. Untergrund nicht realisiert werden. Vergleiche dazu auch die – allerdings auf die Rezeption ausgerichteten – Überlegungen zur Figur-Grund-Wahrnehmung im Rahmen der Gestalttheorie (vgl. Koffka 2016 [1931]: 63–64) und der Neuropsychologie (vgl. Tischler 2015).

e Hochgestellte Kleinbuchstaben verweisen auf Endnoten (Formalia), vgl. S. 247.

zeug, das im Gegensatz zu Tastaturen analoges Schreiben erlaubt. Damit ist allerdings noch nichts darüber ausgesagt, ob das Geschriebene, also das Resultat des Schreibens, digital oder analog ›materialisiert‹ und gespeichert wird (Kap. 5.4).

## 5.1 Schreiben als Handlung bzw. als Bewegung im Kontext

Unter Schreiben verstehe ich im Folgenden eine Handlung, genauer: die Realisierung von Schrift. Kernelement dieser Handlung ist immer eine Bewegung. Konkret heisst das, dass eine Schreiberin aus den ihr zugänglichen, dem Schreibprozess vorgelagerten Graphen im Inventar einer Schrift auswählt und diese durch Bewegungen zu Papier, auf den Bildschirm oder auf/in irgendeinen anderen Schriftträger bringt.[47] Das für diese Bewegungen notwendige Wissen bzw. die notwendigen Fähigkeiten sowie ihre Art und ihr Umfang unterscheiden sich dabei je nach Kontext und Setting: Um eine Schrift mit einem Stift auf Papier zu bringen, benötige ich weder Strom noch Computer, muss dafür aber detailliertes Wissen über die Formen der Graphe haben und/oder Übung im Ausführen der komplexen Bewegungen, die der Herstellung derselben zugrunde liegen. Zudem ist ein gewisses Mass an feinmotorischem Geschick und Koordinationsfähigkeiten zwischen Auge und Hand unabdingbar, und zwar unabhängig davon, welche Schrift realisiert werden soll. Benutze ich hingegen einen Computer, um zu schreiben, brauche ich weder viel Wissen über die Form der Graphe noch besonders ausgeprägte motorische Fähigkeiten. Stattdessen muss ich wissen, wie man einen Computer bedient, ein Textverarbeitungsprogramm startet, eine Schrift auswählt etc. Und ich brauche einen (funktionierenden) Computer. Die meis-

47 In aller Regel werden die zum Schreiben notwendigen Bewegungen mit der Hand durchgeführt und zwar nicht nur dann, wenn im Alltag vom »Schreiben mit der Hand« die Rede ist; auch getippt wird mit der Hand. Je nach zugrunde gelegtem medialen Gefüge kann/muss die Bewegung aber auch z. B. mit dem Fuss/Bein oder sogar mit dem Sprechapparat vollzogen werden (so beim Diktat; man kann auch mündlich schreiben), s. u. Kap. 5.3.

ten Schreiberinnen können beim Schreiben auf dem Computer auf sehr viel mehr Schriften zugreifen als beim Schreiben mit dem Stift.

Durch den Verweis auf das Setting bzw. den Kontext des Schreibens wird auch deutlich, dass Schreiben als Handlung nicht in einer oder mehreren Bewegungen der Schreiberin aufgeht: Zur Realisierung von Schrift müssen die richtigen Bewegungen im richtigen Kontext, also unter Rückgriff auf das dafür geeignete *mediale Gefüge* (s.u. Kap. 5.2) vollzogen werden. Eine Schreiberin kann z.B. Tasten antippen oder die Spitze einer Feder über ein Papier gleiten lassen, um Graphe einer bestimmten Schrift zu realisieren. Vollzieht sie diese Bewegungen aber auf einer Tastatur, die nicht mit einem Gerät verbunden ist, oder gar, ohne überhaupt eine Tastatur vor sich oder eine Feder in der Hand zu haben, schreibt sie nicht. Sie führt zwar die Bewegungen (korrekt) aus, realisiert damit aber keine Graphe. Erst eingebunden in eine Anordnung von Werkzeugen, Materialien und Prozessen wird die vollzogene Bewegung zum Schreiben.

Gleichzeitig mit dem Schreiben, also während der Bewegung, laufen viele weitere Prozesse und Handlungen (im weitesten Sinne) ab. Schreiben ist immer in grössere kommunikative, kognitive und semiotische Handlungskontexte eingebunden (vgl. Ludwig 1995: 280, wo in diesem Zusammenhang von der »operative[n] Dimension des Schreibens« die Rede ist). Diese sind dem Schreiben im hier vertretenen Sinn weder vor- noch nachgelagert und auch nicht hierarchisch über- oder untergeordnet; sie laufen parallel dazu ab und beeinflussen das Schreiben ebenso wie sie vom Schreiben beeinflusst werden. All diese Prozesse zusammen nenne ich V e r f a s s e n (einer Nachricht, eines Textes etc.). Wir kommen auf die Zusammenhänge von Verfassen und Schreiben noch zurück, vorerst geht es aber um eine klare begriffliche Abgrenzung und die theoretische Erfassung des Schreibens.

## 5.2 Schreiben und übermitteln im medialen Gefüge

### 5.2.1 Schreiben als Übermittlung von Information

In der vorwissenschaftlichen Konzeption von Kommunikation wird diese oft als Übermittlung von Informationen verstanden. Die Senderin, also die Sprecherin oder Schreiberin, hat einen Gedanken bzw. eine Information und

übermittelt diese(n) an eine Empfängerin, d. h. eine Hörerin oder Leserin (oder mehrere). Diese Vorstellung entspricht unserer alltäglichen kommunikativen Erfahrung und führte auch in der Linguistik zu verschiedenen einflussreichen Modellen (z. B. jenes von Shannon, vgl. Auer 2013: 7–17). Sie wurden aber zu Recht aus unterschiedlichen Perspektiven kritisiert (vgl. z. B. Jäger 2001: 20, 23–24):

(1) Erstens ist festzuhalten, dass die kommunizierten Informationen der Kommunikation nicht vorgelagert sind, sondern in ihr emergieren. Die Information entsteht erst bei der Übermittlung: »Intersubjektiv (mehr oder minder) geteilter Sinn kann als solcher nur interaktiv konstruiert werden: er geht der sprachlichen Semiose nicht voraus, sondern ist ihr Produkt« (Jäger 2001: 24). Zumindest im Face-to-Face-Gespräch stellen Sprecherin und Hörerin in ständigem (auch nonverbalen) Austausch gemeinsam Sinn her. Sie generieren also Informationen, die weder der Sprecherin noch der Hörerin vorher zugänglich gewesen wären.

(2) Zweitens ist Kommunikation immer (auch) Handeln (vgl. die Überlegungen von Austin und Searle, zusammenfassend: Auer 2013: 73–93). Beim Schreiben und Sprechen wird also nicht nur über die Welt geschrieben bzw. gesprochen, sondern es werden auch Dinge getan, die diese Welt verändern.

(3) Drittens ist das, was kommuniziert wird, stets auf vielen verschiedenen Ebenen informativ und besitzt nicht *einen* ›Inhalt‹, der von der Senderin in die Nachricht hineingelegt wird und von der Empfängerin wieder herausgeholt werden kann. Das Gesagte und das Geschriebene sind in sich immer vieldeutig und beides kann eigentlich nicht ›richtig‹ verstanden werden. Kommunikation, Sprechen und Schreiben enthalten zudem auch soziale Positionierungen und sind wesentlich für die Herstellung und das Aufrechterhalten von Beziehungen.

Trotz dieser wichtigen Einschränkungen wird im Folgenden immer wieder von Ver- und Übermittlung die Rede sein, so dass zumindest implizit die Transportmetapher anklingt. Es geht dabei aber stets um die Realisierung und die Übermittlung von Graphen. Transportiert wird nicht Bedeutung, sondern ein (möglicherweise) »lesbares Etwas« (Hausendorf 2016) – also *potenzielle* Bedeutung. Grundlage dafür sind geeignete Mittlerinnen, d. h. die Medien der Produktion, Ver- und Übermittlung.

### 5.2.2 Wie aus Bewegung Geschriebenes wird: Mediale Gefüge

Im Rahmen von Kommunikation greifen die Beteiligten auf Kommunikations*mittel* zurück, auf *Medien*. Medium in einem ganz allgemeinen Sinn kann dann die Sprache sein, die zwischen das Denken der Senderin und jenes der Empfängerin tritt (vgl. Jäger 2001).[48] Mit Blick auf die Herstellung und Übermittlung von Graphen und Lauten rücken aber andere Vermittlerinnen, andere Medien in den Vordergrund. Relevant ist dann z. B. der Sprechapparat (Kehlkopf, Mundhöhle etc.), der eine Bewegung formt und diese als Schallwellen an die Luft weitergibt. Die Luft trägt das Gesagte über die Distanz, fungiert also ebenfalls als Mittlerin. Schliesslich tritt auch das Ohr der Empfängerin zwischen die Sprecherin und die Hörerin, nimmt den Schall auf und wandelt ihn in Sprache um – oder allgemeiner: in Impulse, die das Gehirn der Hörerin interpretieren kann. All diese ›Dinge‹ treten als vermittelnde Medien zwischen die Kommunizierenden. Sie funktionieren dabei nur als Gefüge: Ohne Kehlkopf kann kein Schall produziert werden, ohne Luft kann er sich nicht fortbewegen, ohne Ohr verhallt er im Leeren. Medien sind innerhalb von Kommunikationssituationen also immer verbunden, und zwar in einer bestimmten Kombination: Das Ohr nutzt der Sprecherin wenig, wenn sie Schall produzieren will, und der Sprechapparat kann Schall zwar produzieren, aber (im Gegensatz zu Luft) nicht transportieren. Dieses geordnete Zusammenspiel unterschiedlicher Medien wurde bereits in den 1970er und 1980er Jahren als *mediale Kette* (Hess-Lüttich 1981: 294) oder *Medienkette* beschrieben (vgl. Knilli 1979: 231–237).[49] In Anlehnung an diese Terminologie bezeichne ich eine spezifische Anordnung mehrerer aufeinander bezogener Medien als m e d i a l e s G e f ü g e.

48 Umstritten ist, ob ein Denken *vor* der Sprache überhaupt möglich ist. So ist auf Grundlage von Saussures Zeichenverständnis, in dem *signifié* und *signifiant* untrennbar im Zeichen verbunden sind (als zwei Seiten einer Medaille), vorsprachliches Denken nicht möglich, da es vor den Begriffen auch keine (im Chaos der Welt unterscheidbaren) Ideen gibt: Denken emergiert in der Sprache und umgekehrt.

49 In der neueren Forschung wird eine »Medienkette« hingegen verstanden als »kommunikatives Anschlusshandeln, das durch das Medium ›Computer/Internet‹ ermöglicht wird« (Schmidt, Marx & Neise 2020: 266). Es geht dabei also nicht um eine Verkettung von technischen Apparaturen und physikalischen Übertragungsmedien (wie bei Knilli), sondern eher um kommunikative »Ketten-Reaktionen« (vgl. Schanze 2008).

Teil eines medialen Gefüges können nicht nur physikalische oder biologische Medien wie der Sprechapparat und der Schall sein (vgl. Posner 1986: 293–294), sondern ganz unterschiedliche Arten von Vermittlerinnen. Beim Handschreiben auf Papier sind das zum Beispiel und unter anderem der Arm und die Hand der Schreiberin, ein Füllfederhalter, Tinte und Papier; bei der Realisation und Distribution eines *Tweets* beispielsweise die Finger der Verfasserin, das Display und die vielgliedrige Hard- und Software ihres Mobiltelefons (u. a. die Twitter-App), eine Internetverbindung, der Dienst *Twitter* – als Infrastruktur, Institution und soziales Netzwerk – und der PC einer Leserin. Das Adjektiv »medial« verweist hier also auf »Medien« im weitesten Sinn und entsprechend auf sehr unterschiedliche Mittel und Mittlerinnen. Ihre möglicherweise einzige, im gegebenen Kontext aber zentrale Gemeinsamkeit ist, dass sie alle an ein und derselben (Sprach-)Handlung bzw. hier: an ein und demselben Akt der Realisierung von Schrift beteiligt und für diese(n) notwendig sind. Das Zentrum bzw. den Fluchtpunkt eines medialen Gefüges bildet also ein bestimmter Schreibakt bzw. das daraus resultierende Geschriebene.[50]

Der Ausdruck »Kette«, der in der älteren Forschung Verwendung fand (vgl. Knilli 1979), wäre im hier beschriebenen Kontext irreführend, weil er eine chronologische bzw. lineare Reihung der involvierten Medien impliziert. Die Tinte, die an der Produktion und Übermittlung von Graphen beteiligt ist, ist dem Füllfederhalter, in dem sie sich befindet und mit dem sie zu Papier gebracht wird, aber weder vor- noch nachgelagert. Vielmehr sind Tinte, Füllfeder, Papier und die Hand der Schreiberin ineinander verzahnt und (mit Blick auf die Realisierung von Graphen) voneinander abhängig. Sie ermöglichen den Prozess des Schreibens, weil sie ›ineinanderpassen‹ und sich ›verbinden‹ bzw. eben zusammen*fügen*.[51]

50 Im Gegensatz dazu geht das von Uwe Hasebrink und Jutta Popp entwickelte Konzept der »Medienrepertoires«, das ebenfalls das Zusammenspiel verschiedener Medien (allerdings in einem engeren Sinn) zu erfassen versucht, von Nutzerinnen(-gruppen) aus (vgl. Hasebrink 2014). Das trifft auch auf die damit im Zusammenhang stehende Vorstellung von »kommunikativen Figurationen« (Hepp & Hasebrink 2014) zu. Beide Konzepte sind umfassender angelegt als die hier vorgeschlagene Kategorie »medialer Gefüge«. Gerade deshalb halte ich meine Beobachtungen aber für anschlussfähig an die Überlegungen jene von Hasebrink, Popp und Hepp.

51 Im Ausdruck »Gefüge« hat sich diese ursprüngliche Grundbedeutung von »fügen« (ahd. »fuogen« *verbinden*, *vereinigen*, *ineinanderpassen*, vgl. Pfeiffer et al. 2005: 382) erhalten (vgl. auch Duden Herkunftswörterbuch 2020: 291 und Kluge & Seebold

Welche Teile eines medialen Gefüges, also welche Medien, man bei der Betrachtung des Schreibens und Übermittelns relevant setzt und beschreibt, hängt vom Forschungsinteresse ab und von der ›Bildauflösung‹, die, bzw. des ›Vergrösserungsfaktors‹, den man wählt. So werde ich im Verlauf dieser Untersuchung z.B. mehrfach auf das Zusammenspiel von Tastatur, PC (bzw. Smartphone) und Kommunikationsplattformen eingehen und diese Anordnung als Gefüge begreifen. Ich blende dabei nicht nur die tippenden Finger und die zugehörigen Hände, Arme, Schultern aus, sondern auch das Programm, in dem geschrieben wird, das Betriebssystem, die konkreten Stromimpulse und Stromspannungswechsel und all die technischen Modifikationen des Eingabe- sowie des Empfangsgerätes – obwohl all das ebenfalls zwischen der Schreiberin und der Leserin liegt, wichtig ist, um zwischen ihnen zu vermitteln, und entsprechend zum medialen Gefüge gehört. Schon bei einem sehr einfachen medialen Gefüge, zum Beispiel dem Schreiben mit der Füllfeder auf ein Blatt Papier, würde die exakte Beschreibung aller Teile des Gefüges (des Papiers, der Tinte, der Feder, der Finger und Hände etc.) und ihr permanenter Einbezug in die Argumentation selbige unübersichtlich machen. In komplexeren Fällen würde die Beschreibung eines einzelnen medialen Gefüges bereits ein Buch füllen. Schreibe ich über ein Gefüge, tue ich das also immer in verkürzter Weise – allerdings gezielt: Ich blende jene Aspekte aus, die für die Argumentation nicht wichtig sind.

## 5.3 Schreibarten: Drei Typen medialer Gefüge

Zumindest in den vollkommen mit elektronischen Schreib- und Kommunikationsmöglichkeiten durchdrungenen westlichen Gesellschaften existiert heute eine nicht zu überblickende Vielfalt an medialen Gefügen. Diese sind oft sehr vielgliedrig, d.h. es sind sehr viele voneinander abhängige bzw. aufei-

2011: 322). Da die einzelnen, in einem solchen Gefüge prozesshaft angeordneten und verbundenen Medien die Produktion, Übermittlung und Rezeption von Lauten und Graphen vorbestimmen und steuern, habe ich in einer früheren Arbeit von *medialen Dispositiven* gesprochen (Gredig 2019: 41). Die Fügung (!) *mediales Dispositiv* ist aber, ebenso wie das Kompositum *Mediendispositiv*, bereits mit einer etwas anderen Bedeutung in Gebrauch (vgl. Hartling 2009: 155–193 und Hickethier 2010: 186–201).

nander bezogene Medien am Schreiben (und Übermitteln des Geschriebenen) beteiligt. Eine Taxonomie dieser Gefüge, wie ich sie im Folgenden vorschlage, ist daher immer abhängig vom Forschungsinteresse und könnte auch anhand anderer Kriterien entwickelt werden. In dieser Untersuchung geht es aber um das Schreiben mit der Hand, weshalb es sich anbietet, die Bewegungen der Schreiberin und das mit diesen Bewegungen unmittelbar (!) verbundene Werkzeug als Einteilungskriterium zugrunde zu legen. Konkret möchte ich zwischen drei Arten des Schreibens unterscheiden, die sowohl im öffentlichen als auch im wissenschaftlichen Diskurs bereits als Schreibarten etabliert sind (allerdings meistens ohne klare Definitionen): das Diktieren (Kap. 5.3.1), das Tippen (Kap. 5.3.2) und das Handschreiben (Kap. 5.3.3).

### 5.3.1 Diktieren: Doppeltes Schreiben

Dass das Diktieren überhaupt als Schreiben aufzufassen ist, mag auf den ersten Blick irritieren. Es ist aber nur folgerichtig, wenn man das bisher beschriebene Verständnis von Schrift und Schreiben ernst nimmt: Beim Diktat werden Graphe realisiert, es wird also geschrieben. Zu fragen bleibt dann noch: Wer schreibt? In der Schreib- und Schriftforschung wird, abgesehen von didaktisch ausgerichteten Texten, kaum auf das Diktieren eingegangen (obwohl es sich um einen besonders interessanten Fall der Realisierung von Schrift handelt). Die Texte von Otto Ludwig (1995), Rüdiger Weingarten (2014) und Alexandra Lavinia Zepter (2014) bilden hier Ausnahmen. Sie alle verbindet eine sehr differenzierte Betrachtungsweise des Schreibens.

So unterscheidet Ludwig »vier Dimensionen des Schreibens«, nämlich »Handwerk«, »Zeichenproduktion«, »sprachliche Handlung« und »Integration in Handlungszusammenhänge« (Ludwig 1995: 275–281). Bei der vierten Dimension, die er auch als die »operative« bezeichnet, differenziert Ludwig dann noch zwischen »integriertem« und »nicht-integriertem« Schreiben und versucht damit, der Diskrepanz von Schreiben und dem, was in dieser Untersuchung Verfassen heisst (s. o.), Rechnung zu tragen. In einem Diktat bestimmt die Person, der etwas diktiert wird, ja nicht, welche Graphe in welcher Reihenfolge realisiert werden. Sie ist nicht die Autorin des Textes, sie schreibt nur: Wenn »der Prozeß des Schreibens von dem der Textproduktion abgetrennt« ist, liegt nach Ludwig (1995: 281) »nicht-integriertes Schreiben« vor (auch beim *Ab*schreiben eines Textes handelt es sich also um

nicht-integriertes Schreiben). Implizit wird damit auch klar, wer nach Ludwigs Ansicht beim Diktieren schreibt: die Person mit dem Stift in der Hand bzw. den Händen auf der Tastatur. Ludwig überträgt diese Unterscheidung dann auch auf die Produkte, die aus den Handlungen der Diktierenden und der *Scriptorin* (vgl. Weingarten 2014: 142) hervorgehen: Erstere verantwortet den *Text*, letztere das *Skript* (vgl. Ludwig 2007). Für mein Schrift- und Schreibverständnis spielt nur das Skript eine Rolle, ich bezeichne es als »Geschriebenes« (s. u. Kap. 6).

Was das Schreiben angeht, so folgen Weingarten und Zepter weitgehend der Ansicht Ludwigs, dass die Diktierende nicht im eigentlichen Sinn schreibt, auch wenn sie als Verfasserin/Autorin am Schreibprozess beteiligt ist. Weingarten macht in dem Zusammenhang darauf aufmerksam, dass der Einfluss der Scriptorin auf den Text (im Sinne von Ludwig) unterschiedlich gross sein kann. Sie kann, so Weingarten, durchaus auch als Mitverfasserin auftreten, z. B. dann, wenn sie nicht wörtlich, sondern sinngemäss aufschreibt, was die Diktierende sagt (wie es z. B. beim Protokollieren in Sitzungen in aller Regel der Fall ist; vgl. Weingarten 2014: 141–142). Auf das andere Ende des Spektrums, also auf jene Fälle, in denen die Scriptorin wortwörtlich festhält, was die Diktierende sagt, geht Zepter noch genauer ein. Sie spricht dann vom »Sprechen, um zu schreiben« (Zepter 2014: 155) und weist darauf hin, dass es sich dabei (1.) ebenfalls um einen körperlichen Akt handelt, der (2.) »eine Brücke zu (konzeptioneller) Schriftlichkeit« (Zepter 2014: 155) schlägt (insbesondere für Kinder). Die Körperlichkeit, auf die Zepter hinweist, kann verknüpft werden mit dem, was ich weiter oben als Kern jeder Schreibhandlung festgehalten habe: die Bewegung der Schreiberin. Daraus folgt auch: In meiner Perspektive schreibt die diktierende Person, indem sie spricht. Durch die Bewegung ihres Sprechapparates löst sie, vermittelt über ein komplexes mediales Gefüge, zu dem auch die Scriptorin gehört, die Realisierung von Schrift, von Graphen, aus. Die Scriptorin ist aus Sicht der Diktierenden Medium, Werkzeug in der Herstellung von Geschriebenem. Nur wenn das Schreiben so konzeptualisiert wird, kann auch das Diktieren, in dem ein Computer das Gesprochene in Geschriebenes umwandelt, adäquat erfasst werden. Diktiere ich meinem Smartphone eine WhatsApp-Nachricht (was heute durchaus eine gängige kommunikative Praktik ist), schreibe ich, und mein Schreibzeug, das Smartphone und die darauf installierte Software, schreibt mit.

In diesem Zusammenhang ist auch die von Zepter angesprochene, vielzitierte Unterscheidung medialer bzw. konzeptioneller Mündlichkeit/Schriftlichkeit, die auf Koch und Oesterreicher zurückgeht (vgl. Koch & Oesterreicher 1985), zu überdenken. Sie wird dem komplexen Zusammenspiel der Medien innerhalb moderner medialer Gefüge nicht gerecht: Bei einem Diktat produziert die Diktierende nicht nur *konzeptionelle* Schriftlichkeit, sie schreibt faktisch (produziert also auch *mediale* Schriftlichkeit, es wird ja Schrift realisiert).[52] Es leuchtet nicht ein, inwiefern diese Art der Realisierung von Schrift weniger Schreiben sein soll als das Tippen auf einem Smartphone. Beides ist durch vergleichbar komplexe mediale Gefüge vermittelt.

Mit Blick auf die Scriptorin kann festgehalten werden, dass diese im hier propagierten Sinn ebenfalls schreibt, sie realisiert Graphe durch Bewegung. Das von ihr verwendete mediale Gefüge ist zwar deckungsgleich mit Teilen des Gefüges, das die Diktierende in Anspruch nimmt, gehört in der hier vorgeschlagenen Taxonomie aber zum Tippen oder zum Handschreiben (mediale Gefüge unterschiedlicher Art können also ineinander verschachtelt auftreten). Beim Diktat schreiben zwei Menschen – je einzeln und doch gemeinsam – dasselbe Skript.

### 5.3.2 Tippen: Sekundäres Schreiben

»Tippen« heisst »etwas mit der Finger-, Fußspitze, einem dünnen Gegenstand irgendwo leicht u. kurz [zu] berühren, leicht an[zu]stoßen« (Duden Universalwörterbuch 2019: 1791). Tippen ist also eine bestimmte Art der Bewegung und kann die Realisierung von Graphen auslösen, kann also Teilhandlung des Schreibens sein. In der Regel ist Tippen als Schreiben gebunden an eine Tastatur, so wie Tippen als Musizieren an eine Klaviatur gebunden ist.[53] Damit die Tipp-Bewegung zur Schreib-Bewegung werden kann, muss die verwendete Tastatur Teil eines medialen Gefüges sein, bei dem die Tasten auf irgendeine Weise mit Graphen verbunden sind bzw. bei dem den Tasten Gra-

52 Kritik am ›Modell‹ von Koch & Oesterreicher übt auch Dürscheid, allerdings mit Blick auf die ›Neuen Medien‹ und vor allem hinsichtlich der Kategorien »Nähe« und »Distanz« (vgl. Dürscheid 2016b).

53 Tatsächlich ist die Klaviatur, historisch gesehen, eine Vorläuferin der Schreib-Tastatur (vgl. Hellige 2008: 21).

phe zugeordnet sind. Im Fall einer mechanischen Schreibmaschine ist das eine eindeutige, unmittelbare Verbindung, d. h. ich kann mit einer Taste genau zwei Graphe realisieren (je nachdem ob die Umschalttaste dazu gedrückt wird; es gibt also bereits bei der Schreibmaschine zwei *Modi*, s. u. Anm. 54). Umgekehrt können diese zwei Graphe nur mit dieser einen Taste getippt werden. Im Fall des Schreibens an einem Personal Computer sind der Vorgang und das Verhältnis zwischen Taste und Graph sehr viel komplexer (vgl. dazu Heilmann 2012, insbesondere S. 1–2). Mit jeder Taste auf einer Tastatur kann man, sofern sie an einen kompatiblen Computer angeschlossen ist und dieser über die entsprechende Software verfügt, viel mehr machen, als zu schreiben (das einfachste Beispiel dafür wären Tastenkombinationen, die als sogenannte *Shortcuts* funktionieren; mit ihnen kann man im Prinzip jeden in einem Programm verfügbaren Befehl ansteuern).[54] Man kann mit ihr aber auch in potenziell unendlich vielen Schriften schreiben. Seit Beginn des 21. Jahrhunderts existieren auch virtuelle Tastaturen, die nicht mehr aus materiell greif- und tippbaren Tasten bestehen, sondern solche nur simulieren bzw. remediatisieren (vgl. Bolter & Grusin 1999). Auf dem Touch-Screen kann jede Stelle potenziell mit jedem denkbaren Graph verbunden sein, sie ist es aber immer nur innerhalb einer bestimmten Anwendung / eines bestimmten Modus bzw. allgemeiner: in einem entsprechenden funktionalen Setting, das als Teil des medialen Gefüges aufgefasst werden muss. Für das tippende Schreiben mittels Tastatur ist nun (proto-)typisch, dass dabei aus vorgefertigten Graphen ausgewählt wird, dass also Schriften mit statischem Graphinventar realisiert werden (s. o. Kap. 4.4). Das gilt allerdings nicht zwingend für jedes Schreiben durch Tippen und es gilt umgekehrt nicht nur für Tippbewegungen:

– So können, erstens, durch Tipp-Bewegungen auch Schriften mit dynamischem Inventar, also ohne physisch oder elektronisch vorgefertigte Graphe, realisiert werden. Aus historischer Perspektive betrifft das z. B. das Schreiben von bzw. in Keilschriften: Ab ca. 2700 v. Chr. wurden solche Schriften realisiert, indem die Schreiberinnen Holzstäbchen bzw. Grif-

54 Hinzu kommt, dass jede Taste (auch wenn sie alleine gedrückt wird) je nach *Modus*, in dem sich der Computer befindet, unterschiedliche Funktionen erfüllt, vgl. dazu Heilmann 2012: 182–185.

fel schräg in Lehm- bzw. Tontafeln eindrückten.[55] Vorstellbar wäre aber auch das Schreiben z. B. in einer »Punkt-Schrift«, deren Graphe durch das Antippen eines Papiers mit der Spitze eines Stifts realisieren werden (das Geschriebene wäre dann z. B. mit den Graphen der Schrift *Pixel Point Regular* vergleichbar: getippt).

– Es gibt, zweitens, auch verschiedene Möglichkeiten, Schriften mit statischem Graphinventar zu realisieren, ohne zu tippen. Das betrifft das bereits erwähnte Diktieren ebenso wie Varianten des Handschreibens, bei denen die geschriebenen Formen umgehend in Graphe einer anderen Schrift umgewandelt werden (mittels Schrifterkennung; s. u. Kap. 6.2). Es gilt aber auch für eine höchst bemerkenswerte Eingabemethode, die auf verschiedenen Touch-Screen-Geräten verfügbar ist: das sogenannte *Swypen*. Dabei wird der Finger oder Stift nicht – wie beim Tippen – abgesetzt, sondern er gleitet über den Bildschirm. ›Angetippt‹ werden dann die ›Tasten‹, auf denen die Bewegungsrichtung ändert (Umkehrpunkte).[56]

In den allermeisten, sicher aber in den prototypischen Fällen des Tippens wird mittels einer Tastatur jedoch geschrieben und es werden Schriften mit statischem Inventar realisiert. Gerade in Abgrenzung zum Handschreiben soll unter T i p p e n deshalb eine spezifische Form des Schreibens verstanden werden, bei der eine Schreiberin aus einem vorgefertigten Graphinventar ausgewählt und Elemente daraus (durch Tippbewegungen) realisiert.[57] Im Gegensatz zum Schreiben mit dem Stift kann eine Schreiberin Graphe dabei nicht ›falsch‹ oder unvollständig realisieren (im Sinn von: nicht der im stati-

55 Zur Geschichte der Keilschrift vgl. Stein 2006: 37–40; Kapr 1971: 16; Haarmann 2002: 30–34. Natürlich kann man sich fragen, ob es sich bei »eindrücken« noch um eine Art von »tippen« handelt; eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den beiden Bewegungen anzunehmen scheint mir aber plausibel.

56 Die Firma, die das Konzept erfunden hatte, hat die Weiterentwicklung inzwischen eingestellt. Es gibt aber verschiedene Software- bzw. Tastatur-Alternativen, durch die die Technik weiterhin genutzt werden kann (z. B. *Swiftkey* oder *Gboard*, vgl. Steier 2018).

57 Die hier vorgeschlagene Unterteilung in Tippen und Handschreiben (und Diktieren) folgt also nicht der (vermeintlichen) Dichotomie von *Abdruck und Spur*, wie sie Sonja Neef in ihrer vielzitierten, gleichnamigen Studie untersucht (vgl. Neef 2008). Handschreiben im Sinne des Formens von Graphen kann auch durch Ein- oder Abdrücken geschehen und Tippen hinterlässt immer auch Spuren.

schen Schriftinventar vorgesehenen Gestalt entsprechend).[58] Es ist zwar möglich, dass sie das ›falsche‹ Graph realisiert (sich vertippt) oder gar nicht erst fähig ist zu schreiben (weil sie z. B. das Textverarbeitungsprogramm nicht öffnen kann). Sie kann aber keine Abweichungen und Unschärfen produzieren, keine neuen Graphe entwickeln oder bestehende verändern. Das tippend Geschriebene wirkt nicht zurück auf die Formen des Inventars.

Um getippt werden zu können, muss eine Schrift aber nicht nur über ein statisches Graphinventar verfügen. Die Graphe müssen auch bereits z. B. als materielle Typen aus Metall geformt und auf den stählernen Typenhebel aufgesteckt oder in mathematische Codes aufgelöst und als Bitmap- oder Vektorfonts programmiert worden sein (Ersteres ist bei einer mechanischen Schreibmaschine der Fall, Letzteres in der Textverarbeitung am Computer). Es würde sicher zu weit führen, auch das Schriftsetzen beim Buchdruck als Tippen zu bezeichnen (zumal hier keine Tipp-Bewegung mehr zu eruieren ist). Es sei aber darauf hingewiesen, dass die beiden Arten der Herstellung von Geschriebenem, Tippen und (Schrift-)Setzen, gewisse Parallelen aufweisen und sich durch diese Gemeinsamkeiten vom Handschreiben abgrenzen lassen (s. u.).

### 5.3.3 Handschreiben: Schreiben mit dem Stift

Mit dem Kompositum »Handschreiben« wird im allgemeinen Sprachgebrauch auf ein (von Hand geschriebenes) Schriftstück referiert (vgl. Duden Universalwörterbuch 2019: 806). Wie schon bei »Handschrift« (s. o. Kap. 4.4) wird auch der Ausdruck »Handschreiben« in dieser Untersuchung etwas anders verstanden und verwendet als üblich, was ich kurz erläutern möchte: Die Substantivierung des Infinitivs »schreiben« zu »das Schreiben« kann, in Anlehnung an Hans Altmann (2011: 40–42), auf zwei unterschiedliche Arten gelesen werden: Einerseits als *lexikalische Konversion*, durch die »das Schreiben« zu einer Gegenstandsbezeichnung, einem Konkretum, wird (gemeint ist dann eine »schriftliche Mitteilung«, vgl. Duden Universalwörterbuch 2019:

58 Obwohl es natürlich auch beim Tippen möglich ist, dass Graphe unvollständig realisiert werden, z. B. wenn das Farbband bei der Schreibmaschine ›leer‹ ist oder einzelne Pixel des Bildschirms nicht (mehr) richtig funktionieren.

1587), andererseits als *grammatische Transposition*, durch die lediglich – syntaktisch motiviert – die Wortart gewechselt wird, so dass »das Schreiben« (wie das zugehörige Verb) auf ein Geschehen referiert (vgl. mit einer etwas anderen Differenzierung auch: Grammatikduden 2016: 736–742). Das Kompositum »Handschreiben« geht in seiner im Duden festgehaltenen Verwendung auf die lexikalische Konversion von »das Schreiben« zurück und bezeichnet deshalb ebenfalls eine schriftliche Mitteilung. Im Gegensatz dazu soll hier mit »Handschreiben« auf das Geschehen, also das Von-Hand-Schreiben bzw. Mit-der-Hand-Schreiben referiert werden.[59]

Beim Handschreiben fungiert die Hand konstitutiv als Werkzeug und ist damit Teil des medialen Gefüges, in bzw. mit dem geschrieben wird. Das Problem ist, dass mit dieser Beschreibung wenig gewonnen ist, zumal faktisch beinahe jedes Schreiben Handschreiben ist: Wenn wir optische (oder haptische) Gestalten realisieren, tun wir das fast immer mit den Händen (auch wenn wir tippen, vgl. Krämer 2014a: 23). Ausgeschlossen wären bei einer wörtlichen Auslegung einerseits das Schreiben mit dem Fuss bzw. den Zehen (z.B. in den Sand) oder dem Mund (z.B. wie es einige Menschen beherrschen, die keine Arme/Hände haben), andererseits das Diktieren (bzw. der Teil der Bewegung, der von der Diktierenden ausgeführt wird, s.o. Kap. 5.3.1). Ich möchte von dieser strikten Auslegung der »Hand« in »Handschreiben« aber absehen und schlage stattdessen eine Abgrenzung vor, die stärker am allgemeinen Sprachgebrauch orientiert ist und das Handschreiben nicht nur in Opposition zum Diktieren, sondern auch und gerade als Gegensatz zum Tippen versteht (s.o. Kap. 5.3.2).

In einer ersten Eingrenzung bzw. Abgrenzung zu dem, was oben als Tippen definiert wurde, kommt Handschreiben dann in einer Vielzahl sehr unterschiedlicher medialer Gefüge vor: beim Ritzen mit einem Taschenmesser

59 So verwendet auch Eva Odersky (2018b) den Ausdruck. Diese Lesart impliziert bis zu einem gewissen Grad die Existenz eines komplexen Verbs »handschreiben«, aus dem das »Handschreiben« als grammatische Transposition abgeleitet ist. Ich halte Konstruktionen wie »sie lernen handschreiben« denn auch für unproblematisch (auch wenn ich dafür keine Belege im Internet oder in Zeitungskorpora gefunden habe). Dennoch wird in dieser Untersuchung die Konstruktion »schreiben von Hand« bzw. »schreiben mit der Hand« verwendet, zumal komplexe Verben in der Regel ohnehin nur im Infinitiv (und allenfalls als Partizip II) vorkommen, d.h. nicht über ein vollständig ausgebildetes Flexionsparadigma verfügen (vgl. Grammatikduden 2016: 718–719).

in eine Baumrinde, beim Besprayen oder Bepinseln einer Hauswand, beim Tätowieren der Haut mit Graphen, beim Eingravieren von Text in Grabsteine oder Schmuckstücke. Hinzu kommen die prototypischen Formen der Handschriftlichkeit, also alle Arten des Schreibens mit dem Stift. Mit »Stift« meine ich ganz allgemein längliche (zugespitzte) Gegenstände, mit denen sich Schrift realisieren lässt, also nicht nur Blei-, Farb- und Filzstifte, sondern auch alle Arten von Schreib*federn*, d.h. auch und gerade Füllfederhalter und natürlich Kugelschreiber (zu den verschiedenen Schreibwerkzeugen und deren Geschichte vgl. Neef 2008: 122–138, Eule 1955).[60] Auch der *Apple Pencil,* der *S Pen* von *Samsung,* die Stifte der Firma *Wacom* etc. als Stifte, die in computerdominierten medialen Gefügen vorkommen, zähle ich dazu.[61]

Genau wie beim Tippen ist auch beim Handschreiben eine weitere Eigenschaft konstitutiv, die nicht zwingend mit den Bewegungen (und dem Schreibwerkzeug) verbunden ist, aber doch in aller Regel mit ihnen korreliert und zumindest prototypisch vorhanden sein muss: Es werden Schriften mit dynamischem Graphinventar realisiert (s.o. Kap. 4.4). Im Gegensatz zum tippenden Schreiben wird in den medialen Gefügen, in denen Stifte als Werkzeuge fungieren, die Form der Graphe jedes Mal neu generiert. Das erfordert andere motorische Fähigkeiten und beruht auf anderem Wissen als das Tippen. Eine Schreiberin kann an der Realisierung eines Graphs potenziell scheitern (indem sie das Graph, das sie realisieren möchte, formal nicht korrekt herstellt), sie hat umgekehrt aber die Möglichkeit, hybride oder ganz neue Graphe zu generieren. Beim Tippen fungieren die Graphe als eine Art *Readymades*; sie sind (virtuelle) Fertigwaren, die darauf warten, realisiert zu werden. Beim Handschreiben ist das Verhältnis komplexer: Schreiben und Geschriebenes befinden sich in einer »kreis- oder spiralförmigen Umklammerung« (s.o.) und das Schreiben wirkt auf die Schrift zurück. So wie bei vielen Phänomenen menschlichen Handelns wird beim Schreiben von Hand gleichzeitig ein Muster nachvollzogen und (immer wieder) neu erschaffen.

60 Ich verwende den Ausdruck »Stift« also ähnlich wie »pen« im Englischen (vgl. https://bit.ly/2YAjoaQ [22.10.2020], zum sogenannten *Paper-Pen-Paradigma* vgl. Böhm & Gätje 2014b).

61 Die Stifte der drei genannten Firmen sind jene, die heute am meisten im Gebrauch sein dürften (vgl. https://apple.co/2PbDlla [22.10.2020], https://bit.ly/38t5jR3 [22.10.2020], https://bit.ly/38vWeqv [22.10.2020]), gemeint sind aber alle Produkte dieser oder ähnlicher Art.

H a n d s c h r e i b e n ist also eine spezifische Art des Schreibens mit dem Stift, bei dem Schriften mit dynamischem Graphinventar realisiert werden.

Mit dieser Umschreibung kann nicht nur relativ eindeutig zwischen Tippen und Handschreiben unterschieden werden, es lässt sich auch eine Abgrenzung des Handschreibens vom Zeichnen von Graphen ableiten: Setzt man die Interdependenz von Schrift und Geschriebenem als konstitutives Merkmal, handelt es sich bei dem mit Bleistift realisierten |a| in Abb. 1 (s. o., S. 27) nicht um Handgeschriebenes, zumal die Form der realisierten Schrift (das |a| der *Garamond*) nicht auf diese zurückwirkt, die Schrift vom Schreibakt also unberührt bleibt. Auch viele Formen des Tätowierens und das sogenannte »Handlettering« werden dann nicht als Handschreiben betrachtet und ihr Resultat nicht als Handgeschriebenes. Diese Form der Abgrenzung ist sicher nicht in jedem Fall problemlos anwendbar, aber mir scheint damit doch etwas erfasst, das implizit als konstitutives Merkmal von Handschriftlichkeit angesehen wird (s. u. Teil III).

Zweifellos ist die in dieser Untersuchung eingenommene Perspektive, in der das Handschreiben und überhaupt das Schreiben anhand von Schrift und Geschriebenem (also letztlich produktorientiert) konzipiert werden, problembehaftet und für viele Fragestellungen ungeeignet. Der motorische Aspekt, der insbesondere in der Grundschuldidaktik eine grosse Rolle spielt, bleibt so notorisch unterbelichtet.[62] Es sei hier zumindest darauf hingewiesen, dass sich die Schreibbewegung nicht zwangsläufig und nicht immer vollständig im Geschriebenen widerspiegelt. Das betrifft zum einen technische Umwandlungsprozesse durch Schrifterkennung (s. u.), zum anderen aber auch das prototypische Handschreiben: Beim Schreiben in unverbundenen und teilverbundenen Schriften berührt die Stiftspitze den Schreibuntergrund während eines beachtlichen Teils der Handbewegung nicht. Das zeigt anschaulich ein Beispiel aus einem Beitrag von Eva Odersky (2018a), bei dem nicht nur das Geschriebene (blau), sondern auch die davon losgelöste Schreibbewegung (rot) aufgezeichnet wurde und erhalten ist (zur Aufzeichnungsmethode vgl. Odersky 2018b: 116–118):

62 Er ist im Mediendiskurs aber sehr präsent und wird im diskurslinguistischen Teil dieser Untersuchung entsprechend beleuchtet, s. u. Kap. 9.2.



**Abb. 9:** Geschriebenes inkl. Schreibbewegung (nach Odersky 2018a: 20)

Bewegungsabläufe wie die in Abb. 9 sichtbar gemachten werden weitgehend ignoriert, wenn Schrift als (abstraktes) Forminventar aufgefasst wird (s. o. Kap 1). Das heisst aber nicht, dass der in dieser Untersuchung vorgeschlagene Blick auf Handschriftlichkeit nicht zum Verständnis von Phänomenen z. B. des Schreibkompetenzerwerbs beitragen könnte.

Es ist doch bemerkenswert, dass eines der typischen bzw. sogar konstitutiven Merkmale von Handschrift und Handschreiben auf Schulschriften und Schulschriftschreiben gerade nicht zutrifft: Sowohl die ›alten‹, verbundenen Schulschriften wie die *Lateinische Ausgangsschrift*, die *Schulausgangsschrift* und die *Vereinfachte Ausgangsschrift*, als auch neuere Entwürfe wie die *Grundschrift* oder die *Basisschrift* besitzen statische Graphinventare und verändern sich auch dadurch nicht, dass Hundertschaften von Grundschülerinnen mit ihnen schreiben lernen (zu den verschiedenen Schulschriften in Deutschland vgl. einführend Steinig 2017; zur Situation in der Schweiz vgl. Wicki & Hurschler Lichtsteiner 2014). Es ist kein Zufall, dass sowohl von der *Grundschrift* als auch von der *Basisschrift* Schriftdateien existieren und dass sich entsprechend problemlos das Graphinventar dieser Schriften darstellen lässt:[63]

A B C D E F G H I J K L M N O P Q R S T U V W X Y Z a b c d e f g
h i j k l m n o p q r s t u v w x y z Ä Ö Ü ä ö ü 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 : ;
< = > ? @ [ \ ] _ { | } ! " # $ % & ' ( ) * + , – . / ° ct £ § · ¶ β ≤ ≥ « » " " ' ' /
‹ › · , „ – €

**Abb. 10:** Graphinventar der *Grundschrift Regular*[64]

63 Die Dateien beider Schriften sind frei online zugänglich: die Basisschrift unter https://bit.ly/357dsIN, die Grundschrift unter https://bit.ly/36qGqnm [22.10.2020].

64 Dieses Inventar stimmt nicht exakt mit jenem der *Grundschrift* überein, wie sie in der Schule gelehrt wird. Graphe wie |(| oder |«| werden in der Grundschule nicht unter-

Solange die Schülerinnen die Graphe einer Schulschrift exakt nachbilden, schreiben sie noch nicht, sondern zeichnen Schrift (so wie das |a| in Abb. 1 gezeichnet und nicht geschrieben wurde, s.o., S. 27). Erst wenn sie die Formen selbstständig und mit Abweichungen realisieren, beginnen sie zu schreiben – sie tun das dann aber im Prinzip nicht mehr in der *Grund-, Basis-* oder *Schnürlischrift,* sondern in ihrer eigenen, individuellen Schrift. Schulschriften sind Ausgangsschriften. Ihre Graphe bilden lediglich den Ausgangspunkt für die Entwicklung von eigenen, individuellen Handschriften.

Die Formen, die die Graphe dieser Handschriften (mit dynamischem Inventar) annehmen, werden z.T. bewusst und aktiv von den Schreiberinnen entwickelt, z.T. durch Aspekte beeinflusst, die selbige nicht (direkt) kontrollieren können (Feinmotorik, physische Voraussetzungen, kulturell und gesellschaftlich gesteuerte Effekte wie ästhetisches Empfinden und die eigene Zuordnung zu sozialen Gruppen etc.).[65] Die Schreiberin hat durchaus Einfluss auf ›ihre‹ Schrift,[66] kann viele formale Eigenschaften bewusst festlegen (wenn sie sich zum Beispiel entscheidet, bei dem in der Schulschrift als |1| modellierten Graph nur einen senkrechten Strich zu realisieren). Bei Handschriften handelt es sich also um das, was Rudi Keller ein »Phänomen der dritten Art« genannt hat (Keller 2014: 87): Sie sind weder *natürlich* (in dem Sinn, dass sie ausserhalb des Einflussbereichs des Menschen liegen wie das Wetter) noch *künstlich* (in dem Sinn, dass sie bewusst und willentlich von Menschen gemacht werden), sondern beides gleichzeitig. Zwar bezieht sich Keller auf Phänomene, an denen mehrere Menschen beteiligt sind, »die drei wesentlichen Eigenschaften von Phänomenen dritter Art« erfüllen aber auch individuelle Handschriften:

richtet und sind in den dort als Basis dienenden Inventaren auch nicht enthalten; ihre Aufnahme in das digitale Graphinventar ist eine Konzession an die Gesetzmässigkeiten des Tippens (s.o.).

65 Mit Blick auf den Einfluss physischer Voraussetzungen ist anzumerken, dass bisher keine direkte Korrelation von Körpergrösse, Muskelmasse etc. und der Handschrift einer Person festgestellt werden konnten (vgl. Kammer 2009: 61–65). Obwohl es sich beim Schreiben mit dem Stift um einen körpergebundenen Akt handelt, wirken sich kulturelle und soziale Faktoren (insbesondere natürlich die Sozialisierung durch eine Schulschrift) offenbar stärker auf die Schrift aus als rein körperliche Aspekte.

66 Die Verwendung des Possessivpronomens ist in diesem Zusammenhang im allgemeinen Sprachgebrauch etabliert, im Prinzip aber irreführend: Die persönliche Schrift gehört zwar (zu) einer Schreiberin, sie stösst ihr aber auch zu.

(i) die Tatsache, daß sie prozessualer Natur sind;
(ii) die Tatsache, daß sie sich aus einer Mikro- [Geschriebenes] und einer Makroebene [Schrift] konstituieren, und
(iii) die Tatsache, daß sie sowohl etwas mit Artefakten als auch mit Naturphänomenen gemeinsam haben.
(Keller 2014: 99)

Einige gesellschaftlich sehr präsente Vorstellungen und Einschätzungen zu Handschriften hängen mit dieser Eigenschaft zusammen (so z. B. der insbesondere von der Graphologie vertretene Glaube, dass sich in einer Handschrift der Charakter der Schreiberin spiegle; s. u. Teil III).

### 5.3.4 Exkurs: Analoges Schreiben und digital Geschriebenes

Die Unterscheidung von Handschreiben und Tippen wird im öffentlichen Diskurs fälschlicherweise häufig mit dem Gegensatzpaar *analog/digital* parallelgeführt, weshalb ich kurz auf die Begriffe eingehen möchte (vgl. auch Schröter & Böhnke 2004 und Schrey 2017: 147–169).

Der Ausdruck »digital« ist ein Modewort bzw. ein »buzzword« (Schröter 2004: 7). Seit Mitte des 20. Jahrhunderts hat seine Verwendung exponentiell zugenommen und sie steigt immer noch rasant an (vgl. dazu den Eintrag zu »digital« im Digitalen [!] Wörterbuch der Deutschen Sprache [DWDS]: https://www.dwds.de/wb/digital [22.10.2020]). Das hat offensichtlich nicht mit einer höheren Frequenz des medizinischen Fachterminus »digital« zu tun, der sich sinnigerweise auf das Betasten bzw. Untersuchen »mit dem Finger« bezieht (von lateinisch »digitus« = *Finger, Zehe*; vgl. Duden medizinische Fachbegriffe 2011: 231). Ein Blick in die Korpusbelege des DWDS zeigt, dass der rasante Frequenzanstieg vielmehr mit der Bedeutung von »digital« im Zusammenhang mit der elektronischen Datenverarbeitung zu tun hat (wo es als Antonym zu »analog« fungiert). Das Wort taucht häufig in Wendungen wie beispielsweise »digitales Zeitalter«, »digitale Revolution« und »digitale Signatur« auf, aber auch in »digitale Schweiz«, »digitale Kompetenzen« oder der »digitalen Transformation«, dem »digitalen Innovator«, dem »digitalen Raum«, »digitalen Risiken« u. v. a. – in der Schweiz gibt es seit 2017 sogar einen »nationalen Digitaltag« und an der Universität Zürich mit der *Digital*

*Society Initiative* ein Kompetenzzentrum zum Thema »Digitaler Wandel«.[67] Ein Grossteil dessen, was irgendwie mit Computern zu tun hat, wird heute umgehend mit dem Label *digital* versehen.[68] Dadurch, dass das oft unspezifisch und unreflektiert geschieht, sind Missverständnisse vorprogrammiert. Im Kontext dieser Arbeit betrifft das die Annahme, dass das Tippen per se ein digitaler, das Schreiben mit der Hand ein analoger Vorgang ist. Zumindest wenn man dem hier vertretenen Verständnis von *Schreiben* folgt, verläuft die Grenze zwischen digital und analog an anderer Stelle.

»Analog« kann – als Gegenbegriff zu »digital« – synonym zu »kontinuierlich« oder »stufenlos« gebraucht werden, »digital« heisst dann etwa »diskret« oder »in Stufen erfolgend«.[69] Bei den allermeisten Computern, die heute in Gebrauch sind, handelt es sich um Digitalrechner, die im Gegensatz zu Analogrechnern (vgl. Ulmann 2010: 2–10) nur mit diskreten Signalen arbeiten können, das heisst mit einzelnen Werten, die (zeitlich, räumlich) voneinander abgegrenzt sind (s. u. Abb. 11, S. 70). Veranschaulichen lässt sich das am Beispiel der Musik: Spielt ein Orchester eine Sinfonie, so handelt es sich um ein kontinuierliches akustisches Signal. Das heisst, es ist im entsprechenden Zeitraum immer etwas zu hören, unabhängig davon, auf welche Millisekunde

**67** Zu den Verwendungskontexten von »digital« allgemein vgl. https://www.dwds.de/wp/digital [9.9.2020], zum Digitaltag siehe https://www.digitaltag.swiss [22.10.2020] zur *Digital Society Initiative* https://www.dsi.uzh.ch/de.html [11.12.2019].

**68** Im öffentlichen Diskurs ist dieser undifferenzierte Sprachgebrauch nachvollziehbar, im Wissenschaftsbetrieb ist er problematisch. In wissenschaftlichen Kontexten wäre ein zurückhaltender Gebrauch von inhaltsarmen Schlagwörtern wie »digital« und »Digitalisierung« wünschenswert und eine kritische Auseinandersetzung mit ihnen notwendig (vgl. zu Schlagwörtern allgemein: Schröter 2016). Einen Wandel, eine Gesellschaft oder eine Demokratie als »digital« oder »digitalisiert« zu qualifizieren, liefert inhaltlich auf jeden Fall kaum Mehrwert (abgesehen davon, dass es wohl »irgendwas mit Computern« und »irgendwas mit dem Internet« zu tun hat). Im Gegenteil: Die Verwendung leerer Worthülsen verstellt den Blick auf das, was im jeweiligen Zusammenhang eigentlich zu beschreiben wäre.

**69** Genau genommen sind auch diese Verwendungsweisen nicht ganz korrekt; »analog« bezieht sich eigentlich auf ein Abbildungsverhältnis, bei dem »ein Signal, Gerät usw. Eigenschaften besitzt, die funktionell oder strukturell mit wesentlichen Eigenschaften von etwas Anderem übereinstimmen« (Völz 2007: 54; es geht also um *Analogien*). Bei »digital« handelt es sich um einen Spezialfall von »diskret«, weil den »Werten Zahlen zugeordnet« sind (Völz 2007: 56). Im hier zu erläuternden Kontext ist die synonyme Verwendung von »analog« und »kontinuierlich« bzw. »digital« und »diskret« aber zweckmässig.

ich fokussiere (ausser das gesamte Orchester verstummt für einen Moment). Die gespielte Melodie kann dann analog als kontinuierliches Signal gespeichert werden – z. B. auf einer Schallplatte oder auf einer Musikkassette (beide funktionieren über analoge Speichermethoden, vgl. Völz 2005: 599–623 und Völz 2007: 412, 427–431). Im Gegensatz dazu handelt es sich bei CDs um Speicher digitaler Daten (vgl. Völz 2007: 551–558). Um die gespielte Melodie auf CD zu speichern, muss sie deshalb zerlegt werden, d. h. es wird ein zeitliches Intervall bestimmt und so festgelegt, wann jeweils gemessen bzw. gespeichert wird, welcher Ton bzw. welche Töne gerade zu hören ist/sind. Alles, was dazwischen liegt, geht bei der Speicherung verloren. Dieses Intervall ist natürlich so kurz, dass das menschliche Gehör bzw. Gehirn gar nicht fähig ist, die Leerstellen wahrzunehmen bzw. zu erkennen. Wichtig ist aber, dass beim Spielen der Flöte von der Musikerin ein analoges (*zeitkontinuierliches*) akustisches Signal geschaffen wurde, das durch die Speicherung auf CD in ein digitales (*zeitdiskretes*) umgewandelt wird.

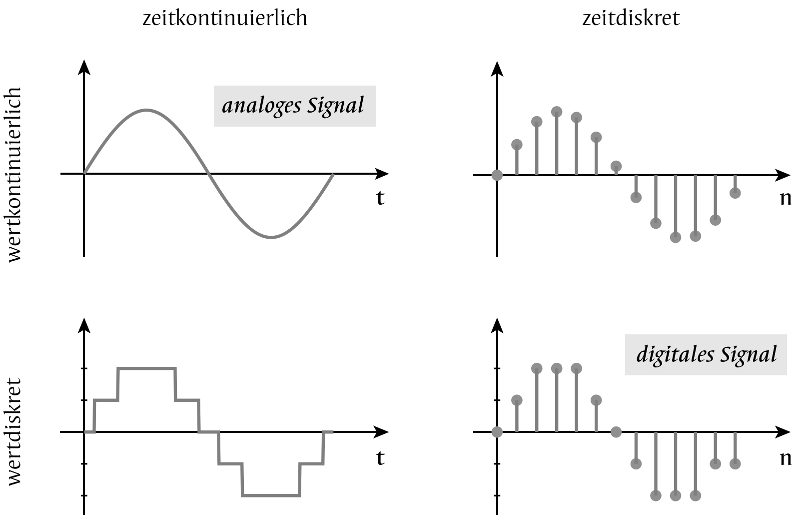



**Abb. 11:** Veranschaulichung von »digital« bzw. »diskret« und »analog« bzw. »kontinuierlich« (nach Frey & Bossert 2008: 2)

Mit Blick auf Schrift und Schreiben ist zunächst festzuhalten, dass es sich bei Schrift, verstanden als Inventar von Graphen, immer um ein System diskreter Einheiten (eben der Graphe) und damit um ein digitales Phänomen handelt (das trifft auf gesprochene Sprache nicht zu, s.o. Kap. 4.3, insbesondere Anm. 31). Das heisst aber nicht, dass es sich beim Schreiben um einen digitalen, also in diskrete Teilhandlungen gegliederten, Vorgang handeln muss, und es heisst auch nicht, dass das Resultat des Schreibens, also das Geschriebene, in jeder Beziehung ein digitales Phänomen ist. Die zentralen Handlungen im Schreibprozess, die Bewegungen der Schreiberin, sind stets zeitkontinuierliche Vorgänge und zwar unabhängig davon, ob wir von Hand eine verbundene oder unverbundene Schrift realisieren oder ob wir tippen. Menschen können sich, vereinfacht gesagt, nicht digital bewegen. Wenn wir mit dem Stift auf eine Oberfläche zeichnen oder schreiben, bewegt sich unsere Hand ja auch in dem Moment, in dem die Spitze des Stiftes die Oberfläche nicht berührt (s.o. Kap. 5.3.3, insbesondere Abb. 9, S. 66). Und selbst beim Tippen auf einer Tastatur sind unsere Bewegungen letztlich kontinuierlich, wenn auch mit deutlichen Brems-, Halte- und Umkehrmomenten. Zweifellos findet beim Schreiben mit und an Computern unmittelbar eine Digitalisierung statt, dieser Vorgang ist aber nur sehr bedingt mit der Dichotomie Handschreiben vs. Tippen verbunden. Ob schliesslich die Spur, die wir beim Schreiben hinterlassen, digital oder analog ist, ist eine andere Frage, auf die ich im folgenden Kapitel eingehe.

# 6 Geschriebenes und Texte: Schreibresultat und Bedeutung

## 6.1 Geschriebenes: Die Realisation von Schrift

Das Ergebnis des Schreibens, d.h. die Realisation von Schrift, heisst G e s c h r i e b e n e s. Schrift wird also im Gebrauch zu Geschriebenem, zu einer Anordnung konkreter Graphe, einem sicht- und/oder greifbaren Artefakt aus zum Beispiel Papier und Tinte. Im allgemeinen Sprachgebrauch ebenso wie in der linguistischen Tradition wird das Resultat des Schreibens gewöhnlich

eher als »Text« bezeichnet und tatsächlich sind die beiden Begriffe partiell synonym. »Text« ist ein ebenso vieldeutiger Begriff wie »Schrift« oder »Medium«, die Wortherkunft (von lateinisch »textus« = *Gewebe*, vgl. Kluge & Seebold 2011: 915) deutet aber bereits darauf hin, dass sich der Ausdruck stark auf den Inhalt von Geschriebenem bezieht, also (auch) auf semantische Aspekte referiert. Texte werden verfasst, Geschriebenes wird geschrieben (zu dieser Differenzierung s. o. Kap. 5.1). Mit dem Begriff »Geschriebenes« wird, wie bereits Michael Ott und Sarah Kiyanrad festgehalten haben, stärker als mit »Text« die »chronologische Komponente« betont und »ein zeitliches ›ex-post‹« etabliert (Ott & Kiyanrad 2015: 157). Während ein und derselbe »Text«, je nach Auslegung des Begriffs, durchaus millionenfach in verschiedenen Schriften auf Bildschirmen, in Büchern und auf Plakaten stehen kann, gibt es von jedem Geschriebenen genau ein Exemplar. Jedes Kopieren erzeugt etwas Neues, ein neues Geschriebenes (ausgelöst durch eine neue Schreibbewegung). Auch ist Geschriebenes im hier vertretenen Verständnis und im Gegensatz zu Texten nie etwas Mentales, es steckt nicht im Kopf (weder in jenem der Schreiberin noch in dem der Leserin), enthält keine Interpretation, ja noch nicht einmal Bedeutung. Geschriebenes ist realisierte Schrift, nicht mehr und nicht weniger.

Ott und Kiyanrad führen den Ausdruck »Geschriebenes« auch deshalb ein, um von ihm aus auf das Schreiben bzw. Teile davon rückzuschliessen. Das Problem dabei ist, dass in synchroner Perspektive die einzelnen Teile medialer Gefüge derart ›modular‹, also vielfältig kombinierbar, geworden sind, dass dem Geschriebenen oft nicht mehr anzusehen ist, welche Medien und welche Schreibbewegungen zu ihm geführt haben. Eine E-Mail, die auf dem Bildschirm der Empfängerin in einer bestimmten Schrift realisiert wird, kann von der Senderin auf einem PC (bzw. der zugehörigen Tastatur) getippt worden sein, sie kann aber auch dem Smartphone diktiert oder mit dem Stift auf ein Tablet geschrieben worden sein. Unterschiedliche Herstellungs- und Versandarten, also partielle Differenzen in den verwendeten medialen Gefügen, sind dem Geschriebenen nicht unbedingt anzusehen. Denkbar bzw. erwartbar ist, dass sich die unterschiedlichen Schreibweisen in divergierenden medialen Gefügen am *Text* zeigen, also auf semantischer und/oder sprachsystematischer Seite. Schliesslich herrscht in den Medienwissenschaften und in der Linguistik inzwischen darüber Konsens, dass »das Medium« in vielfacher Weise auf »die Botschaft« zurückwirkt (im Anschluss an Marshall McLuhans

viel zitiertes Diktum, das Medium *sei* die Botschaft, vgl. McLuhan 1968: 13, siehe auch Krämer 1998: 75–78). Sybille Krämer schreibt präzisierend, dass »die Botschaft [...] die Spur des Mediums« (Krämer 2002a: 332) sei. Auf jeden Fall ist es naheliegend, dass sich die Art des Verfassens einer Nachricht in der Nachricht selbst spiegelt: Zum Beispiel bildet die Verfasserin eines Textes möglicherweise systematisch komplexere Sätze, wenn sie eine Nachricht (sei es eine E-Mail, eine WhatsApp-Nachricht etc.) auf der PC-Tastatur tippt und nicht auf dem Smartphone (vielleicht schreibt auf einem Gerät auch die Autokorrektur mit bzw. wirkt sich auf das Geschriebene aus, auf dem anderen nicht). Solche Unterschiede werden aber erst sichtbar, wenn man Graphe bzw. ihre Realisation als Sprachzeichen interpretiert und also die Ebene des Geschriebenen verlässt und den Text in den Blick nimmt (s. u. Kap. 6.3).

## 6.2 Handgeschriebenes

So wie Geschriebenes als Realisation von Schrift aus dem Schreiben hervorgeht, entsteht *Hand*geschriebenes durch das *Hand*schreiben in *Hand*schrift. Es wurde weiter oben schon viel zu Handschrift und Handgeschriebenem gesagt, so dass diese Analogie zur Begriffsbestimmung eigentlich ausreichen müsste. Allerdings ist man auch im Zusammenhang mit Handschriftlichkeit mit dem mehrfach erwähnten Umstand konfrontiert, dass heute mediale Gefüge im Einsatz sind, die den Spur-Charakter des Geschriebenen verwischen (zumindest mit Blick auf die graphischen Formen). Wenn Geschriebenes als Nachricht auf einem Bildschirm erscheint, kann die Empfängerin in aller Regel nur vermuten, auf welche Weise es realisiert wurde. Es ist nicht nur denkbar, sondern Teil der kommunikativen Realität, dass jemand von Hand (mit dem Stift) Graphe einer Handschrift realisiert und diese mehr oder weniger unmittelbar in Geschriebenes einer anderen Schrift umgewandelt werden. Ein illustratives (wenn auch fiktives) Beispiel einer solch unmittelbaren Umwandlung von Handgeschriebenem findet sich in einer Szene des Spielfilms *The Hunger Games: Mockingjay (Part 1)*, der in einer nicht näher bestimmten Zukunft spielt (s. u. das Standbild in Abb. 12, S. 74; die Szene ist online verfügbar: https://youtu.be/8PkUv8B5qpA [22.10.2020]).



**Abb. 12:** Unmittelbare Umwandlung von Handgeschriebenem in eine Schrift mit statischem Graphinventar (Standbild aus dem Film *The Hunger Games: Mockingjay*)

Der Umwandlungsvorgang läuft in Tat und Wahrheit (noch) nicht so problemlos und unmittelbar ab, wie es die Filmszene suggeriert, er ist aber auf verschiedenen technischen Systemen bereits implementiert.[70] Für die Empfängerin ist es weitgehend irrelevant, ob die Transformation unmittelbar während des Schreibens oder erst danach stattfindet; sie sieht dem Geschriebenen das Schreiben nicht mehr an. Die alles andere als banale Frage ist nun, ob in diesem Fall noch *Hand*geschriebenes vorliegt.

Handschrift, Handschreiben und Handgeschriebenes stehen, wie in den letzten Kapiteln erläutert, in einem zirkulären Verhältnis: Handschrift wird durch Handschreiben als Handgeschriebenes realisiert, wobei dieses unmittelbar auf die Handschrift und damit auch das Handschreiben zurückwirkt. Diese Zirkularität beruht wesentlich auf der Dynamik des Graphinventars von Handschriften (s. o. Kap. 4.4) und sie unterscheidet Handschriftlichkeit

**70** Bei dem Whiteboard, auf das in der fiktiven Geschichte geschrieben wird, dürfte es sich in Wahrheit um eine Requisite handeln. Es existieren heute aber tatsächlich sehr ähnliche Geräte (z. B. das *Surface Hub 2S*, vgl. https://bit.ly/34CDlQ4 [22.10.2020]) und Software-Lösungen, die Handgeschriebenes mehr oder weniger fehlerfrei in eine andere Schrift transferieren, vgl. Peters 2019.

von anderen Formen der Schriftlichkeit. Diese Zusammenhänge vorausgesetzt, kann durch Schrifterkennung transformiertes Geschriebenes nicht mehr als Handgeschriebenes gelten: Die Zirkularität ist unterbrochen, die geschriebenen Graphe wirken nicht mehr auf die abstrakten Graphe der Schrift zurück. Im Rahmen der Umwandlung werden die Formeigenschaften der geschriebenen Graphe als Elemente eines statischen Inventars ›erkannt‹ bzw. interpretiert (unter Rückgriff auf die Relation von Schrift und Sprache, s. o. Kap. 4.3). Handgeschriebenes ist von Hand, also mit dem Stift Geschriebenes, dessen Gestalt auf die Schrift, in der es erscheint, zurückwirkt. Für die textuelle Dimension von Geschriebenem ist diese Differenzierung zunächst irrelevant. Bei der Beschreibung von Texten ist man mit ganz anderen Schwierigkeiten konfrontiert, wie ich im nächsten Kapitel zeigen möchte.

## 6.3 Texte: Geschriebenes mit Bedeutung

Richtet man sein Augenmerk auf Texte, so ist die Situation sehr viel unübersichtlicher, als wenn man ›nur‹ Geschriebenes untersucht. Das Verfassen eines Textes ist immer eingebunden in kommunikative Handlungen und kulturelle Praktiken und eng verflochten mit der Verfasserin und ihrem sozialen Hintergrund. Ist der Blickwinkel einmal so weit geöffnet, dass neben motorischen und ästhetischen Aspekten auch semiotische analytisch relevant werden, wird die Isolation einzelner Schreib-Entscheidungen – wie die Wahl eines bestimmten medialen Gefüges – beinahe unmöglich. Beim Verfassen eines Textes kommen so viele Einflüsse zusammen, dass die Überlegungen dazu ganze Bibliotheken füllen. Wird grundsätzlich über Texte gesprochen, kann und muss darüber nachgedacht werden, ob der Begriff an bestimmte Medien geknüpft ist (z. B. optische) und wo überhaupt seine Grenzen liegen. Ausserdem steht angesichts des Umstands, dass semiotische Prozesse immer an konkrete Situationen und an den Gebrauch von (Schrift-)Zeichen gebunden sind, zur Debatte, ob ein Text schon im Kopf der Schreiberin/Sprecherin entsteht, ob eine solche ›mentale‹ Fassung mit der materiellen und also lesbaren deckungsgleich ist oder ob der Text sich gar erst im Kopf der Leserin/Hörerin bildet (immer wieder neu und bei jeder Person anders; vgl. dazu die Betonung des Aspekts der Lesbarkeit bei Hausendorf et al. 2017, insbesondere S. 20–25). Auch die Grenzen eines einzelnen Textes werden undeutlich:

Ist jedes Exemplar eines bestimmten Buches derselbe Text oder immer ein anderer? Sind mehrere Fassungen eines Textes wirklich Fassungen *eines* Textes oder handelt es sich vielmehr immer um eigene, neue Texte? All diesen Fragen kann und soll hier nicht weiter nachgegangen werden.[71] Wichtig sind Texte (bzw. jene Aspekte, die über das Geschriebene hinausgehen) für meine Überlegungen vor allem insofern, als dass sie sich zu Text*sorten* zusammenfassen lassen, über die wiederum ein Zugriff auf Funktionen und Motive des Verfassens (und damit auch des Schreibens) möglich scheint.

## 6.4 Textsorten: Lösungen kommunikativer Probleme

Es gehört zu unserer Alltagserfahrung, dass Texte sich zu Textsorten gruppieren lassen, und es fällt uns in aller Regel sehr leicht, zu entscheiden, was für eine Sorte Text wir vor uns haben (einen Geschäftsbrief, einen Werbeflyer, einen Roman, ein Tagebuch etc., vgl. Heinemann 2000a: 507). Ähnlich wie Gesprächstypen bzw. »kommunikative Gattungen« (Luckmann 1986) in der Face-to-Face-Interaktion sind auch Textsorten kulturelle Sedimente: Im Zusammenleben tauchen immer wieder dieselben Probleme der Koordination und Kooperation (aber auch der Abgrenzung und Isolation) auf und zu ihrer Lösung haben sich bestimmte Muster herausgebildet.[72] Einzelne Arten, die Probleme zu lösen, waren besonders erfolgreich und/oder unkompliziert – sie haben sich bewährt und wurden und werden deshalb so lange ähnlich wiederholt, bis das Muster gefestigt ist. Bei dieser Etablierung von kommunikativen Gattungen und Textsorten handelt es sich oft um »Phänomene der dritten Art« (Keller 2014: 87). In den meisten Fällen ist da niemand, der bestimmen und festlegen kann, wie eine Textsorte auszusehen hat, wie sie aufgebaut ist und wie ihre Exemplare geschrieben, übermittelt und gelesen

71 An anderer Stelle habe ich bereits etwas ausführlicher über Texte und ihre Existenzformen nachgedacht, vgl. Gredig 2014: 17–24. Einen guten Überblick zur Frage des Textbegriffs bieten Adamzik 2016: 40–97 und Adamzik 2018.

72 Siehe dazu auch die Ausführungen in der Einleitung, Kap. 2; vgl. auch Hausendorf et al. 2017: 319. Zur Beschreibung von Texten und Gesprächen als kommunikative Praktiken vgl. Janich & Birkner 2015.

werden (sollen).[73] Gerade weil ihr Ent- und Bestehen nicht von einer planenden Instanz, sondern von der »unsichtbaren Hand« (vgl. Keller 2014: 95–109, s. o. S. 67) gesteuert werden, lassen sich die gemeinsamen Eigenschaften der Exemplare einer Textsorte analytisch nicht abschliessend und eindeutig festlegen. Geht man von einem vorwissenschaftlichen Verständnis von Textsorten aus, liegen die Gemeinsamkeiten der einzelnen Exemplare auf ganz unterschiedlichen Ebenen (z. B. jener der Textgestalt also des Geschriebenen, aber auch auf der Ebene des Stils, des Themas, der situativen Bedingungen und der Funktion, vgl. Heinemann 2000a: 513). Während bei einer Sorte das eine Merkmal konstitutiv und das andere eher nebensächlich (d. h. nicht zwingend) ist, ist es bei einer anderen Textsorte genau umgekehrt. In der vorliegenden Untersuchung bilden Texte genau dann gemeinsam eine Textsorte, wenn sie dieselbe kommunikative Aufgabe lösen. Sie erfüllen also dieselbe kommunikative Funktion bzw. zumindest teilweise dieselbe Funktion (Texte haben in der Regel mehr als eine Funktion).

# 7 Schrift – Schreiben – Geschriebenes (Zusammenfassung)

Aus den in diesem Teil zusammengetragenen Begriffsdefinitionen[74] lässt sich ein Modell des Schreibprozesses ableiten, das von der Schrift über das Schreiben (und Verfassen) in und mit medialen Gefügen zum Geschriebenen (und Texten) führt und umgekehrt vom Geschriebenen zurück zur Schrift. Die als Inventar von Graphen verstandene Schrift ist in diesem Modell eine Ressource und bildet, gemeinsam mit den im Gefüge enthaltenen Medien (verstanden

**73** In einzelnen Fällen mag es Initialtexte geben, die musterbildend wirken (so könnte man die *Robinsonade* als eine Textsorte auffassen, die an Daniel Defoes *The Life and Adventures of Robinson Crusoe* anschliesst – allerdings gab es schon lange vor Defoes Werk Texte mit den wesentlichen Eigenschaften einer Robinsonade, vgl. Dunker 2009). Darüber hinaus gibt es Textsorten, bei denen gewisse Akteurinnen über eine besondere Definitionsmacht verfügen (z. B. beim Testament, s. u. Kap. 14).

**74** Es handelt sich nicht um »Definitionen« im engeren Sinn. Vielmehr habe ich mein Verständnis des jeweiligen Ausdrucks näher erläutert und in Abgrenzung zu anderen Auffassungen spezifiziert.

als Werkzeuge, die beim Schreiben zwischen die Schreiberin und das Geschriebene treten) und den Kompetenzen der Schreiberin die Voraussetzungen für das Schreiben. Schreiben wiederum meint eine Handlung – bzw. im Kern: eine menschliche Bewegung –, die an der Schnittstelle zwischen Schrift und Geschriebenem stattfindet. Diktieren, Tippen und Handschreiben sind drei analytisch trennbare Arten des Schreibens, wobei das Tippen auf einem geschlossenen, statischen und das Handschreiben auf einem offenen, dynamischen Graphinventar beruht. In aller Regel ist Schreiben eingebunden in das Verfassen von Texten, also in semiotische, kommunikative und weiterführende kognitive Prozesse. Aus der Realisierung von Schrift, also dem Schreiben, geht deren Realisation, das Geschriebene, hervor. Dieses ist teilweise kongruent mit dem Text, der durch das Verfassen entsteht. Es ist konzeptionell aber losgelöst von jeder Art der Bedeutung: Geschriebenes ist bedeutungsleer. Als Teil von Texten kann es aber Ausdruck davon sein, welche Funktion dieser als Exemplar einer bestimmten Sorte erfüllt.

Von diesen Überlegungen ausgehend soll in den kommenden Kapiteln gezeigt werden, welche Rollen und welche Funktionen Handschreiben im deutschen Sprachraum heute einnimmt.

# III Diskurs

Handschriften sind dynamische Inventare abstrakter Graphe, wie ich im letzten Teil zu zeigen versucht habe. Das ist aber nicht die ganze Wahrheit. Die drei ineinander verzahnten Phänomene Handschrift, Handschreiben und Handgeschriebenes führen jenseits von sprachphilosophischen Systematisierungsversuchen ein sehr lebendiges Dasein als intersubjektiv geteilte Konzepte, als Brennpunkte von Zuschreibungen und Wertvorstellungen, d. h. als Graphie-Ideologien (vgl. Spitzmüller 2013: 281–289). Allerdings lässt sich Handschriftlichkeit als Kulturgut und Kulturtechnik nicht eindeutig festmachen, sondern lediglich einkreisen. Genau das soll in den folgenden Kapiteln anhand des Diskurses über Handschrift geleistet werden.

Bevor auf das, was Handschrift in der Meinung der Öffentlichkeit ist und leistet, eingegangen werden kann, muss das, woraus ich diese Meinung zu extrahieren versuche, näher beschrieben werden. Der Diskurs-Teil beginnt deshalb mit einigen methodischen Vorbemerkungen. Darin wird kurz das zugrunde gelegte Verständnis von Diskurs erläutert (Kap. 8.1), es wird die untersuchte Textsammlung bzw. das Korpus beschrieben (Kap. 8.2) und das methodische Vorgehen skizziert (Kap. 8.3). Danach folgt die eigentliche Analyse entlang von Themen (Kap. 9) sowie von Motiven, Topoi und Kollokationen (Kap. 10).

## 8 Methodische Vorbemerkungen zur diskurslinguistischen Betrachtung

### 8.1 Diskurse

Das Sprechen, Schreiben und Nachdenken über die Welt und die Dinge in ihr (also auch Handschriftlichkeit) ist in jeder Gesellschaft, zu jedem historischen Zeitpunkt eingebettet in Debatten bzw. Diskurse. Gemeint ist damit natürlich nicht, dass sich alle Mitglieder der jeweiligen Gesellschaft zusammensetzen und bei Kaffee und Kuchen einzelne Themen diskutieren. Ein

Diskurs ist vielmehr zu verstehen als die Sammlung bzw. das Netzwerk oder »Formationssystem« (Spitzmüller & Warnke 2011: 9) aller zu einem bestimmten ›Thema‹ getroffenen Aussagen (wobei mit Thema alles mögliche gemeint sein kann; ein Artefakt, eine Technik, ein Vorgang, ein Verhältnis etc.). Der Diskurs zum bzw. über z. B. den Klimawandel erstreckt sich vom Leitartikel in einer grossen Tageszeitung, der sich schon im Titel selbst als thematisch zugehörig ausweist, bis zur impliziten, nur in einem Nebensatz und im Zusammenhang mit einem ganz anderen Thema im kleinen Kreis geäusserten Ansicht. So verstanden sind Diskurse erstens imaginäre und zweitens analytisch geschaffene Grössen. Imaginär sind sie, weil sie zeitlich und räumlich stets divergieren, als Entität also nie sicht- oder greifbar werden oder gar von irgendeiner einzelnen Person erfasst werden könnten. Analytisch geschaffen sind Diskurse, weil schon die Zuordnung einer Aussage zu einem Thema, also einem *bestimmten* Diskurs, von der analysierenden Wissenschaftlerin (oder allenfalls einem Algorithmus) abhängt und abhängen muss.

Diskurse sind aber keine Textsammlungen. Eine sprachsystematische Ordnung im Stil von *Wort – Satz – Text – Diskurs*, in der die grösseren (d. h. weiter rechts stehenden) Einheiten sich jeweils aus Elementen der kleineren Einheiten zusammensetzen, halte ich nicht für nützlich, sondern im Gegenteil für problematisch (vgl. dazu z. B. Spitzmüller & Warnke 2011: 24–25). Diskurse stehen quer zu sprachlichen Einheiten wie *Text*, *Satz* oder *Gespräch*. Roth macht sich in diesem Zusammenhang für eine Differenzierung stark, zwischen der auf den Inhalt bezogenen, also semantisch bestimmten »Aussage« und der Ausdrucksseite dieser Aussage, der »Äusserung« (oder, in seiner Nomenklatur, der »Diskursrealisation«, vgl. Roth 2015: 37). Zu Recht unterscheidet er damit zwischen dem diskursrelevanten ›Gehalt‹ einer Äusserung und ihrer Form. Eine Diskursaussage kann als einzelner Satz oder sogar nur ein Wort realisiert werden und zwar auch im Rahmen eines themafremden Textes oder Gesprächs. Genauso gut kann aber auch der gesamte Text oder das ganze Gespräch diskursrelevant sein, obwohl kein Satz vorkommt, der explizit als diskurszugehörig erkennbar ist (vgl. Roth 2015: 48). Dennoch ist es sinnvoll, über Texte (und Gespräche) auf Diskurse zuzugreifen, da man sie als sprachlich begrenzte Einheiten gut sammeln und sortieren kann und da Diskursaussagen meist in sie eingebettet sind (der Ko- bzw. Kontext von Äusserungen trägt oft wesentlich zu ihrer diskursiven Aussage bei). Die zur Analyse gesammelten Textexemplare bilden aber ein *Korpus* und nicht einen Diskurs.

## 8.2 Korpora

Man kann im Anschluss an Busse & Teubert (1994) und Spitzmüller & Warnke (2011) zwischen drei verschiedenen zu einem Diskurs gehörenden Korpora differenzieren: Sämtliche geäusserten Diskursrealisationen bilden zusammen ein *imaginäres Korpus*. Wie die Gesamtheit aller Aussagen eines Diskurses ist auch ein Korpus mit allen zugehörigen Äusserungen eine rein imaginäre Grösse, da es auch alle im Moment ihrer Realisierung schon wieder verklingenden (und nicht dokumentierten) Äusserungen (z. B. am Stammtisch) und alle getilgten Diskursrealisationen (wie Notizzettel etc.) umfasst. Im Gegensatz dazu wäre es theoretisch möglich, ein *virtuelles Korpus* zusammenzustellen: Dieses umfasst alle »überlieferten Texte eines Diskurses, das Arsenal an Dokumenten, das der Analyse also prinzipiell zugänglich ist« (Spitzmüller & Warnke 2011: 83). Allerdings wäre es, erstens, schon rein technisch enorm aufwändig, all diese Dokumente zusammenzutragen, und es dürfte, zweitens, kaum möglich sein, dieses virtuelle Korpus sinnvoll und eindeutig zu begrenzen. Davon ausgehend, dass sich potenziell auch in themenfremden Texten und Gesprächen Realisationen eines bestimmten Diskurses finden, müssten im Prinzip alle verfügbaren Äusserungen geprüft werden. Forschungspraktisch brauchbar sind deshalb nur Teilmengen des virtuellen Korpus, d. h. *konkrete Korpora*. Bei der Zusammenstellung eines solchen konkreten Korpus, das dann die Basis einer Untersuchung bildet, stehen gemäss Busse und Teubert

> praktische Gesichtspunkte wie Verfügbarkeit der Quellen neben inhaltlich begründbaren Relevanzkriterien im Vordergrund; ausschlaggebend bleibt das Gestaltungsinteresse der Wissenschaftler, das das konkrete Textkorpus und damit den Gegenstand der Untersuchung konstituiert. (Busse & Teubert 1994: 14)

Diese recht offen formulierte Beschreibung bzw. Empfehlung spiegelt sich in der diskurslinguistischen Praxis, die eine klare Präferenz zur Korpusbildung aus massenmedial-textuellen Diskursrealisationen zeigt (vgl. Roth 2015: 76–78). Das gilt über die Diskurslinguistik hinaus für alle korpusgestützten bzw. -basierten Untersuchungen und hat vor allem mit der von Busse und Teubert angesprochenen Verfügbarkeit zu tun, lässt sich aber auch anhand von Relevanzkriterien begründen. So können Aussagen, die in Massenmedien re-

alisiert werden, in der Differenzierung von Wichter (1999) der *Primärebene* eines Diskurses zugeordnet werden: Sie haben eine grosse kommunikative Reichweite und durch die (damit verbundene) gesellschaftliche Reputation der jeweiligen Sprecherin bzw. Schreiberin oft Vorbildcharakter. Massenmedien besitzen eine beachtliche Diskursmacht. Im Gegensatz dazu haben Diskursrealisationen auf der *Sekundärebene*, also Äusserungen im kleineren oder gar privaten Rahmen jenseits der »Bühne der Medien« (Wichter 1999: 270), nur wenig Auswirkungen auf den ganzen Diskurs. Als Ausdruck vorherrschender Haltungen und Einschätzungen zum Diskursthema sind sie in ihrer Summe aber mindestens so relevant wie Äusserungen in Massenmedien. Das geteilte gesellschaftliche Diskurswissen zeigt sich in ihnen ebenso deutlich, es ist lediglich von anderen Faktoren überlagert als dies bei Aussagen, die in Massenmedien realisiert werden, der Fall ist.[75] Während diese »sekundäre Kommunikation [...] der allgemeinen Wahrnehmung [...] durch Privatheit, Verdecktheit, schieren Umfang und bisweilen Provinzialität« lange weitgehend entzogen war (Wichter 1999: 270), wird sie in jüngster Zeit durch soziale Netzwerke wie *Twitter* und *Facebook* vermeintlich auf die Primärebene verschoben. Potenziell könnte jeder Tweet dieselbe kommunikative Reichweite entwickeln wie eine Äusserung in einer grossen Tageszeitung oder in einer Fernsehsendung. Dabei handelt es sich aber um ein rein technisch begründetes Potenzial, faktisch ist die Diskursmacht einer ›normalen‹ Nutzerin von Twitter oder Facebook noch immer äusserst begrenzt. Die von Wichter (1999) hinsichtlich Diskursmacht vorgeschlagene Differenzierung in Primär- und Sekundärebene ist also noch immer sinnvoll, obwohl viele Äusserungen auf der Sekundärebene inzwischen nicht mehr verdeckt sind.

Weil der Faktor *Verfügbarkeit* bei der Zusammenstellung von Korpora eine gewichtige Rolle spielt (s. o.) und Tweets und Facebook-Posts sich heute leicht sammeln und in ein Korpus überführen lassen (mit der entsprechenden Soft-

75 Mit »überlagert« referiere ich hier auf den Umstand, dass Diskursrealisationen nie ein ›unverfälschtes‹ kontextunabhängiges Wissen oder eine situationsenthobene Einschätzung der Sprecherin/Schreiberin zu einem bestimmten Diskurs darstellen. Sie hängen stets auch ab von der Text- oder Gesprächssorte, in der sie geäussert werden, und sind eng verbunden mit Selbst- und Fremdpositionierungen, mit kulturellen und sozialen Codes etc. Massenmediale Äusserungen unterliegen ganz anderen Überlagerungen als private Diskursrealisationen – davon unabhängig sind weder die einen noch die anderen.

ware), nimmt die wissenschaftliche Beschäftigung mit Äusserungen auf der Sekundärebene in jüngster Zeit stark zu. Die von Roth (2015) konstatierte Tendenz diskurslinguistischer Untersuchungen, sich vor allem auf die Veröffentlichungen in Massenmedien zu stützen, wird dadurch zweifellos etwas entschärft. Vor lauter Begeisterung für die neuen Möglichkeiten sollte aber nicht vergessen werden, dass auch ein sehr grosses, aus zigtausend Tweets zusammengestelltes konkretes Korpus noch immer nicht mit dem virtuellen oder gar dem imaginären Korpus des entsprechenden Diskurses deckungsgleich ist.

## 8.3 Untersuchungskorpus

Das konkrete Korpus, das für den diskurslinguistischen Teil dieser Untersuchung als Basis dient, ist im wahrsten Sinne des Wortes *diskursiv* entstanden; nämlich in einer Art »Streifzug« durch das Thema (von lat. *discursus*, vgl. Georges 2013 [1913]: 1703; siehe auch Warnke 2015: 222). Die gesellschaftliche Debatte um das Thema Handschriftlichkeit ist in den letzten Jahren deutlich lauter geworden, d. h. die Anzahl Diskursrealisierungen hat, zumindest soweit es die Massenmedien betrifft, stark zugenommen (s. u. Abb. 13). Entsprechend häufig begegneten der geneigten Leserin, Hörerin oder Seherin Berichte zum Schreiben mit der Hand. Viele Artikel wurden mir auch von Personen, die über das Entstehen dieser Untersuchung informiert waren, zugetragen. Die so entstandene kleine Sammlung an Texten, Videos, Radiobeiträgen etc. habe ich in einem ersten Schritt durch eine Suche in *Factiva* ergänzt. In dieser von *Dow Jones* herausgegebenen und an verschiedenen Universitäten lizenzierten Datenbank sind Volltext-Daten aus über 30 000 Quellen aus 200 Ländern in 28 Sprachen verfügbar, dazu gehören auch diverse grosse Zeitungen und Zeitschriften aus dem deutschsprachigen Raum (vgl. http://bit.ly/2zwpXly [22.10.2020]). Um ein mit qualitativen Mitteln noch zu bewältigendes Korpus zu erhalten, habe ich die Suche auf eine Kombination der Ausdrücke »schreiben«, »Handschrift« und »von Hand« beschränkt (d. h. es wurden nur Treffer angezeigt, die alle drei Ausdrücke enthalten). Das führte zu 438 Treffern, von denen ich viele als Duplikate (z. B. Abdruck von Agenturmeldungen in mehreren Zeitungen) oder inhaltlich nicht relevant (z. B. rein historische Bezüge auf ›alte Handschriften‹, im Sinn von Schriftstücken) ausschliessen konnte.

Interessanterweise förderte die Suche nur massenmediale Diskursrealisationen zu Tage, obwohl sich Factiva brüstet, »über 20 Millionen Blogs« zu crawlen und »auch Social-Media-News von Twitter oder YouTube [...] 90 Tage lang in der Datenbank« zu halten (vgl. http://bit.ly/2B5hYYP [22.10.2020]).

Durch die über *Factiva* gesammelten Medienberichte ist die Primärebene des Diskurses plausibel abgedeckt, zumal diese Untersuchung lediglich korpus*gestützt* und nicht korpus*basiert* angelegt ist (vgl. zu dieser Unterscheidung Spitzmüller & Warnke 2011: 30) und der diskurslinguistische Zugang nur einen Teil der Analyse ausmacht. Die Sekundärebene des Diskurses ist im Korpus unterrepräsentiert. Entschärft wird das einerseits dadurch, dass sich unter den in den Massenmedien erschienenen Texten diverse Leserinnenbriefe befinden (in denen sich Privatpersonen äussern, die ansonsten nur über eine beschränkte Diskursmacht verfügen). Andererseits wird in auffällig vielen Pressetexten zum Thema *Schreiben mit der Hand* mit Umfragen gearbeitet, also einem in den Medien verbreiteten Mittel, um die Sekundärebene von Diskursen zu erfassen. Zwar macht Roth zu Recht darauf aufmerksam, dass es sich bei dieser Praxis um eine Darstellungsstrategie handelt, die lediglich »der Suggestion dient« und den »nicht-massenmedialen Realisationsbereich ›jenseits der medialen Bühne‹« nur imitiert (Roth 2015: 78–79). Ist man sich der situativen und medialen Überlagerungen der Äusserungen (z. B. durch die Konzeption der Umfrage, Schnitte und redaktionelle Nachbearbeitung) bewusst, erlauben solche Formate meines Erachtens aber durchaus einen Zugriff auf Diskursaussagen jenseits der redaktionell verfassten Äusserungen in Massenmedien.

Dennoch wurde das Korpus in einem zweiten Schritt noch um ein paar Dutzend unsystematisch ermittelter, thematisch relevanter Tweets ergänzt, so dass die Datengrundlage zur Erfassung des Diskurses 270 Texte und 18 Film- und Radiobeiträge aus dem Zeitraum von Juli 1998 bis März 2018 umfasst.[76] Der grösste Teil der Diskursrealisationen stammt, wie Abb. 13 zeigt, aus der Zeit nach 2010. Das ergibt sich einerseits dadurch, dass die Anzahl an

76 Darüber hinaus hat ein einzelner Zeitungsartikel aus dem Jahr 1993 Eingang in das Korpus gefunden (*NZZ*, 12.5.1993). – Da es sich explizit um eine qualitative Untersuchung handelt, wurde darauf verzichtet, die Diskursrealisationen in ein einheitliches Format zu überführen und zu tokenisieren. Eine Auflistung der verwendeten Diskursrealisationen findet sich auf S. 271. Es wurden nur jene Tweets aufgelistet und mitgezählt, auf die in der Untersuchung explizit Bezug genommen wird.

diskursrelevanten Äusserungen in den Massenmedien in dieser Zeit deutlich höher liegt als in der Zeit davor.[77] Andererseits hat es sich aber auch durch die Verfügbarkeit der Quellen ergeben, zumal viele Texte und Videos, die Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts entstanden sind, nicht mehr unmittelbar greifbar sind.

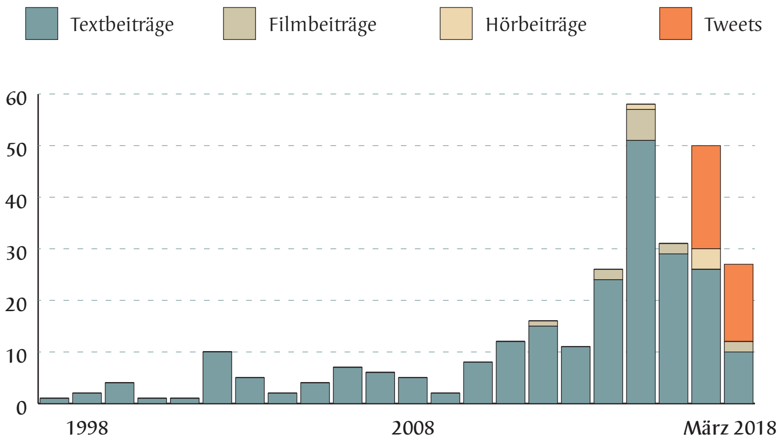



**Abb. 13:** Chronologische Verteilung der im Korpus vorhandenen Diskursrealisationen

Ergänzt wird das Korpus durch die verwendete Sekundärliteratur (und einzelne populärwissenschaftliche Bücher), auf die auch in der Diskursanalyse immer wieder verwiesen wird; wissenschaftliche Arbeiten stehen ja nicht ausserhalb gesellschaftlicher Diskurse, sondern sind Teil davon. Sie bilden einen spezifischen Teildiskurs, der eigenen Regeln und anderen Gesetzen folgt als massenmediale Texte.

77 So zumindest das Bild, das die Recherche in *Factiva* zeichnet – hier ist allerdings noch zu berücksichtigen, dass bei einigen der in der Datenbank gesammelten Produkte nur Texte neueren Datums vorhanden sind (von der Basler Zeitung sind z. B. Texte seit 1998 vorhanden, von der Basellandschaftliche Zeitung seit 2006, von der NZZ seit 1993 und vom Tages-Anzeiger seit 1999).

## 8.4 Analysemethoden

Ziel des diskurslinguistischen Teils dieser Arbeit ist es zu erfassen, was die Gesellschaft über das Schreiben von Hand weiss bzw. zu wissen glaubt und worin sie dessen Wert und Funktion sieht. Es geht also in erster Linie um das, was Jürgen Spitzmüller (2013: 286) im Anschluss an die Sprachideologie-Forschung (vgl. z.B. Silverstein 1979 und Irvine & Gal 2000) als »Graphie-Ideologien« bezeichnet hat. Entsprechend handelt es sich beim Folgenden nicht um eine linguistische Diskurs*analyse* im engeren Sinn. Der Diskurs ist nicht Untersuchungsgegenstand, das heisst, es wird nicht auf seine Struktur, seinen Verlauf, die unterschiedlichen (Macht-)Positionen und Akteurinnen fokussiert. Vielmehr dienen die im Korpus gesammelten Diskursrealisationen als Vehikel, um auf die Einschätzung und Wahrnehmung der Kulturtechnik Handschreiben zuzugreifen. Die Rollen der Akteurinnen und die gesellschaftliche Verteilung des ermittelten Wissens ist nur am Rand Thema. Entsprechend wird der von Foucault formulierten Frage, wie es dazu kommt, »dass eine bestimmte Aussage und keine andere an ihrer Stelle erschienen ist« (Foucault 2001 [1968]: 899), kaum Beachtung geschenkt.

Dennoch geht es nicht einfach darum, Äusserungen zu Handschriftlichkeit zu sammeln und in einem geordneten Katalog abzudrucken. Zwar finden sich in den Diskursrealisationen explizite Einschätzungen zum Status und der Funktion des Schreibens mit der Hand. Viel häufiger (und oft auch im selben Zug) wird aber auf (vermeintliches) Wissen der Leserinnen referiert und das, was Handschriftlichkeit ist und kann, wird nur implizit mitgeteilt. Gerade das Präsupponierte und das Implizierte ist es, das am zuverlässigsten Auskunft über das geteilte Wissen gibt. Es schwingt in Argumentationsmustern und Topoi ebenso mit, wie es sich in Kollokationen und der Semantik einzelner Wörter zeigt.

Anstatt systematisch und quantitativ eine oder zwei Ebene(n) zu analysieren, werde ich exemplarisch repräsentative Texte und Textstellen auswerten. Dabei stütze ich mich auf die methodologischen Überlegungen von Spitzmüller und Warnke sowie ihr Modell einer Diskurslinguistischen-Mehr-Ebenen-Analyse (DIMEAN) und fokussiere intra- und transtextuelle Phänomene (vgl. Spitzmüller & Warnke 2011: 135–201, insbesondere S. 197–201; siehe auch Spitzmüller 2017). Zu den Akteurinnen des Diskurses, ihrer Rolle und ihrem

Hintergrund wird in der vorliegenden Untersuchung wenig gesagt – im vollen Bewusstsein, dass sie es sind, »die Wissen hervorbringen, zum Verschwinden bringen, regulieren und befördern« (Spitzmüller & Warnke 2011: 137).

Die folgende Untersuchung gliedert sich in zwei grosse Bereiche: Im ersten Teil versuche ich den Diskurs entlang der Themenbereiche zu erschliessen, die mit Handschriftlichkeit in Verbindung gebracht werden (Kap. 9). Analytisch stehen entsprechend die transtextuelle und die intratextuelle Ebene im Fokus. Die auf Letzterer angesiedelten Überlegungen beziehen sich vor allem auf die Makrostruktur (eben die Textthemata; vgl. die DIMEAN-Übersicht in Spitzmüller & Warnke 2011: 201). Der zweite Teil der Diskursuntersuchung (Kap. 10) fokussiert stärker die textuellen Mikrostrukturen, einzelne (Schlüssel-)Wörter und typische Wortverbindungen (*Kollokationen*, vgl. Bubenhofer 2017: 69–70). Es wird aber auch auf Zusammenhänge auf der transtextuellen Ebene eingegangen, insbesondere auf gängige *Topoi* im Zusammenhang mit Handschriftlichkeit (zum hier zugrunde gelegten Topos-Begriff vgl. Kienpointner 2017: 199–203).

# 9 Themenfelder im Diskurs zu Handschrift

Wird in den Medien über das Schreiben mit der Hand berichtet, werden meist mehrere Aspekte verbunden und aufeinander bezogen. Gerade längere Artikel versuchen explizit, das Thema erschöpfend zu behandeln, und sind in ihrer Breite tatsächlich beeindruckend (z. B. *Tagesspiegel,* 4.8.2012).[f] Dennoch lässt sich in den meisten Fällen ein ›Aufhänger‹ ausmachen; ein Ausgangspunkt und Grund dafür, dass der entsprechende Bericht gerade jetzt erscheint. Dieser zieht sich dann als roter Faden durch den Artikel oder Beitrag. Im Korpus lassen sich vier grössere Themenbereiche festmachen, die sich jeweils weiter differenzieren lassen: ›Digitales‹ bzw. computergestütztes Handschreiben (Kap. 9.1), Handschreiben in der Schule (Kap. 9.2), der ›Wert‹ des Handschreibens (Kap. 9.3) und Handgeschriebenes als Identitätsnachweis (Kap. 9.4).

**f** Hochgestellte Kleinbuchstaben verweisen auf Endnoten (Formalia), vgl. S. 247.

## 9.1 ›Digitales‹ bzw. computergestütztes Handschreiben

Gerade in den frühen Texten im Korpus geht es häufig um neue Technologien, die es erlauben, im Rahmen computergestützter Kommunikation einen Stift zu benutzen. Nützlich sei das, wenn man »beim Mittagessen einen Geistesblitz« (*Facts,* 17.9.1998) aufschreiben und die Notiz sofort per E-Mail verschicken möchte oder bei Aufgaben, für die »ein portabler PC mit Tastatur- oder Mauseingabe ein untaugliches Arbeitsinstrument« sei, beispielsweise beim »Ausfüllen eines Formulares [sic!], d[er] Beantwortung eines Fragebogens, d[er] Kontrolle von Lagerbeständen oder d[er] Erfassung von Bestellungen« (*NZZ,* 12.5.1993). In den Artikeln werden verschiedene Möglichkeiten thematisiert, die Spur eines Stiftes elektronisch zu erfassen und digital zu speichern, sei es durch einen speziellen Stift, der dies dank »eingebaute[r] Bewegungssensoren, die alle Wendungen […] beim Schreiben registrieren« (*Facts,* 17.9.1998), gleich selbst tut, oder durch mediale Gefüge, die im Zusammenspiel der einzelnen Komponenten ›digitales‹ Schreiben ermöglichen. Dabei wird meist auch Schrifterkennung thematisiert, das heisst, es geht nicht nur darum, wie die Spur der Stiftspitze aufgezeichnet und gespeichert werden kann, sondern um die Zerlegung der registrierten Bewegung in einzelne Graphe, die wiederum als Repräsentationen von Buchstaben erkannt und als solche gespeichert werden sollen. Mehrfach wird darauf eingegangen, wie komplex dieses Verfahren ist und wie gut die entsprechende Technik (inzwischen) gediehen sei (vgl. z. B. *Deutschlandfunk,* 10.11.2017). In jüngerer Zeit wird in diesem Zusammenhang vermehrt auch das ›Schreiberlebnis‹ thematisiert, das sich je nach Einschätzung der Journalistin »einfach immer noch irgendwie gruselig« (*Sonntagszeitung,* 17.4.2016) oder »fast so […], als würde man auf Papier schreiben« (*Tages-Anzeiger,* 24.11.2014), anfühlt. Als Ideal wird implizit und explizit stets ein in der materiellen Welt verankerter Schreibprozess in Verbindung mit der platzsparenden Speicherung, Durchsuchbarkeit und den Synchronisierungsmöglichkeiten digitaler Geräte imaginiert.[78]

78 Auch in der Forschung wird der Stift als Eingabe- und Schreibgerät im Zusammenspiel mit Computern hin und wieder thematisiert. Vergleiche zu den Anfängen in den 1960er-Jahren Hellige 2008: 42–43 und mit Blick auf den »Lichtstift« Nake 2008:

Während es in den eben genannten Berichten vor allem um das *Schreiben* geht, steht in anderen Presseartikeln zur Verbindung von Handschreiben und elektronischer Datenverarbeitung das *Geschriebene* im Vordergrund. Nur kurze Zeit nach den ersten Artikeln zur Verwendung digitaler Stifte finden sich Berichte über die Emulation von Handgeschriebenem, also über Computerschriften, die Handschriften nachbilden bzw. imitieren (vgl. dazu Spitzmüller 2013: 403; s. o. Kap. 4.4.4). So berichtet die *Berliner Zeitung* im März 1999, dass, »wer einen persönlichen Brief schreiben will, aber zu faul ist, einen Stift in die Hand zu nehmen«, selbigen auch am PC tippen und dank »PersonalFont« in einen scheinbar handgeschriebenen (Liebes-)Brief verwandeln könne (*Berliner Zeitung,* 22.3.1999). In den letzten Jahren wird zunehmend von Robotern und Programmen berichtet, die selbständig vermeintlich Handgeschriebenes herstellen können. So berichtet die *Süddeutsche Zeitung* von einer Software, die Getipptes in Geschriebenes umwandelt, das aussieht, als wäre es »von Menschenhand geschrieben« (*SZ online,* 27.7.2015) – am Bildschirm, wohlgemerkt. Das Besondere daran sei, dass zwei mit diesem Programm geschriebene Textpassagen »sich [bzgl. Schrift] zwar sehr stark ähneln [könnten], sie [...] aber nie identisch« seien. Als entscheidendes Merkmal für Handschriftlichkeit wird hier also weder das Schreiben auf Papier noch mit Tinte noch in einer bestimmten Bewegung veranschlagt, sondern die Unmöglichkeit der Wiederholung, die Differenz in der Ähnlichkeit des Geschriebenen.

Im Gegensatz dazu zeichnen sich die »handschriftlichen Briefe«, die durch Roboterarme geschrieben werden und über die unter anderem der *Kurier am Sonntag* (13.12.2015), der *Blick* (12.8.2017) und die *Thurgauer Zeitung* (18.12.2017) berichten, gerade nicht dadurch aus, dass jedes Graph in seiner Gestalt singulär ist (s. u. Kap. IV.2.5). Vielmehr ist hier die Tatsache, dass mit Füllfeder und »richtiger Tinte« geschrieben wird, entscheidend für die Taxierung als »handschriftlich« (*persoenlich.com,* 20.6.2017). Gleich mehrere junge Unternehmen bieten die Produktion und den Versand solcher von Maschinen ›handschriftlich‹ verfasster Kärtchen und Briefe an.[79] So wirbt die

131–141. Zum Schreiben mit elektronischen Stiften siehe Heilmann 2014: 187–188 und Heilmann 2015: 50–55.

79 Einen Eindruck davon, wie eine solche Maschine mit Roboterarm funktioniert, vermittelt ein kurzes Video unter: https://youtu.be/iYakAQKYaok [9.9.2020].

Firma *Pensaki* z. B. damit, dass die Rücklaufquote im Direktmarketing (also bei Werbeformen, die unmittelbar mögliche Endverbraucherinnen ansprechen, vgl. Dürscheid & Gredig i. Dr.) um 40 % höher sei als beim Versand von gedruckten Briefen (vgl. https://www.pensaki.com/de/ [22.10.2020]). Als Grund dafür wird von *Pensaki* die Überraschung und Freude der Kundin beim Erhalt des Geschriebenen genannt, »denn Handschrift vermittelt Wertschätzung und schafft Aufmerksamkeit« (ebd.). Ganz ähnlich heisst es bei der Firma *Wunderpen*: »Durch das Handschriftliche […] erreichen Ihre Briefe und Karten ein Höchstmaß an Wertschätzung. An Aufmerksamkeit und an Emotionen« (https://www.wunderpen.com [23.1.2020]).[80]

Schliesslich wird computergenerierte Handschriftlichkeit auch in einem Tweet thematisiert, der Eingang in das Diskurskorpus gefunden hat: Ein User schreibt darin über ein Plugin (also eine Programmerweiterung) zum Webbrowser Chrome, »das Trumps Tweets in der Handschrift eines 8-jährigen darstellt« und integriert einen entsprechenden Screenshot (siehe Abb. 14; *@Lennyficate,* 13.11.2017). Interessant sind dabei insbesondere auch die Antworten anderer Twitter-Userinnen: Darin wird unter anderem auf die Identifizierungsfunktion des Geschriebenen referiert (»Das ist eindeutig seine eigene«, *@StarlightLink,* 13.11.2017) und auf ästhetische Aspekte verwiesen (»Ach du scheisse Wat hat der den für ne sauklaue das sieht aus wie von dem kleinen Kind«, *@Noob_Leuchte,* 13.11.2017).[81]

80 Neu ist das Geschäftsmodell von *Pensaki* und *Wunderpen* nicht: Die Firma *Signascript* stellt bereits seit den 1960er-Jahren Maschinen her, die das automatisierte Unterschreiben ermöglichen (vgl. http://signascript.de/ [12.12.2019]). Zudem bieten inzwischen auch grosse Unternehmen, wie beispielsweise die *Schweizerische Post,* ähnliche Dienste an (https://bit.ly/32qQVnZ [22.10.2020]).

81 Die Handschrift von US-Präsident Donald Trump taucht auch im massenmedialen Diskurs auf: Die Schweizer Tageszeitung *Blick* liess Schrift und Unterschrift von Trump im Februar 2017 von der Graphologin Iris Meier deuten. Diese konstatierte ganz allgemein: »Der Text zeigt, was man ist, und die Unterschrift, was man sein möchte«. Sie interpretierte eine Handschriftenprobe dahingehend, dass Trump »mit sich selber im Clinch zu stehen« scheine (*Blick,* 21.2.2017). Ein knappes Jahr später wird der Graphologin von derselben Zeitung eine andere Realisation der Unterschrift von Trump vorgelegt, diese sei »gelöster als sonst« (*Blick,* 27.1.2018), hält Meier fest (zur Graphologie siehe unten Kap. 10.5.1, zur Signatur vgl. Kap. 14.6).

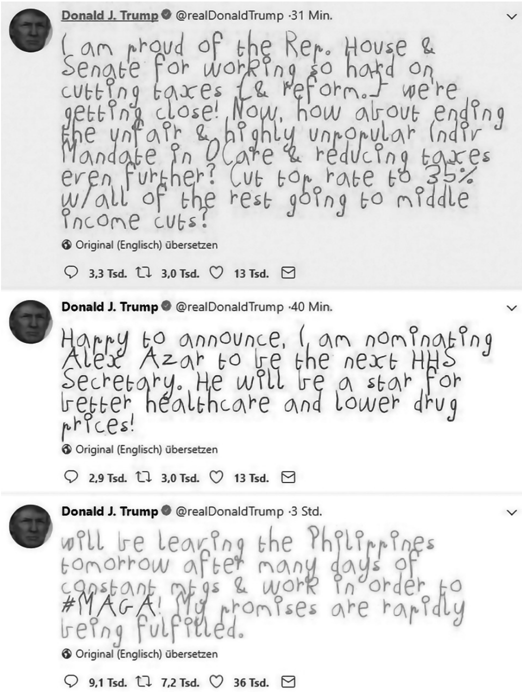



**Abb. 14:** Screenshot zu Tweet über Chrome-Plugin, das die Tweets von US-Präsident Donald Trump in der »Handschrift eines 8-jährigen« darstellt (https://bit.ly/32sDl3H [22.10.2020])

## 9.2 Handschreiben in der Schule

Sehr viel häufiger als das ›digitale‹ Handschreiben wird im Korpus das Schreiben bzw. Schreibenlernen in der Schule thematisiert,[82] wobei ein exponentieller Anstieg der entsprechenden Berichte seit 2012 konstatiert werden kann. Verantwortlich dafür ist vor allem die im Schulwesen vollzogene

82 Ein Befund, der übrigens auch für die Sekundärliteratur gilt: Kein anderer Aspekt wird im Zusammenhang mit Handschriftlichkeit derart oft, breit und hitzig debattiert wie das Schreiben, die Schreibschrift und die Art der Vermittlung in der Schule.

(noch nicht abgeschlossene) Ablösung von prototypischen Schulschriften, in denen die einzelnen Buchstaben verbunden werden. Während noch zu Beginn des 21. Jahrhunderts in fast allen Schulen im deutschsprachigen Raum *zwei* Schriften gelernt wurden, nämlich zuerst eine ›Druckschrift‹ und im Anschluss daran eine verbundene ›Schreibschrift‹ (die *Schweizer Schulschrift* – auch *Schnürlischrift* genannt – oder eine der verschiedenen deutschen *Ausgangsschriften*), wird in jüngster Zeit vermehrt nur noch *eine* Schrift unterrichtet:[83] In der Schweiz ist das die teilverbundene *Deutschschweizer Basisschrift* (erstmals erwähnt 2003, Kap. 9.2.1), in Deutschland die *Grundschrift* (vorgestellt 2011, Kap. 9.2.2).[84] Beide Schriften orientieren sich stark an unverbundenen ›Druckschriften‹ wie den heute sehr verbreiteten Antiqua- bzw. Groteskschriften,[85] sind weniger geneigt als die Schulschriften des 20. Jahrhunderts und verlangen beim Schreiben weniger Richtungswechsel. Auch in nicht-deutschsprachigen Ländern kam es in den letzten Jahren zu Reformen im Schreibunterricht (vgl. Brügelmann 2016), insbesondere die Abschaffung der verbundenen ›Schreibschrift‹ in Finnland (bzw. die entsprechende Ankündigung) löste in Deutschland im Januar 2015 heftige Debatten aus und führte zu einem diskursiven Peak (Kap. 9.2.3).

83 Während mit Ausdrücken wie »Schnürlischrift« und »Grundschrift« mehr oder weniger klar definierte Graphinventare bezeichnet sind, handelt es sich bei »Druckschrift« und »Schreibschrift« um kaum spezifizierte und irreführende Sammelbezeichnungen. Erstere werden im Folgenden deshalb gleich behandelt wie andere konkrete Schriftbezeichnungen (z.B. *FF Mister K Regular*, s.o.) und kursiv geschrieben, Letztere setze ich in einfache Anführungszeichen.

84 Einen guten Überblick über die Geschichte und Entwicklung unterschiedlicher Schulschriften liefern Schorch, Böhm & Gätje 2014b (mit Fokus auf didaktische Grundprinzipien) und Steinig 2017 (wo auch der damals aktuelle Stand in den deutschen Bundesländern dargestellt wird, vgl. ebd.: 100), vgl. auch Warwel 1988. Ausführliche Informationen zur Grundschrift finden sich u.a. auf der Website des deutschen Grundschulverbandes (https://bit.ly/38tBU9i [22.10.2020]) und im Heft *Grundschule aktuell* 110 (vgl. Bartnitzky 2010). Alles Wissenswerte zur *Deutschschweizer Basisschrift* (früher *Luzerner Basisschrift*) findet sich unter: http://www.basisschrift.ch [1.11.2020]. Mit Blick auf die historisch weit zurückreichende Ideologisierung unterschiedlicher Schriftarten (auch in der Schule) vgl. Polenz 1996.

85 Zu verschiedenen Ausprägungen der nach Formprinzipien zusammengefassten, lateinischen Schriften und zu ihrer historischer Einordnung vgl. einführend Willberg 2017: 20–21.

### 9.2.1 Die Einführung der Basisschrift in der Schweiz

Die ersten Berichte im Korpus, die sich hauptsächlich mit didaktischen Aspekten befassen bzw. davon ausgehen, stammen aus der Schweiz und berichten vom Entwurf von Lehrmitteln der neuen Basisschrift und über die Einführung derselben in einzelnen Gemeinden (*Zofinger Tagblatt,* 22.3.2003; 7.3.2010; *NZZ,* 3.1.2007; 16.8.2011; *Tages-Anzeiger,* 18.2.2008). Es geht darin vor allem um die Vor- und Nachteile des Lernens von ›Druckschrift‹ (in der Schweiz: *Steinschrift*) und verbundener ›Schreibschrift‹ (*Schnürlischrift*) auf der einen, *Basisschrift* auf der anderen Seite. Der Tenor ist zumindest am Anfang sehr positiv und bezieht sich vor allem darauf, dass es für die Schülerinnen leichter und ökonomischer sei, anstelle von zwei Schriften nur eine Schrift zu lernen. Auch die besser auf ›natürliche‹ motorische Abläufe ausgerichtete Gestalt der *Basisschrift,* die u. a. die Schlechterstellung von Linkshänderinnen beseitige (*Tages-Anzeiger,* 7.1.2016), wird als Argument ins Feld geführt; die Entwicklung der *Schnürlischrift* sei auf den unregelmässigen Tintenfluss der Feder ausgerichtet gewesen und erübrige sich bei modernen Füllfederhaltern (*St. Galler Tagblatt,* 22.9.2013). Die enge Verbindung von Handschreiben und feinmotorischen Fertigkeiten, die im gesamten Diskurs häufig vorkommt, wird aber auch von den Kritikern der Einführung der *Basisschrift* (oder vielmehr: der Abschaffung der *Schnürlischrift*) ins Feld geführt: Dass die verbundene ›Schreibschrift‹ für die Schülerinnen anspruchsvoller sei, sei ein Argument für und nicht gegen ihren Gebrauch und Unterricht, denn es sei »nicht der Sinn der Schule, Herausforderungen zu minimieren, sondern zu schaffen« (*Basler Zeitung,* 19.1.2016). Die Einführung der *Basisschrift* wird von einigen Gegnerinnen als Symptom einer Gesellschaft interpretiert, die es den Kindern allzu leicht machen möchte und ihnen keine Disziplin mehr beibringt (*Basler Zeitung,* 16.1.2016; vgl. auch Kap. 9.2.2, Stichwort: »Erleichterungspädagogik«). Mehrfach wird in diesem Zusammenhang auf kollektiv geteilte Erfahrungen der Mühsal des Schreibkompetenzerwerbs referiert und es werden die Schreibbiografien der Verfasserinnen nachgezeichnet, z. T. recht ausführlich. Auffällig ist dabei, dass sich die Protagonistinnen jeweils selbst der »Sauklaue« bezichtigen und/oder beschreiben, wie schwer es ihnen als Schülerinnen gefallen sei, die *Schnürlischrift* zu erlernen (*Basler Zeitung,* 15.1.2016; 16.1.2016; 19.1.2016; *Schweiz am Sonntag,* 17.1.2016; in der bundesdeutschen Presse z. B.: *Hamburger Abendblatt,* 20.8.2011; *Welt online,*

21.1.2015). Im oft angesprochenen Bereich der Ästhetik von Handgeschriebenem scheint die oberflächlich dominante Verbindung von »schön« und »gut« also nicht vollumfassend gültig zu sein: Es ist durchaus möglich, sich mit der Unleserlichkeit der eigenen Handschrift zu brüsten (s. dazu auch unten Kap. 3.5.2).

### 9.2.2 Die Einführung der Grundschrift in Deutschland

Der erste Text im Korpus, der sich mit der Einführung der *Grundschrift* in Deutschland befasst,[86] erschien in der *Neuen Zürcher Zeitung* (16.8.2011): Hamburg, so heisst es in dem Bericht, wolle »den Grundschülern das Schreibenlernen erleichtern« und die »bisher hauptsächlich gelehrte Schreibschrift« durch die *Grundschrift* ersetzen.[87]

Die Berichterstattung schliesst unmittelbar an den Teildiskurs zur Einführung der *Basisschrift* in der Schweiz an. Sie enthält sowohl den Topos der Bedrohung der feinmotorischen Fähigkeiten der Kinder durch die Einführung einer (teilverbunden) ›Druckschrift‹ als auch Hinweise auf die (fehlgeleitete) Bemühung um Entlastung der Kinder (*NZZ,* 16.8.2011). Die Lehrerin Maria-Anna Schulze Brüning bringt diesen zweiten Aspekt in einem Interview auf den negativ konnotierten Begriff der »Erleichterungspädagogik« (*Berliner Zeitung,* 2.5.2015; in einem schweizerischen Leserinnenbrief wird in diesem Zusammenhang von der »Pflicht zur Wohlfühlschule« geschrieben, vgl. *Basler Zeitung,* 19.1.2016).[88] Folgt man dem Diskurs in den Massenmedi-

86 Mit dem medialen Diskurs zur (möglichen) Einführung der *Grundschrift* in Deutschlands Schulen haben sich bereits Roman Scholz und Michael Ritter auseinandergesetzt (vgl. Scholz & Ritter 2016). Ihr Aufsatz hat allerdings sehr stark kommentierenden Charakter, sie stellen den Mediendiskurs nicht einfach dar, sondern nehmen zu einzelnen Aussagen (berichtigend, widerlegend oder unterstützend) Stellung. Das hängt auch mit dem Kontext der Veröffentlichung zusammen: Der Text ist in einem Band erschienen, der von der *Projektgruppe Grundschrift* herausgegeben wurde und der *Grundschrift* explizit positiv gegenübersteht (vgl. Bartnitzky et al. 2016: 8–9).

87 Die *Grundschrift* war kurze Zeit vorher vom *Deutschen Grundschulverband* entwickelt und in einer Ausgabe der Reihe *Beiträge zur Reform der Grundschule* vorgestellt worden, vgl. Bartnitzky, Hecker & Mahrhofer-Bernt 2011.

88 Schulze Brüning hat gemeinsam mit dem Journalisten Stephan Clauss inzwischen das Buch *Wer nicht schreibt, bleibt dumm* verfasst und dort ihre Position bzgl. der grassierenden »Erleichterungspädagogik« bekräftigt. So heisst es im Klappentext

en, sind sich in Deutschland Befürworterinnen und Gegnerinnen der *Grundschrift* darin einig, dass das Erlernen einer unverbundenen (oder zumindest nur teilverbundenen) Schulschrift leichter ist als der Erwerb einer verbundenen ›Schreibschrift‹. Nur darüber, ob diese »Erleichterungspädagogik« etwas Gutes sei (und zwar nicht nur bezogen auf das Handschreiben), gibt es geteilte Meinungen (s.u. Kap. 10.3.1). Insgesamt lässt sich feststellen, dass die Einführung der *Grundschrift* etwas schlechter aufgenommen wird als jene der *Basisschrift:* Während in der Schweiz das häufig erwähnte Luzern (auch) als innovativer Vorreiter gilt,[89] wird die frühe Einführung der *Grundschrift* in Hamburg fast durchwegs kritisiert.[90] »Angeblich«, schreibt zum Beispiel die *Frankfurter Rundschau* skeptisch, sollen Kinder aus der in Hamburg eingeführten *Grundschrift* »leichter ihre eigene Handschrift entwickeln« (*Frankfurter Rundschau,* 3.3.2012). Für die *Deutsche Welle* ist die »sogenannte Grundschrift« ein Konzept, das »das individuelle Schreiben [explizit] verhinder[t]« (*Deutsche Welle,* 24.9.2012) und die *Welt Online* konstatiert einen »Anfall von Modernisierungsaktivismus« (*Welt Online,* 9.4.2014). Gemäss *mdr* schliesslich wird »an einigen Schulen bereits *nur* noch eine ›Grundschrift‹ unterrichtet« (*mdr,* 12.1.2018, Hervorhebung AG); mit der Verwendung des Adverbs »nur« wird hier eine Werthierarchie zwischen ›Schreibschrift‹ und *Grundschrift* etabliert, zumal sich die dadurch ausgedrückte Einschränkung im Bericht nicht auf das Wegfallen einer von zwei Schulschriften bezieht, sondern auf die Qualität der Schrift. Es wird nicht die ›Schreibschrift‹, sondern »nur« die *Grundschrift* unterrichtet. Noch deutlicher wird diese Werthaltung in einem Leserbrief: »Ich halte es für falsch, wenn in einigen Bundesländern anstelle der Schreibschrift eine Art Druckschrift, auch Bastardschrift genannt, eingeführt wurde« (*General Anzeiger,* 19.1.2015). Der negativ konnotierte Begriff »Bastardschrift« findet sich entgegen der im Text gemachten Implikation, das Wort sei als

des Buchs: »Vielmehr sind die Schüler Opfer neuer didaktischer Schwerpunkte und Konzepte in den Grundschulen, wo systematisches Üben out ist, Vereinfachung dafür in« (Schulze Brüning & Clauss 2017).

89 Wohl auch dank einer durch die *Pädagogische Hochschule Luzern* durchgeführten, empirischen Studie zu den schreibmotorischen Leistungen von Schülerinnen in Abhängigkeit von der gelernten Schrifttype, vgl. Wicki & Hurschler Lichtsteiner 2014.

90 In der Berichterstattung wird meist verschwiegen, dass in Hamburg das Handschreiben mittels *Grundschrift* vermittelt werden *darf*, aber keineswegs *muss*: Auch der Unterricht von ›Druckschrift‹ und (darauffolgend) der *Schulausgangsschrift* ist explizit erlaubt (vgl. Brinkmann 2016: 72).

alternative Bezeichnung etabliert, nirgends sonst im Korpus. In der Typographie werden damit gelegentlich Schriften bezeichnet, deren Graphe unterschiedliche Formprinzipen vereinen.[91] Durch die Verwendung des Fachterminus inszeniert sich der zitierte Leserinnenbriefschreiber als Experte und unterstreicht gleichzeitig seine kritische Haltung gegenüber der Neuerung (zumal als alternativer Fachbegriff die neutralere Bezeichnung »Hybride« existiert, vgl. Beinert 2018: o. S.).

Die kritische Haltung, die den Teildiskurs in Deutschland dominiert, hängt auch damit zusammen, dass häufig nicht über die Vor- und Nachteile zweier unterschiedlicher Schulschriften debattiert wird, sondern sehr rasch das Schreiben mit dem Stift als solches thematisiert wird: Nahtlos wird vom Begriffspaar *Ausgangsschrift/Grundschrift* über die Bezeichnungen ›Schreibschrift‹/›Druckschrift‹ zum Gegensatz Handschreiben/Tippen übergeleitet. Im besten Fall wird das explizit gemacht: »Mit ›Handschrift‹ [...] ist eine fliessend verbundene Schreibschrift gemeint« (*Salzburger Nachrichten,* 8.6.2013). Meistens werden verschiedene Bezeichnungen und Konzepte aber nicht näher differenziert und Ausdrücke wie »Schönschrift«, »Schreibschrift« und »Handschrift« (teilweise) synonym benutzt.[92] Insbesondere Aussagen von Politikerinnen oder Expertinnen sind oft undifferenziert oder werden von den berichtenden Medien zumindest so dargestellt. Sie beziehen sich nur in seltenen Fällen wirklich auf die *Grundschrift/Ausgangsschrift*-Debatte. In einem Text mit dem Titel »Ist die Schreibschrift überflüssig?« in der *taz* wird der Schriftsteller Martin Walser z. B. wie folgt zitiert: »Die Handschrift durch die per Tastatur produzierte Schrift zu ersetzen, ist ein Akt reiner Barbarei« (*taz,* 31.1.2015). Walser äussert sich hier offensichtlich nicht zu einer spezifischen Schrift, in und mit der Schreiben gelernt wird, sondern zum Schreiben mit der Hand ganz allgemein. Auch die Aussage von Schriftsteller-Kollege Tex Rubinowitz am selben Ort ist nicht spezifisch auf *Grund-* oder *Ausgangs-*

91 Gemäss Beinert (2018: o. S.) wird der Ausdruck »Bastardschrift« seit »Beginn der digitalen Typografie [jedoch] kaum oder nicht mehr verwendet«. Zu der im 14. und 15. Jahrhundert verbreiteten *gotischen Bastarda* vgl. Kapr 1971: 61–63.

92 Die mangelhafte Differenzierung der verschiedenen Bezeichnungen in der Berichterstattung wird auch von Scholz und Ritter kritisiert: »Ein erhebliches Problem bei der Einordnung der einzelnen Beiträge ist die weitgehend unsaubere und zutiefst inkonsistente Verwendung von Begrifflichkeiten« (Scholz & Ritter 2016: 113).

*schrift* anwendbar: »Nehmt den Kindern die Füller weg, bis sie merken, dass man mit einer Maus nicht unterschreiben kann.« Wenn einige Monate später Brunhild Kurth, die Vorsitzende der Kultusministerkonferenz, gegenüber *3sat* verlauten lässt, die »Schreibschrift [sei] eine Kulturtechnik und ein Persönlichkeitsmerkmal«, ist zumindest fragwürdig, ob sie wirklich nur bestimmte Buchstabenformen als Kulturgut taxieren möchte – zumal sie ihre Aussage mit den Worten »man kann noch so flink auf der Tastatur sein« einleitet (*3sat Online,* 11.3.2015; ganz ähnlich der Politiker Mathias Bordkorb gegenüber der *Neuen Presse,* 20.1.2015). Schliesslich unterscheidet auch Josef Kraus, der (damalige) Präsident des Deutschen Lehrerverbandes, nicht zwischen Handschreiben allgemein und dem Schreiben einer bestimmten Handschrift, wenn er im Kontext der Diskussion um Schreib- oder Druckschrift sagt: »Ein Liebesbrief ist von Hand geschrieben doch emotional etwas ganz Anderes als eine SMS oder eine auf der Tastatur getippte Nachricht« (*dpa,* 13.1.2015; vgl. auch Gredig 2019).

Die Aussage von Kraus steht, ebenso wie jene von Walser und Rubinowitz, nicht nur im Zusammenhang mit der Einführung der *Grundschrift* in Deutschland, sondern ist Teil der Reaktion bundesdeutscher Medien auf eine Pressemitteilung aus Finnland, auf die ich im folgenden Kapitel gesondert eingehe.

### 9.2.3 »Finnen schaffen die Handschrift ab«

Am 17. November 2014 berichtete die finnische Zeitung *Savon Sanomat,* dass der Unterricht einer verbundenen ›Schreibschrift‹ zugunsten der Vermittlung von Tastaturschreiben aus dem neuen Grundschullehrplan gestrichen werde (*Savon Sanomant,* 17.11.2014). Minna Harmanen vom finnischen Bildungsministerium wird in dem Bericht mit der Aussage zitiert, flüssig tippen zu können, sei eine wichtige nationale Kompetenz. Aufgegriffen wurde die Nachricht u. a. vom finnischen Rundfunk *Yleisradio* (18.11.2014), von der *Helsinki Times* (20.11.2014) und von der *BBC* (21.11.2014). Im deutschsprachigen Raum berichtete einige Tage später das Online-Portal *Deutsche Wirtschaftsnachrichten* (9.12.2014) darüber. Es dauerte aber gut zwei Wochen, bis am 24. Dezember andere deutsche Medien die Meldung aufnahmen (u. a. *Die Presse,* 24.12.2014 und *Stuttgarter Nachrichten,* 24.12.2014). Während diese Artikel noch vom Verschwinden oder dem Ausgedient-Haben der *Schreibschrift* berichteten, ti-

telte im Januar 2015 die *Rheinische Post* (10.1.2015): »Finnen schaffen die *Handschrift* ab« [Hervorhebung AG].

Dieser Titel ist in mehrfacher Hinsicht falsch: Zum einen ging es bei dem finnischen Entscheid selbstverständlich nicht um die Handschrift an sich, sondern lediglich um deren Vermittlung in der Schule. Es wäre ja schwer bis unmöglich, eine Schrift als solche *abzuschaffen* (man könnte ihre Verwendung allenfalls *verbieten*). Zum anderen suggeriert die Verwendung der Bezeichnung »Handschrift« (anstelle von »Schreibschrift«, »Schönschrift«, »Ausgangsschrift« etc.), dass es in der Nachricht ganz grundsätzlich um das Schreiben von Hand geht und nicht um die Realisierung einer bestimmten Schrift. Natürlich kommt es in Überschriften häufig zu inhaltlichen Verkürzungen und Verfälschungen dieser Art; sie lassen sich oft gar nicht vermeiden, da unter Umständen sehr komplexe Inhalte in wenige Worte gefasst werden müssen. Hier scheint die Redaktion aber ganz bewusst mit den Implikationen der gewählten Formulierung gespielt zu haben; schon im Lead wird nämlich die Bezeichnung »Schreibschrift[en]« statt »Handschrift« gewählt, die Einschränkung auf die Sphäre der Schule explizit gemacht und sogar erwähnt, dass die Schreibschriften »nicht mehr *zwingend* vorgeschrieben« seien (*Rheinische Post,* 10.1.2015; Hervorhebung AG). Die Tatsache, dass der Unterricht der verbundenen ›Schreibschrift‹ in Finnland weiterhin möglich, nur eben nicht mehr zwingend sein wird, wird in vielen anderen Medienberichten unterschlagen. Die *Rheinische Post* zeichnet also durchaus ein differenziertes Bild der Situation, nur eben nicht im Titel des Artikels. Inwiefern diese Überschrift dazu beigetragen hat, dass das Thema in der Folge vermehrt aufgegriffen wurde, kann anhand der im Korpus vorhandenen Texte nicht rekonstruiert werden. Fakt ist, dass in der zweiten Januarhälfte 2015 deutlich mehr Medienberichte zum Handschreiben erschienen sind als in einer vergleichbaren Zeitspanne davor und danach.

Die *Rheinische Post* ist nicht das einzige Medium, das in seiner Berichterstattung über die Änderung des finnischen Lehrplans Handschrift und verbundene ›Schreibschrift‹ gleichsetzt. Zudem betrifft die mangelnde Differenzierung in diesem Punkt nicht nur den deutschsprachigen Teildiskurs, auch die BBC berichtete: »Finnish students will no longer be taught handwriting at school, with typing lessons taking its place« (*BBC online,* 21.11.2014). In den deutschen Medien wurde das ›Missverständnis‹ bzgl. Handschriftlichkeit im Januar 2015 aber derart extensiv bedient, dass die Finnische Botschaft sich

gezwungen sah, den Sachverhalt klarzustellen: »Die Veränderung bedeutet nicht, dass die Schulen die Handschrift abschaffen würden« (*Pressemitteilung Botschaft von Finnland,* 13.1.2015). Auf den Diskurs hatte die Korrekturmeldung Finnlands aber kaum Auswirkungen. Einige Tage später leitete im Sat1-Frühstücksfernsehen die Moderatorin das Thema damit ein, dass »ausgerechnet im Pisa-Land Finnland« eine »Revolution im Unterricht« geplant sei: »Schüler sollen ihre Texte gar nicht mehr mit Hand [sic!] schreiben, sondern nur noch tippen« (*Sat1-Frühstücksfernsehen,* 24.1.2015). Mit der Bezeichnung »Pisa-Land« für Finnland bezieht sich die Moderatorin auf das mehrfach sehr gute Abschneiden des Landes im *Programme for International Student Assessment* (PISA): Die finnischen Schülerinnen gehören in den PISA-Erhebungen seit Jahren zu den Spitzenreiterinnen (auch) bezüglich Lesekompetenz (das trifft auch für die aktuelle PISA-Studie zu, deren Ergebnisse im Dezember 2019 veröffentlicht wurden, vgl. https://bit.ly/35j81q8 [22.10.2020]).[93] Auffällig in der Einleitung der Moderatorin ist ein Detail, das sehr deutlich, wenn auch nur implizit, eine Werthaltung zum Ausdruck bringt: Mit der Aussage, dass »*ausgerechnet* im Pisa-Land Finnland […] *nur* noch« (Hervorhebungen AG) getippt werden soll, wird ein Gegensatz zwischen den finnischen Erfolgen im Bildungswesen und der Änderung des Lehrplans impliziert.[94] Der weiter oben schon angesprochene Einsatz des Adverbs »nur«, der ganz nebenbei eine Werthierarchie zwischen dem Handschreiben und dem Tippen (oder verschiedenen Schulschriften) schafft, findet sich also auch hier.

Neben den Entwicklungen in Finnland werden in den im Korpus enthaltenen Diskursrealisationen auch die Situationen in anderen Ländern kommentiert und diskutiert. So titelte schon 1999 die *Stuttgarter Zeitung* »Dänische Kinder verlernen Handschrift« (*Stuttgarter Zeitung,* 11.12.1999), die

93 Die Schreibkompetenz wird in der PISA-Studie nicht erhoben. – Die Verknüpfung von Finnland mit Attributen wie »Pisa-Primus« (*Abendzeitung München,* 22.10.2016), »Pisa-Sieger« (*Nürnberger Nachrichten,* 4.2.2015) und »Pisa-Champions« (*Neue Presse,* 20.1.2015) ist im Teildiskurs zur Lehrplanänderung in Finnland häufig anzutreffen.

94 Umgekehrt wird in einem Beitrag des SWR-Fernsehens vermeldet, dass »tippen statt schreiben […] *natürlich* aus Amerika« komme, wobei an der Prosodie (Betonung von »natürlich«) erkennbar ist, dass hier der latente europäische Antiamerikanismus bedient wird (und nicht etwa die ebenfalls vorhandene Begeisterung für technische Innovationen aus den USA, vgl. dazu Tanner & Linke 2006).

*Frankfurter Rundschau* berichtet ein gutes Jahrzehnt später über drei Schulen in Stockholm, in denen Schülerinnen bei der Einschulung Computer und Tablets anstelle von Stiften erhielten (*Frankfurter Rundschau,* 11.1.2013), und die Grundschulpädagogin Ute Andresen sagte gegenüber *3sat,* dass es »in Ländern wie England oder Kanada, die lange allein auf Druckschrift gesetzt hätten, […] ein Umdenken« gebe (*3sat online,* 11.3.2015). Auch die USA, China, Japan und Irland werden vereinzelt erwähnt, die Fokussierung auf Finnland ist aber deutlich: In 48 Berichten wird – manchmal ausführlicher, manchmal nur in einem Nebensatz – auf die dortige Änderung im Lehrplan verwiesen.[95]

### 9.2.4 Perspektiven auf das Schreiben in der Schule

Unabhängig von den grossen thematischen Linien (Kap. 9.2.1 – 9.2.3) und Teildiskurs-übergreifenden Topoi (Kap. 10) finden sich in den Berichten zum Schreiben in der Schule einige für diesen Bereich spezifische (aber auch darüber hinaus weisende) Argumente und Überlegungen. Sie sind auf ganz unterschiedlichen Ebenen angesiedelt: Thematisiert werden sowohl ganz praktische Aspekte wie die konkreten Schreibbewegungen und ihre Vermittlung (a) als auch soziologische wie der Einfluss des Geschlechts auf die Schreibfähigkeiten (b). Typisch ist aber auch das Sprechen und Schreiben über persönliche Schreib(-lern-)erfahrungen; sei es im Rahmen kurzer, autobiographischer Darstellungen (c) oder in Interviews (d).

#### a) Schrift und Schreibbewegung

Geschriebenes ist in aller Regel linear angeordnet und enthält entsprechend Richtungsinformationen für die Leserin.[96] Das hängt eng mit dem Schreibprozess zusammen und wirkt auf diesen zurück, insbesondere beim Schrei-

95 Da sich die Situation in Finnland nicht wesentlich anders darstellt als in anderen Staaten, handelt es sich bei dieser Häufung wahrscheinlich um ein rein diskursives Phänomen. Es schliesst an die breit geführte Debatte um die schlechte Platzierung Deutschlands im PISA-Ranking an, das gerade im Kontrast zum guten Abschneiden Finnlands besonders deutlich wurde (d. h. an den sogenannten »PISA-Schock«, vgl. Schäfer 2016: 220–222).

96 Selbst bei nicht-linearen Anordnungen ist vertrautheitsabhängig für (fast) jedes Graph zumindest ein Oben und ein Unten

ben mit dem Stift: Handschreiben ist gerichtet. Im Diskurs wird denn auch vereinzelt auf die Frage der Abfolge und Richtung der Schreib- bzw. Zeichenbewegung eingegangen:

> Wenn die Kinder lernen getrennt zu schreiben, dann tendieren sie dazu, den Buchstaben zu malen. Aber wenn man malt, ist die Richtung, also rechts oder links, nicht wichtig. Man malt Stück für Stück Striche auf das Papier. Wenn die Kinder das mit den Buchstaben machen, hat das zur Folge, dass sie oft Buchstaben wie d, b, p und q durcheinanderbringen. (*Euronews*, 27.2.2015, TC: 04:55)

Hier wird einerseits eine Differenz zwischen Zeichnen und Schreiben aufgrund der Gerichtetheit des jeweiligen Prozesses in Anschlag gebracht (wobei nicht jeder gerichtete Zeichenprozess automatisch als Schreiben zu gelten hat). Andererseits ist eine im Teildiskurs zu den Vor- und Nachteilen von *Ausgangs-* bzw. *Basis-/Grundschrift* latent mitschwingende Auffassung von Schrift angesprochen: Die Schreibbewegung ist untrennbar mit einer Schrift verbunden. Wenn eine Schreiberin die Formen einer *Ausgangsschrift* nachzeichnet, dabei aber einen anderen als den vorgesehenen Bewegungsablauf wählt (was bei verbundenen Schriften eine motorische Herausforderung sein dürfte), realisiert sie in dieser Konzeption eigentlich gar nicht die entsprechende Schrift. Der im Diskurs zu beobachtende Konflikt zwischen den Befürworterinnen und Gegnerinnen der Einführung von *Grund-/Basisschrift* bzw. der ›Abschaffung‹ von *Ausgangsschriften* und *Schnürlischrift* dreht sich stark um die Frage, ob bei Schriften, die nicht zwingendermassen und überall Verbindungen zwischen den Graphen vorsehen, ein bestimmter, gerichteter Bewegungsablauf dennoch Teil der Schrift ist. Gegnerinnen der Veränderungen in den Lehrplänen sind hier skeptisch, Befürworterinnen würden diese Frage hingegen stets bejahen und die Lehrmittel zu *Basis-* und *Grundschrift* machen sehr deutlich, dass die Abfolge und Richtung der Bewegungen auch bei diesen Schriften integraler Bestandteil der Buchstaben sind:

definiert. Vollkommen ungerichtet wären, soweit ich sehe, lediglich Graphe in Form eines Kreises bzw. mehrerer konzentrischer Kreise (das |o| der hier verwendeten Schrift erfüllt dieses Kriterium aber beispielsweise nicht). Zur Direktionalität von Geschriebenem bzw. Schriften vgl. Meletis 2019: 234–238.

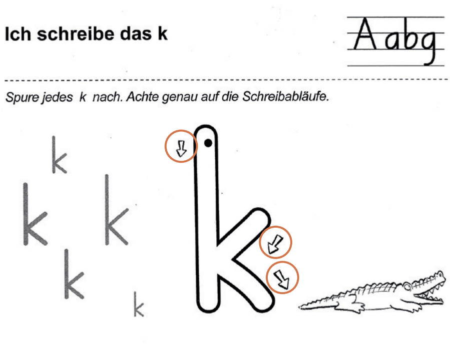



**Abb. 15:** Vorgesehener Bewegungsablauf (eingekreiste Pfeile) bei der Realisation des Graphs |k| der *Deutschschweizer Basisschrift* (Krämer 2015: 31)




**Abb. 16:** Vorgesehener Bewegungsablauf (eingekreiste Pfeile) bei der Realisation des Graphs |ɑ| der *Grundschrift* (aus: Hecker 2010: 13)

Auf einer anderen Ebene liegt die Kritik an einzelnen Buchstaben der *Basis-* bzw. *Grundschrift:* Hier geht es eher um die Lesbarkeit und Unterscheidbarkeit spezifischer Formen im Prozess der Schriftentwicklung (vgl. z. B. https://bit.ly/2Cxaqkm [22.10.2020]). Diskussionen auf diesem Konkretisierungsniveau sind im Korpus nicht zu finden.

b) Handschreiben und Geschlecht

In einem kurzen Statement schreibt eine Studentin, dass ihr Lehrer in der Grundschule immer gesagt habe: »Du schreibst ja wie ein Bub«. Sie sei das Mädchen mit der »hässlichsten« Handschrift gewesen (*St. Galler Tagblatt*, 18.11.2011). Das impliziert mit einer bemerkenswerten Selbstverständlichkeit, dass unter den Jungen viele noch hässlicher geschrieben haben. Im Teildiskurs zu Schrift und Schreiben in der Schule ist vollkommen unumstritten, dass

1. die Handschriften von Jungen tendenziell den ästhetischen Ansprüchen nicht genügen und dass die Jungen
2. auch bei der Realisierung und Entwicklung von Handschrift grössere Schwierigkeiten haben als Mädchen.

Dieser zweite Punkt wird sowohl in Erfahrungsberichten als auch in Texten, die über die Einführung von *Basis-* oder *Grundschrift* berichten, häufig hervorgehoben. Begründet werden die Unterschiede mit Erkenntnissen aus der Hirnforschung (die ohnehin häufig und sehr unspezifisch bemüht wird, s. u. Kap. 10.3.3) und damit, dass die »feinmotorischen Fähigkeiten« der Jungen »sich später ausbilden als die von Mädchen« (*NZZ am Sonntag*, 10.1.2010). Neben dieser naturwissenschaftlich-medizinischen Begründung, die von feinmotorischen Unterschieden entlang des biologischen Geschlechts ausgeht, wird auch das Interesse bzw. Desinteresse der Jungen ins Feld geführt: »Mädchen haben generell mehr Interesse an dieser Form der Kommunikation. Jungen sind desinteressierter und betätigen sich bereitwilliger am PC« (*Wiener Zeitung*, 10.2.2015). Auch wenn das nicht explizit gemacht wird, bezieht sich diese Erklärung eher auf das soziale als auf das biologische Geschlecht. Deutlich wird das nicht zuletzt bei der Übertragung der Einschätzung zu Geschlecht und Schreiben auf Erwachsene: In einem *mdr*-Bericht zum Thema Handlettering (s. u. Kap. 9.3.4.) wird hervorgehoben, dass sich dafür vor allem Frauen interessieren:

> »Die Frau macht so was und der Mann ist der Techniker. Früher lag er unterm Auto und kam schweißverschmiert hervor und jetzt sitzt er am Handy und macht die Homepage für die Familie – und die Frau schreibt schön« (*mdr*, 30.8.2017, vgl. auch *BizzMiss-Magazin*, 1.10.2014).

Im Anschluss an die naturwissenschaftlich-medizinische Begründung wird in jenen Medienberichten, die sich eher positiv zur Einführung von *Grundschrift* und *Basisschrift* äussern, immer wieder auf die Vorteile der Neuerung für Jungen hingewiesen: »Erste Untersuchungen in Bremen zeigten, dass Linkshänder, Schüler mit der Aufmerksamkeitsstörung ADHS sowie Jungen allgemein besser mit ihr zurechtkämen« (*Frankfurter Rundschau,* 24.6.2014). Diese Reihung orientiert sich sicherlich direkt an den Ergebnissen der genannten Untersuchung, stellt aber gleichzeitig konzeptionell eine Äquivalenz zwischen den einzelnen Gliedern der Reihe her und reaktiviert und reproduziert so das Wissen darüber, dass es mit Blick auf das Schreiben von Hand einer Behinderung gleichkommt, männlich zu sein: Jungen schreiben ›schlechter‹ und ›hässlicher‹ als Mädchen.

### c) Erfahrungsberichte

In den Berichten zum Handschreiben in der Schule spielen Leserinnenbriefe und Erfahrungsberichte eine auffällig wichtige Rolle. Zwar trifft dies für den gesamten Diskurs über das Schreiben von Hand zu, im Teilbereich des Schrift- bzw. Schreibkompetenzerwerbs sind die persönlichen Berichte aber umfangreicher. Zudem gleichen sich die Erzählungen sehr. Dies hängt damit zusammen, dass der Handschrifterwerb eng an die Institution Schule gebunden ist und dadurch ein bestimmtes Script[97] narrativ nahelegt. Die Autorinnen berichten jeweils von den Lehrerinnen, die ihnen das Schreiben in einer verbundenen Schulschrift beigebracht haben bzw. beibringen mussten, und von den Mühen, die sie im Lernprozess erlebten.[98] Die Lehrerinnen werden als »energisch«, »gnadenlos« und »streng« beschrieben; sie liessen die Erzählerinnen nachsitzen, gaben ihnen miserable Schulnoten oder schüttelten über sie einfach nur den Kopf. Für die Autorinnen war der Lernprozess derweil eine »Qual« und ein »Kampf«, sie klammerten sich als Schülerinnen »ver-

97 Hier nicht verstanden als (Teil-)Ergebnis eines Schreibprozesses bzw. als Schriftsystem (wie in Teil II), sondern als semantisches Netz, das »eine standardisierte Sequenz von Ereignissen und Handlungen« repräsentiert, vgl. Glück & Rödel 2016: 602.

98 Die hier wiedergegebenen Zitate stammen aus den folgenden Medienberichten: *Hamburger Abendblatt,* 20.8.2011; *St. Galler Tagblatt,* 18.11.2011; *dpa,* 13.1.2015; *Nürnberger Nachrichten,* 4.2.2015; *Basler Zeitung,* 15.1.2016; 16.1.2016; 19.1.2016; *Schweiz am Sonntag,* 17.1.2016.

bissen« und »verkrampft« an ihre Füllfederhalter, hatten »graphomotorische Probleme« und haben die verbundene Schrift »gehasst«. Die Resultate ihrer schulischen Schreibbemühungen waren ein »großes Gekrakel«, eine »kreative Verwüstung des Blattes« oder sogar ein »Massaker«. Kurz, die Autorinnen hatten (und haben noch) eine »Sauschrift«, eine »Sauklaue« oder die »hässlichste Handschrift« und können ihre Schrift heute »bisweilen selbst nicht mehr entziffern«. In keiner einzigen Diskursrealisation im gesamten Korpus wird davon erzählt, dass der Schreibkompetenzerwerb problemlos vor sich ging und selbst Kalligraphen (sic!) bezeichnen ihre eigene Handschrift als unleserlich oder nicht schön (vgl. *NZZ*, 24.12.1999; *Aargauer Zeitung*, 31.12.2007).[99] Das ästhetische Nicht-Genügen der eigenen Handschrift wird als argumentative Ressource, als Beweis für die Unabhängigkeit der eigenen Meinung eingesetzt:

> Angesichts dieses Massakers im Klassenzimmer: Wer würde mich nicht verstehen, wenn ich jetzt mit einer gewissen Genugtuung feststellte, dass die Schweizer Schulschrift, genannt Schnürlischrift, endlich beseitigt wird? Stattdessen ergreift mich Trauer – und Zorn. (*Basler Zeitung*, 16.11.2016)

Keine der Autorinnen, die von ihrer hässlichen Handschrift berichten, fordert die Abschaffung des Handschreibens in der Schule.

### d) Umfragen

Auch Umfragen zeigen, dass die ›Bevölkerung‹ – trotz der offenbar geteilten Mühsal des Schreibkompetenzerwerbs – am Handschreiben, meist sogar an der Vermittlung einer verbundenen Schreibschrift in der Schule festhalten

99 In lediglich zwei Texten im Korpus finden sich Diskursrealisationen, die dieser Selbstbezichtigung als Inhaberin einer »Sauklaue« entgegenlaufen, zumindest teilweise: In einem kurzen Kommentar in der Ostsee-Zeitung steht: »Meine Handschrift war schön –«, auf diese Aussage folgt aber unmittelbar ihre Einschränkung bzw. Umkehrung: »damals. Heutzutage ist es mir geradezu peinlich, wenn fremde Menschen in meine Aufzeichnungen schielen« (*Ostsee-Zeitung*, 24.1.2017). Im Gegensatz dazu ist eine Berliner Papeterie-Besitzerin uneingeschränkt der Meinung »ihre Schrift, die könne sich doch auch sehen lassen« (*Berliner Morgenpost*, 2.7.2016).

will: »Eine Allensbach-Umfrage vom März [2015, AG] ergab, dass zwei Drittel der Bürger [sic!] es wichtig finden, dass Kinder neben der Druck- auch eine Schreibschrift auf dem Papier lernen«, berichtete die *Deutsche Welle* (9.4.2015). Ein weit deutlicheres, wenn auch nicht repräsentatives Bild zeigt eine Online-Umfrage, die im Rahmen eines Berichts auf *3sat* (11.3.2015) aufgeschaltet wurde; 96,9 Prozent (2 690 Personen bzw. Klicks)[100] beantworteten die Frage »Soll man in Deutschland die Schreibschrift abschaffen?« mit Nein.

In den im Korpus enthaltenen Diskursrealisationen wird über zwei weitere Umfragen im Zusammenhang mit der Vermittlung des Handschreibens in der Schule berichtet. Beide wurden vom 2012 gegründeten *Schreibmotorik Institut* durchgeführt, in beiden geht es allerdings nicht um den Gegensatz von verbundener oder un- bzw. teilverbundener Schrift, sondern um das Schreiben mit der Hand an sich. Im Winter 2015/2016 fragte das Institut 995 Mütter (!) von 4- bis 12-jährigen Kindern, für wie wichtig sie es hielten, »dass ihre Kinder noch das Schreiben mit der Hand lernen«: 96 Prozent antworteten mit »wichtig« oder »sehr wichtig« (vgl. https://bit.ly/2qQ3Gvd [22.10.2020]). Schon knapp zwei Jahre zuvor waren 2 002 Lehrerinnen befragt worden und mehrheitlich »unzufrieden« »mit der (Entwicklung der) Handschrift ihrer Schüler«. Nach Einschätzung der Befragten hatten 51 % der Schüler und 31 % der Schülerinnen »Probleme mit einer flüssigen und leserlichen Handschrift« (vgl. https://bit.ly/36XcKiM [22.10.2020]). Diskursiv interessant ist dabei insbesondere die in der Studie explizit angelegte Differenzierung nach Geschlecht; sie bedient den bereits erwähnten Topos, dass Mädchen (leichter) schöner schreiben als Jungen (s. o.).

Abschliessend kann festgehalten werden, dass sich im gesamten Teildiskurs zum Handschreiben in der Schule (soweit er im Korpus abgedeckt wird) kaum je eine Aussage findet, die empfiehlt, ganz auf das Schreiben mit dem Stift zu verzichten. Eine Ausnahme bildet ein Essay der amerikanischen Autorin Anna Trubek. Der 2008 im *GOOD-Magazin* unter dem Titel »Stop Teaching Handwriting« erschienene Text fand sich zwei Jahre später – übersetzt

100 Die Umfrage war nicht an Personen gebunden (zum Beispiel durch Tracking einer IP-Adresse oder Ähnliches), d. h. eine Person konnte auch mehrfach teilnehmen. Die angegebene Anzahl Klicks stammt vom Februar 2018 (also einem Zeitpunkt fast drei Jahre nach Aufschalten der Umfrage); heute sind Artikel und Umfrage nicht mehr zugänglich.

und in leicht veränderter Form – in der *NZZ am Sonntag* (10.1.2010; Original verfügbar unter: https://bit.ly/2KfOApI [22.10.2020]). Trubek prognostiziert darin das Aussterben des Handschreibens und stellt diese Entwicklung als unproblematisch, ja wünschenswert dar, was ihr prompt das Prädikat »Handschriftenhasserin« einbrachte (*Spiegel online,* 10.1.2011).[101] Der Essay von Trubek ist bewusst als Provokation angelegt und die absolute Ausnahme.[102] Auch die Kritikerinnen der verbundenen Schreibschrift sind – zum Teil sogar glühende – Befürworterinnen des Handschreibens. Zumindest im öffentlichen Diskurs ist die »Kernfrage« beim Schreibkompetenzerwerb also gerade nicht, »ob man nur das Lesen lernen kann, ohne des Schreibens mächtig zu sein«, wie es der Graphologe Helmut Ploog gegenüber der *FAZ* formulierte (*FAZ,* 26.8.2017). Die Meinungen sind nur bezüglich Schulschriften und allenfalls deren Vermittlung geteilt und nicht bezüglich des Handschreibens (und schon gar nicht bezüglich des Schreibens) an und für sich.

## 9.3 Der ›Wert‹ des Handschreibens

Neben dem beachtlichen Teil von Texten im Korpus, die sich vor allem mit der Vermittlung der (Hand-)Schreibkompetenz in der Schule befassen, gibt es eine grosse Zahl sehr heterogener Berichte, die sich dem Thema aus zum Teil nicht transparenten Gründen und mit sehr offenem Fokus widmen. Einige davon nehmen ein spezifisches Ereignis zum Anlass; zum Beispiel das Stattfinden einer Tagung, das Erscheinen einer Studie oder eines Buches, eine Ausstellung oder einen Wettbewerb, der mit dem Schreiben von Hand zu tun

101 Trubek hat ihre Position in dem Buch *The History and Uncertain Future of Handwriting* ausführlicher dargelegt (vgl. Trubek 2016). Auffällig daran ist, dass auch Trubek nicht immer klar zwischen verbundener ›Schreibschrift‹ und dem Schreiben mit dem Stift trennt. Ein Problem, das im Diskursverlauf noch verstärkt wird: So verweist Trubek im Original ihres Essays eigentlich auf die *cursive,* eine verbundene ›Schreibschrift‹: »[...] on the proper formation of a cursive capital ›S‹-handwriting [...]« (https://bit.ly/2KfOApI [22.10.2020]), in der Übersetzung der *NZZ am Sonntag* ist diese Differenzierung bereits verschwunden: »[...] korrekten Formung des grossen S [...]« (*NZZ am Sonntag,* 10.1.2010).

102 Der Text erschien ursprünglich in der Rubrik »Provocations« des GOOD-Magazins, vgl. einen Kommentar, der darauf Bezug nimmt, unter: https://bit.ly/34Qun1N [22.10.2020].

hat. Andere Berichte beziehen sich auf Feiertage und andere Jahrestage. Im Dezember wird häufig das Schreiben von Weihnachtskarten thematisiert, am Valentinstag das Verfassen von Liebesbriefen. In jüngster Zeit finden sich zunehmend Artikel, die sich auf den »(internationalen) Tag der Handschrift« am 23. Januar beziehen (Kap. 9.3.1). Daneben gibt es aber auch sehr viele Berichte, die keinen spezifischen Anlass zu haben scheinen. Ein grosser Teil davon erscheint in Kommentarspalten, ist als essayistische Analyse angelegt oder als Plädoyer, wobei die eigenen Beobachtungen oft mit Recherchen und Interviews ergänzt werden (Kap. 9.3.2). Mehrere Texte laufen unter der Rubrik »Ratgeber« oder stehen im Zusammenhang mit Schreibwerkzeugen wie Füllfederhaltern. Ihr Erscheinen hat unter Umständen auch einen kommerziellen Hintergrund (Kap. 9.3.3). Als Ausgangspunkt dienen auch immer wieder die Graphologie, ihr Einsatz und ihre Verlässlichkeit (Kap. 9.3.4) und, vor allem in jüngster Zeit, das ›Schönschreiben‹, also Kalligraphie und Handlettering (Kap. 9.3.5). Schliesslich finden sich im Korpus Medienberichte, die Handschreiben oder Handschrift zwar erwähnen, die thematisch aber einen ganz anderen Fokus haben. All diesen Texten ist gemeinsam, dass sie sich letztlich mit dem gesellschaftlichen, sozialen oder kulturellen Wert des Handschreibens in einer Welt voller Tastaturen befassen.

## 9.3.1 Jahrestage

### a) Weihnachtspost

Regelmässig erscheinen im November und Dezember Medienberichte, die das Schreiben von Weihnachtskarten bzw. Weihnachtspost thematisieren. Dabei gibt es zwei Erzählmuster: Einerseits wird über den grossen Wert von handgeschriebenen Karten und Briefen berichtet und darüber, dass diese Art der Mitteilung »auch im Zeitalter von Facebook, Mails und SMS nicht aus[stirbt]« (*Lübecker Nachrichten online,* 4.12.2015). Der »persönliche Wert« von Handgeschriebenem wird betont und Ratgeber empfehlen, weihnachtliche Grüsse nicht per Mail zu übermitteln. Andererseits wird auf den grossen zeitlichen Aufwand, mit dem die Herstellung handgeschriebener Weihnachtskarten verbunden ist, hingewiesen und es werden Modelle präsentiert, die – insbesondere bei Firmenweihnachtskarten – eine Alternative dazu bieten, sich »tagelang hinter den Schreibtisch [zu] klemmen« (*Welt online,* 13.11.2013). Genannt werden Firmen, die die maschinelle Herstellung von Handgeschrie-

benem anbieten, erwähnt wird aber auch die Firma *Schreibstatt* in Berlin. *Schreibstatt* beschäftigt nach eigenen Angaben mehr als 80 Schreiberinnen, die im Gegensatz zu den Anbieterinnen von roboterproduzierter Schrift tatsächlich handschreiben (vgl. http://schreibstatt.de/ [22.10.2020]). Nur in einem Artikel wird darauf hingewiesen, dass solche Dienste im Prinzip eine »Mogelpackung« seien (*Lübecker Nachrichten online,* 4.12.2015); sie führen das, was als Ausgangspunkt der Artikel dient, das »Persönliche«, das den Wert des Handgeschriebenen ausmache, ad absurdum (vgl. dazu auch Gredig 2019).

### b) Tag der Handschrift

»Wenn dir ein Tag gewidmet wird, dann sitzt du bereits tief in der Tinte«, schrieb die *Südthüringer Zeitung* (23.1.2017) im Hinblick auf den »Tag der Handschrift«. Diese Aussage impliziert, dass Handschrift bzw. -schreiben in Schwierigkeiten geraten ist, und passt damit sehr gut in den Tenor der Medienberichterstattung. Doch die Existenz des »National Handwriting Day« steht nicht etwa – wie viele deutschsprachige Artikel im Korpus nahelegen – im Zusammenhang mit dem Aufstieg von E-Mail- und WhatsApp-Kommunikation; er feierte 2020 bereits seinen 43. Geburtstag. Er wurde schon 1977 von der *Writing Instrument Manufacturers Association* (WIMA) in den USA auf den 23. Januar festgelegt. Der Grund für die Wahl des Datums: Am 23.1.1736 wurde der US-amerikanische Kaufmann John Hancock geboren. Er war der erste, der 1776 seine (sehr grosse) Signatur unter die amerikanische Unabhängigkeitserklärung setzte. Sein Name kann in den USA synonym zum Ausdruck »Unterschrift« benutzt werden,[103] so wie es im deutschen Sprachraum die Redensart »seinen Friedrich Wilhelm unter etwas setzen« gibt. Der Tag ist allerdings in den USA nicht offiziell als solcher festgelegt und schon gar nicht handelt es sich um einen der internationalen Tage der Vereinten Nationen.[104] Vielmehr scheint es, als sei der »Tag der Handschrift« (als deutschsprachige Variante des amerikanischen »National Handwriting Day«) aus der Medienberichterstattung emergiert; vor Januar 2015 taucht der Gedenktag nirgends auf. Ein Jahr später lassen sich im Korpus immerhin drei Artikel ausmachen,

103 Zu Hancock und dem *National Handwriting Day* vgl. Trubek 2016: 99–100.

104 Wie z.B. der *Internationale Tag der Frau,* der jeweils am 8. März begangen wird, vgl. https://bit.ly/2NEFepA [22.10.2020].

die sich auf den Tag beziehen, 2017 ist es bereits ein knappes Dutzend. Im Januar 2017 wurde dem Tag zudem das Adjektiv »international« zugeschrieben, er erhielt also sozusagen den Ritterschlag (zuerst noch in Anführungszeichen, vgl. *Berner Zeitung*, 20.1.2017). Noch steiler verlief der Aufstieg des in Amerika bereits Jahrzehnte alten Tages auf Twitter: Das Hashtag *#tagderhandschrift* wurde erstmals 2013 benutzt, damals noch in einem einzigen Tweet. 2015 waren es neun Tweets, die das Hashtag benutzten, 2016 deren drei, 2017 immerhin bereits 31. Am 23. Januar 2018 ›trendete‹ *#tagderhandschrift* – die Anzahl Tweets mit besagtem Hashtag ist unüberschaubar geworden.[105]

In den Massenmedien wird der »Tag der Handschrift« oft als Aufhänger für allgemeine Überlegungen und die Abhandlung einer ganzen Reihe von Aspekten des Schreibens mit der Hand genutzt; von Berichten über die Situation in den Schulen – inkl. obligatorischem Verweis auf Finnland – über Interviews mit Psychologinnen und Graphologinnen bis hin zu philosophischen Essays. Auf Twitter hingegen ist der 23. Januar für viele Userinnen Anlass zur Veröffentlichung kurzer, selbst mit dem Stift geschriebener und abfotografierter Passagen (oft nur das Hashtag selbst, also »#TagderHandschrift«). Abb. 17 zeigt einige Beispiele. Gerade die Tatsache, dass die fotografierten, handgeschriebenen Texte inhaltlich reduziert und fast standardisiert sind, ist von Interesse: Darin wird deutlich, dass nicht die notierten Wörter, sondern ihre Form, ihr Erscheinungsbild relevant ist. Es handelt sich, modern gesprochen, um eine Art Selfie, um ein Bild der jeweiligen Twitter-Userin selbst, vermittelt über ihre Handschrift. Hier wird die im Diskurs latent vorhandene Vorstellung deutlich, dass eine Person sich in Handgeschriebenem bzw. in ihrer Handschrift »zeige« (s. auch unten, Kap. 9.4.3).

**105** Die Tweets, die 2018, 2019 und 2020 das Hashtag *#tagderhandschrift* benutzten, lassen sich ohne technische Hilfe nicht in nützlicher Frist zählen, vgl. http://bit.ly/2ohfgLN [22.10.2020]. Auffällig dabei ist, dass z.T. auch themenfremde Tweets das Hashtag setzten: Offenbar erhofften sich einige Twitter-Userinnen von dem Etikettenschwindel Aufmerksamkeit für ihre – nicht mit dem Schreiben von Hand verbundenen – Anliegen.




**Abb. 17:** Getwitterte Bilder zum »Tag der Handschrift« von: *@stehsatz*, *@snowwhizzl*, *@CaroxoraC*, *@sabber_lott*, *@_meingeheimnis_*, *@Leonie2457* (alle: 23.1.2018) und *@Miss_Middleman* (24.1.2018)

### 9.3.2 Kommentare, Glossen etc.

Jene Berichte im Korpus, die keinen unmittelbaren Anlass dafür haben bzw. nennen, sich gerade zum Zeitpunkt ihres Erscheinens mit Handschriftlichkeit zu befassen, nehmen in aller Regel bereits im Lead auf Formen des Tippens (E-Mail, SMS, WhatsApp) als (relativ) neuen und allgegenwärtigen Gegensatz zum Schreiben mit dem Stift Bezug und positionieren sich als Gegenwartsanalysen. Viele Artikel finden sich in Rubriken wie »Wissen«, »Gesellschaft«, »Kultur« und sprechen von der »digitalen Welt«, dem »digitalen Zeitalter« vom »Zeitalter von E-Mail und SMS« oder der »Internet-Gesellschaft«. Es geht den Autorinnen zwar nicht um ein tagesaktuelles Ereignis, aber sehr wohl um Aktualität, um die Gegenwartsgesellschaft und ihre Kommunikationsformen. Gleich zu Beginn wird ein Gegensatz zwischen »heute« und »damals« etabliert, wobei in aller Regel unklar bleibt, welcher vergangene Zeitraum genau die Folie, d. h. den Gegenpol, zur aktuellen Situation bildet (und wann diese begonnen hat).

Nach einem Einstieg dieser Art wird meist festgehalten, welche Textsorten »heute noch« mit dem Stift geschrieben werden – »[d]enn im digitalen Zeitalter hat die Computer-Tastatur Fülli und Kuli an den Rand gedrängt« (*St. Galler Tagblatt,* 10.3.2013) –, welche verloren gegangen sind und wodurch sie allenfalls ersetzt wurden. Im weiteren Verlauf der Artikel geht es um die Einschätzung der neuen Situation, um die Antizipation der näheren und ferneren Zukunft und um die Beantwortung der Frage, ob die beschriebene Entwicklung gut oder schlecht ist. Schliesslich wird danach gefragt (oft wörtlich, d. h. in einem Interview) was Handschriftlichkeit Besonderes leistet. Auch die Antworten gleichen sich, vollziehen ähnliche Zuordnungen und verwenden dieselben Metaphern: Handgeschriebenes sei ein durch Tastaturschreiben nicht zu erreichender Ausdruck von »Persönlichkeit« und »Gefühlen«. Zudem habe das Schreiben von Hand Einfluss auf das menschliche Denken, insbesondere die Merkleistung (zu den häufig erwähnten Metaphern, Topoi und Zuordnungen s. u. Kap. 10).

Die Aussagen dazu, was »heute noch« von Hand geschrieben wird, stützen sich vielfach auf (nicht repräsentative) Umfragen: Es werden einzelne Personen gefragt, wann sie welche Textsorten mit dem Stift schreiben (vgl. z. B. *St. Galler Tagblatt,* 18.11.2011; *Coopzeitung,* 7.9.2015; *SWR,* 27.1.2015). Es wird also impliziert, dass die Nachfrage bei einigen wenigen Menschen ein

Bild davon zu vermitteln vermag, welche Texte gesamtgesellschaftlich von Hand verfasst werden. Das Schreiben von Hand wird so als Praxis vorgestellt, die *alle* vollziehen und zwar auf ähnliche Weise und in ähnlichem Umfang. Handschreiben ist eine geteilte Erfahrung und gebunden an geteiltes gesellschaftliches Wissen.

Bei den Ausführungen zur Zukunft der Handschriftlichkeit und dem Wert von Handgeschriebenem und Handschreiben stützen sich die Journalistinnen auf Aussagen von Expertinnen. Zum Teil geschieht das ganz unspezifisch mit Formeln wie »Experten befürchten«, »attestieren Experten«, »warnen Experten« oder »sind sich Experten einig«, zum Teil werden längere Interviews mit Kalligraphinnen, Graphologinnen, Schriftstellerinnen, Stift-Herstellerinnen und Wissenschaftlerinnen verschiedenster Provenienz (Psychologie, Motorik, Neurowissenschaften etc.) geführt. Zudem wird auf Studien verwiesen. Auch hier sind nicht näher spezifizierte Verweise häufig: Die Formulierung »diverse Studien zeigen« findet sich in mehreren Dutzend Berichten im Korpus (wobei die Position des unbestimmten Zahladjektivs durch andere Adjektive oder Indefinita besetzt sein kann: »mehrere«, »verschiedene«, »einige«, »aktuelle«, »(neuro-)wissenschaftliche«, »zahlreiche«, »internationale« etc.). Auch alternative Formulierungen wie »wissenschaftliche Untersuchungen haben herausgefunden« oder »es gibt Studien, die belegen« tauchen auf. Gelegentlich werden konkrete Untersuchungen benannt und in unterschiedlicher Genauigkeit wiedergegeben, allen voran jene von Pam Mueller und Daniel Oppenheimer (vgl. Mueller & Oppenheimer 2014; erwähnt u. a. in: *Süddeutsche Zeitung,* 27.11.2015; *Business Insider,* 30.11.2016; *Neue Westfälische,* 23.1.2017).

### 9.3.3 Ratgeber

Neun Textexemplare im Korpus können in ihrer grundsätzlichen Stossrichtung als »Ratgeber«-Texte aufgefasst werden oder enthalten zumindest Passagen, die klar einen beratenden Charakter haben.[106] »Weihnachtsgrüße«, liest

106 Das betrifft folgende Berichte: *20Minuten,* 12.7.2006; *Allgemeine Zeitung Mainz,* 29.11.2006; *Allgemeine Bäckerzeitung,* 19.4.2008; *Berner Zeitung,* 22.3.2010; *Südwest Presse,* 3.4.2010; *Süddeutsche Zeitung,* 18.12.2010; *Sonntagszeitung,* 13.5.2012; *Neue Luzerner Zeitung,* 25.2.2014; *Maschinenmarkt Online,* 6.2.2017.

man zum Beispiel in der *Süddeutschen Zeitung* (18.12.2010), sollten »möglichst manuell, also von Hand geschrieben, sein«, da die »handgeschriebene Variante [...] die stilvollste Lösung« sei. Die *Sonntagszeitung* (13.5.2012) vermeldet, dass es »höflicher« sei, »in einer Sitzung [...] etwas von Hand zu schreiben [...] als auf dem Handy oder dem Laptop« und die *Neue Luzerner Zeitung* (25.2.2014) empfiehlt »Trauerkarte[n] immer von Hand« zu schreiben. In der *Südwestpresse* (3.4.2010) wird darauf hingewiesen, dass bei einer Bewerbung ein von Hand geschriebener Lebenslauf etwas »Besonderes« sei und »für eine Einstellung ausschlaggebend sein [kann], weil der Arbeitgeber erkennt, dass sich da jemand mehr Mühe gegeben hat«. Klar ist für die meisten deutschsprachigen Medien auch, dass »kein E-Mail, kein SMS und keine MSN-Nachricht [...] den richtigen Liebesbrief [ersetzt]« (*20Minuten*, 12.7.2006).

### Preisschilder (Exkurs)

Die im Korpus enthaltenen beratenden Berichte empfehlen also den Stift statt der Tastatur. Allerdings mit einer Ausnahme: »Nie von Hand schreiben«, heisst es in der *Allgemeine Bäckerzeitung* (19.4.2008). Die Aussage bezieht sich auf die Preisschilder in Bäckereien, die »leider [...] in viel zu vielen Bäckereien [...] von Hand geschrieben« würden: »Kurz von Hand etwas hinzuschmieren geht vielleicht schneller und billiger, sollte aber unter ›Sparen an der falschen Stelle‹ verbucht werden.« Gemeint sind hier nicht nur die Preisschilder, sondern auch »Werbeplakate«, Tafeln und Aufsteller. Es geht also um Textsorten, die im Diskurs sonst kaum vorkommen, obwohl sie im Alltag präsent sind (z. T. auch als Mischformen zusammen mit gedrucktem Text, vgl. Abb. 18).

Nur in zwei weiteren Diskursrealisationen werden Preisschilder erwähnt: Einmal wird eine Berliner Papeterie-Besitzerin porträtiert, die die Preisschilder »bis heute selbst in ihrer schönen Schrift« schreibt (*Berliner Morgenpost*, 2.7.2016): Die Schrift sei zum Markenzeichen des Schreibwarengeschäfts geworden. Hier wird also eine ganz andere Einschätzung des Werts von handgeschriebenen Schildern gezeichnet als im Ratgeber für Bäckereien. Das lässt sich natürlich mit der jeweiligen Branche und mit der ästhetischen Einschätzung des Handgeschriebenen begründen: In einer Papeterie gehört Handschriftlichkeit zum Geschäft.

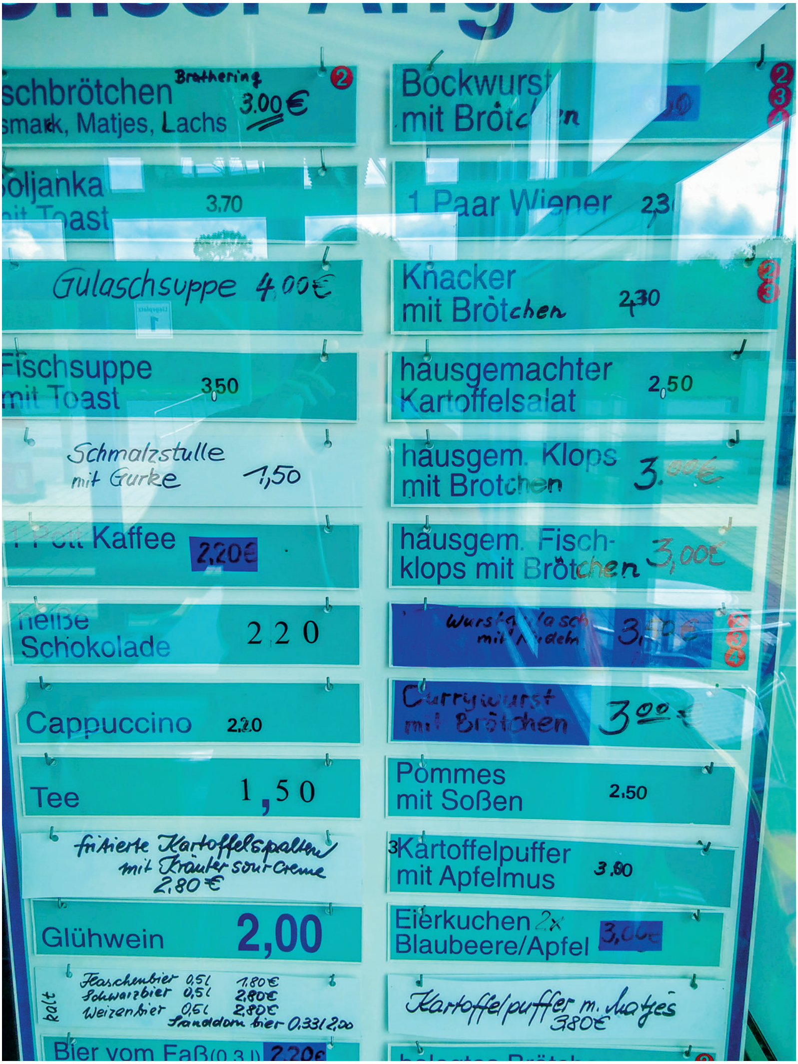



**Abb. 18:** Kombinierte Verwendung von Handgeschriebenem und Gedrucktem auf dem Preisschild eines Imbisses (*Blauer ›AFFE‹*, Schaprode, 4.7.2017)

Interessant ist auch die zweite bzw. dritte Erwähnung von Preisschildern im Korpus: Sie stammt aus einem kurzen Chat auf Twitter, der damit beginnt, dass eine 20-jährige Leipzigerin berichtet, ihre »einzige Aufgabe bisher auf der Arbeit« sei es gewesen, »Preisschilder zu schreiben wie in 2001« (*@vanessaasxworld,* 16.1.2018). Auf die Nachfrage, ob »die elektronischen Preisschilder« nicht funktionieren (das Handschreiben wird in diesem Kontext also als erklärungsbedürftig aufgefasst), antwortet sie: »Doch, aber die Schilder von der Altware schreiben wir noch per Hand und kleben die dann über die elektrischen. Sollen dann halt so Blickfänger sein 😂«. Dem Handgeschriebenen kann offenbar problemlos eine Funktion (als »Blickfänger«) zugewiesen werden, diese Zuweisung wird aber durch das Emoji »Face with Tears of Joy« (U+1F602) am Ende des Tweets unmittelbar ironisch gebrochen bzw. relativiert. Der Chatpartner (*@M4RC3L0993,* 16.1.2018) reagiert zustimmend: »Ach so 🤔😄 schlau 👍«.

Betrachtet man alle drei Diskursrealisationen im Zusammenhang mit handschriftlichen Preisschildern, zeigt sich, dass Wert und Funktion des Handgeschriebenen (hier geht es ja explizit nicht um das Schreiben, sondern um dessen Resultat) in diesem Bereich umstritten sind. Im Gegensatz zu anderen Textsorten (wie z. B. Briefen), bei denen das gesellschaftliche Wissen über den Wert von Handschriftlichkeit als gesichert gelten kann, bestehen im Bereich der Dienstleistungs- und Produktbeschriftung offenbar Unsicherheiten. In diesem Zusammenhang werden Handlettering und sogenannte »Blackboard Artists« relevant, die eine Kombination des ästhetischen Anspruchs des Ratgebers in der Bäckereizeitung mit der im Tweet erwähnten Qualität des »Blickfängers« versprechen.

### 9.3.4 Handlettering und Tafelkünstlerinnen

Einige Medienberichte nehmen den »Handlettering-Trend« als Ausgangspunkt für das Reden bzw. Schreiben über das Schreiben von Hand. Der Begriff »Handlettering« taucht im Korpus erstmals im November 2015 auf und wird dort beschrieben als »das Gestalten von Buchstaben mit der Hand, inspiriert von den Schriften der Kalligrafie« (*Stern,* 18.11.2015). Handlettering wird seither mehrfach als Trend bezeichnet, als »boomender«, »neuer kon-

templativer Zeitvertreib« (*Süddeutsche Zeitung*, 16.11.2015).[107] Gemeint ist damit eine Art des Schreibens bzw. Zeichnens von Buchstaben, die an das anschliesst, »was früher Schriftenmaler machten – auf Schrift spezialisierte Handwerker mit einem Händchen für Grafik und Kalligrafie« (Campe 2017: 12; vgl. auch: *Süddeutsche Zeitung*, 5.11.2016). Zu diesen Handwerkerinnen gehören sogenannte »Tafelkünstlerinnen«, die professionell Schilder, Tafeln und Schaufenster von Betrieben beschriften. Sie verbinden, wie gesagt, das von der Twitterin *@vanessaasxworld* (16.1.2018) angesprochene Element des »Blickfangs« mit der von der *Allgemeine Bäckerzeitung* (19.4.2008) geforderten Professionalität. Über die in Zürich tätige Tafelmalerin Andrea Landolt, dank der »eine alte Kunstform heute [...] eine Renaissance« erlebt, berichtete schon 2014 die Sendung *Schweiz aktuell* im *Schweizer Fernsehen* (*SRF*, 29.9.2014; vgl. auch: www.tafelwart.ch [22.10.2020]). In dem Beitrag macht Landolt darauf aufmerksam, dass man in Nordamerika schon 2010 »eigentlich fast an jeder Ecke« professionell von Hand beschriftete Schilder gesehen habe. In der Schweiz gab es dafür keine Anbieterinnen. Heute sieht man auch im deutschsprachigen Raum häufig professionell von Hand mit Stiften oder Kreiden geschriebene Preis- und Produktschilder, wie die *Hamburger Allgemeine Zeitung* festhält: »Viele Geschäfte setzen für ihre Schilder oder Speisekarten inzwischen wieder auf Schönschreiber, die sogenannten Blackboard Artists, also ›Tafelkünstler‹« (5.5.2017).

Die Berichterstattung über Handlettering und Tafelkünstlerinnen ist für die gesellschaftliche Konzeption von Handschriftlichkeit vor allem deshalb relevant, weil in ihr die Grenzen zwischen Malen und Schreiben angesprochen werden: »Beim Handlettering wird nicht geschrieben, sondern gezeichnet« (*mdr*, 30.8.2017). Die bereits zitierte *Hamburger Allgemeine Zeitung* (5.5.2017) schreibt in diesem Zusammenhang, dass beim Handlettering »die eigene Handschrift wenig zum Tragen« komme: »Vielmehr werden Buchsta-

**107** Dass es sich hier nicht nur um ein Diskursphänomen handelt, zeigen die Absatzzahlen in der »Papier, Büro und Schreibwaren«-Branche (PBS): So stieg 2017 der Umsatz von Schreibgeräten gemäss Marktforschungsinstitut *Marktmedia24* um über 10 % (vgl. https://bit.ly/2GMPPck [22.10.2020]) und zwar »beflügelt durch das Trendthema Handlettering«, wie es dazu in einer Pressemitteilung des *Handelsverbands Büro und Schreibkultur* (HBS) heisst (https://bit.ly/2GMvLXB [22.10.2020]). 2018 flachte dieses Wachstum zwar etwas ab, trotzdem sorgen gemäss HBS »Trends wie Hand-Lettering [...] für neue Frequenz« (https://bit.ly/2OlCJbd [22.10.2020]).

ben gezeichnet, gemalt, gesprüht, geritzt oder graviert.« Auch in der dieser Untersuchung zugrundeliegenden Nomenklatur ist der Status von Handlettering als Handschreiben zumindest fragwürdig: Davon ausgehend, dass dabei das Geschriebene nicht auf die Schriftformen zurückwirkt, kann das Resultat des Handletterings nicht als Handgeschriebenes und der Vorgang entsprechen nicht als Handschreiben bezeichnet werden (s. o. Teil II, dort insbesondere die Kapitel 5.3.3 und 6.2). Die Medien stützen sich bei der Unterscheidung von Schreiben und Zeichnen nicht auf elaborierte Definitionen, sondern schliessen unmittelbar an die Diskussion (und die begrifflichen Verwirrungen) um Schreibschrift und Handschrift an:

> Das Wort [»Handlettering«, AG] kommt aus dem Englischen und bedeutet so viel wie »mit der Hand Buchstaben zeichnen«. Anders als bei der Schreibschrift verbindet man die Buchstaben aber nicht durchgängig miteinander, sondern setzt sie aus Strichen und Bögen zusammen. Die Buchstaben werden beim Handlettering nicht geschrieben, sondern gezeichnet und gemalt. (*Coopzeitung,* 6.2.2018)

### 9.3.5 Schreibwaren und Marketing

Ein gutes Dutzend im Korpus dokumentierte Diskursrealisationen im Themenbereich »Wert der Handschrift« befassen sich primär mit Schreibwaren und deren Verkauf.[108] Die meisten davon stammen aus den Nullerjahren. In einigen dieser Berichte finden sich Verweise auf konkrete Produkte, meist Füllfederhalter, so dass davon ausgegangen werden kann und muss, dass ihr Erscheinen zumindest teilweise einen kommerziellen Hintergrund hat. Sie ordnen sich in den verwendeten Metaphern und Konzepten nahtlos in den übrigen Diskurs ein, enthalten durch die Nähe zu Werbe- und Verkaufstexten

108 Folgende Medienberichte gehören in diesen Bereich: *Sonntagszeitung,* 2.3.2003; 13.5.2012; *NZZ am Sonntag,* 9.11.2003; *Stuttgarter Zeitung,* 1.12.2004; 8.12.2006; 4.8.2007; *Welt am Sonntag,* 28.8.2005 [partiell identisch mit dem Artikel in der Sonntagszeitung vom 2.3.2003]; *NZZ,* 4.9.2005; *Tages-Anzeiger,* 10.12.2005; *Hamburger Abendblatt,* 19.5.2007; *Bilanz,* 24.9.2010; *Ostsee-Zeitung,* 17.6.2011; *Stuttgarter Nachrichten,* 5.7.2014.

aber auch einige Besonderheiten, was die Konzeption des Werts von Handschreiben betrifft. Es wird betont, dass das Schreiben mit der Hand »Stil« habe, dass es ein »sinnliche[r] Genuss« sei, ein exklusiver »Luxus« oder sogar ein »kleines Kulturereignis« (*Welt am Sonntag,* 28.8.2005). Eine schöne Handschrift »tendier[e] verstärkt zum ›Alleinstellungsmerkmal‹« (*Stuttgarter Zeitung,* 1.12.2004) und der passende Füllfederhalter sei »Prestigeobjekt« und »Statussymbol«. Nicht nur die Schreibgeräte, auch das Papier (*Stuttgarter Nachrichten,* 5.7.2014) und die Tinte (*Stuttgarter Zeitung,* 1.12.2004) werden in diesen Berichten als hochwertige Produkte gepriesen, auch das Handschreiben selbst wird als Besitz konzipiert. Die im Korpus häufig auftauchende Formel des ›Kulturguts Handschrift‹ wird in diesem Diskursausschnitt besonders betont und mit der Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Klassen verknüpft. Immer wieder werden wichtige oder zumindest berühmte und reiche Menschen erwähnt, die ein bestimmtes Schreibgerät, eine Tinte oder ein Papier verwenden: Seien es die »Royals« (*Sonntagszeitung,* 2.3.2003) bzw. das englische Königshaus (*NZZ,* 4.9.2005), Politiker wie Nicolas Sarkozy und Wladimir Putin (*Bilanz,* 24.9.2010), die Schauspielerin Gwyneth Paltrow, der Sänger Elton John (*Welt am Sonntag,* 28.8.2005) oder der Regisseur Steven Spielberg (*NZZ,* 4.9.2005). Giuseppe Aquila, der CEO des Schreibwarenherstellers *Montegrappa*, bringt die damit verbundene Vorstellung in einem Interview auf den Punkt: »Ab einem gewissen Alter und *ab einer gewissen Position* wollen Menschen wieder von Hand schreiben« (*Bilanz,* 24.9.2010; Hervorhebung AG).

## 9.4 Handgeschriebenes als Identitätsnachweis

Nicht um einen moralischen oder kulturellen Wert des Handschreibens, sondern um seine juristische Dimension geht es in einigen Medienberichten zu Handgeschriebenem als Identitätsnachweis (vgl. zu den im Folgenden nur angedeuteten Zusammenhängen ausführlich und auch aus historischer Perspektive: Kap. 14).

### 9.4.1 Testamente

Dazu gehören z.B. Artikel, die sich mit Fragen rund um Testamente befassen. Mehrfach geben Juristinnen auf Nachfrage die Auskunft, dass ein Testament auch ohne notarielle Beglaubigung gültig sei, sofern »der ganze Text vom ersten bis zum letzten Wort von Hand geschrieben« sei (*Berner Zeitung,* 23.12.2004). Das gilt natürlich nur, wenn es sich um »die Handschrift des Erblassers« handelt (*Berliner Zeitung,* 12.3.2011). Der *Schweizerische Beobachter* (2.10.2009) schreibt in diesem Zusammenhang: »Wer eine unleserliche Handschrift hat, kann seinen letzten Willen auch in Druckbuchstaben verfassen«, und trägt damit zur Verwirrung rund um die begrifflichen Überschneidungen von Handgeschriebenem und verbundener Schreibschrift bei. Die zitierten Juristinnen sind sich bezüglich der gesetzlichen Rahmenbedingungen einig: Sowohl in Deutschland als auch in der Schweiz ist ein von Hand verfasstes, datiertes und unterschriebenes Testament rechtsgültig (vgl. dazu Seibt 2008; Harralson 2013).[109] Diese juristische Tatsache steht mit der Vorstellung in Verbindung, dass die »Handschrift eines Menschen [...] unverwechselbar« ist (*Meininger Tagblatt,* 23.1.2017). Wir kommen auf diese Konzeption von Handschreiben bzw. Handgeschriebenem und insbesondere auf verschiedene Aspekte von Testament und Unterschrift an anderer Stelle noch gesondert und ausführlich zurück (vgl. u. Kap. 10.5.1 und insbesondere Kap. 14). Hier sei lediglich auf die anderen Bereiche verwiesen, die ebenfalls an dieses Konzept anschliessen und im Diskurs thematisiert werden.

### 9.4.2 Ermittlung von Identität (Forensische Handschriftenuntersuchung)

Es finden sich im Korpus mehrere Diskursrealisationen, in denen es um die Ermittlung bzw. Bestätigung der Identität einer Schreiberin aufgrund von etwas Geschriebenem geht. In diesem Zusammenhang ist die Vorstellung einer unverwechselbaren, individuellen Handschrift zentral und wird entsprechend vorausgesetzt. Die *Stuttgarter Zeitung* (28.8.2002) berichtete im

109 Es ist also schlicht falsch, wenn die *NZZ am Sonntag* (1.9.2002) schreibt: »Handschriftlich – das verbürgt nichts mehr. Auch nicht juristisch.«

August 2002 von einem Brief, der in Kabul aufgetaucht war und mutmasslich von Osama Bin Laden stammte; ein Geheimdienst-Beamter gab damals zu Protokoll, dass das Geschriebene »sehr große Ähnlichkeit« mit Vergleichsschriftproben zeige. Einige Jahre später wurden im Kanton Aargau von einer unbekannten Person hunderte von obszönen Briefen verschickt. Da es der Polizei nicht gelang, den Täter[110] zu ermitteln, veröffentlichte sie das Bild eines Briefumschlags in der Hoffnung, »dass jemand die Handschrift des Urhebers kenn[e]« (*Südostschweiz*, 27.11.2010). Ebenfalls um ein obszönes und beleidigendes Schreiben von einer unbekannten Person und deren Handschrift geht es in einer Twitter-Konversation, die von *@BObrist* eingeleitet wurde (sie hat besagtes Schreiben erhalten, abfotografiert und gepostet; *@BObrist,* 7.11.2017).[111] *@sandroluescher* antwortete darauf:

> Ein ziemlich idiosynkratisches Schriftbild (geringelter i-Punkt, aber gestrichelte Umlautzeichen, eckiges U, Z ohne Mittelstrich). Sprachlich würde ich sagen: Kaum mehr als Grundschulausbildung. Sollte nicht allzu schwer sein, den Verfasser zu ermitteln. *(@sandroluescher,* 8.11.2017)

Hier wird wie in den Medienberichten auch explizit die Identifizierbarkeit einer Person durch Handgeschriebenes behauptet. Der Twitter-User verweist damit auf die Praxis der *Forensische Handschriftenuntersuchung* deren Gegenstand »die Analyse handschriftlicher Erzeugnisse aller Art zur Prüfung ihrer Echtheit, zur *Identifizierung des Schrifturhebers* sowie zur Ermittlung ihrer sonstigen Entstehungsbedingungen« ist (Michel 1996: 1036; Hervorhebung AG; vgl. auch Seibt 2008). Auf diese Untersuchungsmethode wird auch in einigen Berichten in den Massenmedien eingegangen.[112] Auf Twitter äusserte

110 Die Polizei ging damals davon aus, dass »es sich beim Verfasser der Schreiben um einen älteren Mann« handle (*Südostschweiz,* 27.11.2010). Obwohl das Geschlecht der Autorin also nicht geklärt ist (eine »Auflösung« des Falls ist im Korpus nicht dokumentiert und liess sich auch sonst nicht ermitteln), schien mir die Verwendung des generischen Femininums hier fehl am Platz.

111 Der Fall wurde von verschiedenen Medien aufgenommen, u. a. vom *Blick* (7.11.2017; http://bit.ly/2Cpvifv [22.10.2020]) und der *Aargauer Zeitung Online* (8.11.2017; http://bit.ly/2ETwqcI [9.10.2020]).

112 So zum Beispiel in der *Süddeutschen Zeitung* (12.4.2008), im *Tagesspiegel* (4.8.2012) und in einer Radiosendung auf *SR3* (23.1.2017).

sich zum »Tag der Handschrift« (s. o.) sogar das Bundeskriminalamt und vermeldete, dass dort mit dem »Forensischen Informationssystem Handschriften (FISH)« ein »zur Schriftanalyse [...] bislang einzigartiges System [...] entwickelt« wurde *(@bka,* 23.1.2018).

### 9.4.3 *#dieschrifthinterdemaccount*

Wieder stärker an den Teildiskurs über Testament und Unterschrift schliessen diverse Tweets an, die das Hashtag *#dieschrifthinterdemaccount* benutzen. Wie schon bei den Tweets zum »Tag der Handschrift« geht es auch hier darum, »sich zu zeigen«. Vielen Menschen twittern anonym, d. h. ihr Account ist nicht ihrem Klarnamen zugeordnet (d. h. dem gesetzlich gültigen Vor- und/oder Nachnamen), sondern wird unter einem Pseudonym geführt. Da aber jedes Mitglied von Twitter eindeutig über dieses Pseudonym identifizierbar ist, hat jede Userin (mindestens) eine eindeutige Identität innerhalb von bzw. auf Twitter (die mehr oder weniger stark an die »eigentliche« Identität geknüpft sein kann). Durch das Fotografieren und Veröffentlichen der »Schrift hinter dem Account« wird dieser Identität ein materieller Körper zugeordnet. Nur ein realer Mensch besitzt, so das Konzept, eine Handschrift – dafür aber *jeder* reale Mensch. Durch das Veröffentlichen des von »eigener Hand« Geschriebenen kann ohne die Preisgabe des Klarnamens eine Verbindung von virtueller und materieller Welt geschaffen werden. Bei der gezeigten Handschrift handelt es sich ja nicht um die »Handschrift *der Person* hinter dem Account«, sondern um die »Handschrift hinter dem Account«.

Ähnlich wie bei der Verwendung des Hashtags *#tagderhandschrift* wird auch im Fall von *#dieschrifthinterdemaccount* oft keine spezifische Nachricht verfasst, sondern lediglich das Hashtag selbst aufgeschrieben (allenfalls mit leichten Abwandlungen und/oder einigen ergänzenden Worten). Twitter-Userinnen *verfassen* im Zusammenhang mit dem Hashtag also oft keine Tweets, sondern sie realisieren Schrift und zeigen das Resultat: Das Geschriebene. Und damit, so die Vorstellung, sich selbst.

# 10 Motive, Topoi und Kollokationen im Diskurs zu Handschrift

Unabhängig von Anlass und Thema der einzelnen Medienberichte tauchen viele Aussagen und Vorstellungen darüber immer wieder auf, was Handschriftlichkeit ausmacht und was sie leistet. In diesen Passagen spiegelt sich das gesellschaftlich geteilte Wissen über das Schreiben von Hand. Wenn ich im Folgenden häufig vorkommende Metaphern, Analogien und Zuschreibungen beschreibe und kommentiere, geht es allerdings nicht darum, diese als kollektive Fantasien zu entlarven. Wenn über einen bestimmten Gegenstand berichtet wird, ist es erwartbar, dass die Argumentationen und Zuschreibungen sich gleichen. Es wäre sogar irritierend, täten sie es nicht (geht man von der Existenz vordiskursiver, voneinander abgrenzbarer Phänomene aus, muss es möglich sein, selbigen bestimmte Eigenschaften zuzusprechen). Metaphern, Erzählmuster und Sinnbilder entwickeln aber eine Eigendynamik, d. h. die Art der Beschreibung eines Phänomens bestimmt unsere Wahrnehmung davon (vgl. Spitzmüller 2005: 191–204). Das ist insofern nicht ganz unproblematisch, als dass »Sinnbilder im Prinzip weniger argumentieren, sondern eher erzählen wollen« und »für den Gebrauch in einem schlussfolgernden und argumentierenden Denken [...] ziemlich ungeeignet« (Köller 2012: 103) sind. Gerade in Berichten in den Massenmedien, die diskursiv eng verbunden sind, ist die Versuchung gross, immer die gleichen Metaphern zur Veranschaulichung zu benutzen. Dabei sind Sprachspiele wie ›die Handschrift kommt uns *abhanden*‹ und ›wir müssen die Handschrift *abschreiben*‹ – beide finden sich mehrfach im Korpus – noch am wenigsten problematisch. Andere Gleichsetzungen und Beschreibungsmuster haben jedoch starke Auswirkungen auf das, was Menschen über das Schreiben mit der Hand zu wissen glauben. Mit einer Metapher übernimmt man, quasi als blinde Passagierin, auch »das mit ihr verbundene Bündel von Schlussregeln« (Pielenz 1993: 108).

Es kann nicht das Ziel dieser Untersuchung sein, zu entscheiden, wo eine Zuschreibung durch das Phänomen selbst gestützt wird und wo sie rein diskursiver Natur ist. Das wäre auch unmöglich, zumal »das Phänomen der Ähnlichkeit bzw. der Analogie eine konstitutive Funktion für die Struktur unserer Wahrnehmungs- und Denkprozesse bzw. für unser ganzes geistiges Leben hat« (Köller 2012: 56). Anders gesagt: Wir können gar nicht anders,

als uns komplexen Dingen wie dem Schreiben von Hand über Metaphern, Sinnbilder und Zuschreibungen zu nähern (das betrifft entsprechend auch die vorliegende Untersuchung, in der ich zur Freilegung und Darstellung von Metaphern auf ebensolche zurückgreife bzw. zurückgreifen muss). Eine »pauschale Metaphernkritik [...] verkennt [...] die kommunikative und hermeneutische Leistung der Metaphern« (Spitzmüller 2005: 206) und ist den Diskursteilnehmerinnen gegenüber »nicht ganz fair« (ebd.: 204). In den folgenden Kapiteln soll der Versuch unternommen werden, ein differenziertes, »faires« Bild davon zu zeichnen, wie Handschreiben und Handschrift im Diskurs dargestellt werden.

Während die im Korpus dokumentierten Konzepte von Bedrohung und Renaissance, die in den ersten zwei Kapiteln näher beleuchtet werden (Kap. 10.1 und 10.2), sich recht undifferenziert auf alle Dimensionen der Handschriftlichkeit beziehen, geht es bei den übrigen Metaphern, Analogien und Topoi jeweils vor allem um einen Teilaspekt. Viele der Vorstellungen, die vor allem im Zusammenhang mit didaktischen Überlegungen auftauchen, beziehen sich explizit auf das Hand*schreiben* (Kap. 10.3). Konzepte, die auf Individualität und Persönlichkeit zielen, sind stärker mit Hand*schriften* verbunden (Kap. 10.4), jene, die sich um (Körper-)Spur und den Ausdruck von Emotionen drehen, mit Hand*geschriebenem* (Kap. 10.5; zur Begrifflichkeit s. o. Teil II).[113]

## 10.1 Die bedrohte Handschriftlichkeit

Motive, die insbesondere in der Einleitung von Medienberichten sehr häufig gebraucht werden, sind das »Verkümmern«, das »Aussterben« oder der »Verlust« des Schreibens von Hand. Alle drei Vorgänge werden stets vorgestellt

113 Bei dieser Zuordnung handelt es sich um eine analytische, die von mir vorgenommen wurde. Das heisst einerseits, dass die Autorinnen der einzelnen Diskursrealisationen diese Unterscheidung nicht explizit machen (was z. T. zu begrifflichen Schwierigkeiten, insbesondere beim Zitieren aus dem Korpus führt), und andererseits, dass viele Topoi und Metaphern sich konzeptionell nicht ausschliesslich auf einen der Bereiche (Schrift, Schreiben, Geschriebenes) beziehen. Dennoch halte ich es für möglich und sinnvoll, eine solche Zuordnung vorzunehmen.

als Prozesse, die noch im Gang, aber bereits weit fortgeschritten sind. Sowohl beim »Aussterben« als auch beim »Verkümmern« wird die Handschrift als ein lebendiger Organismus konzipiert, als etwas, das leben und sterben kann. Während die Metapher des »Aussterbens« an Diskurse um Tiere anknüpft (Kap. 10.1.1), klingt bei »Verkümmern« eher die Pflanzenwelt an (Kap. 10.1.2).[114] »Verlust« hingegen bezieht sich auf einen Besitz, der verloren gehen kann (Kap. 10.1.3).

### 10.1.1 Handschrift als aussterbende Spezies

Mehrere Berichte zum Schreiben mit der Hand stellen, zum Teil schon im Titel oder Lead, z.T. in Interviews, die Frage, ob »die Handschrift« (bald) aussterbe.[115] Andernorts wird ganz selbstverständlich an das Wissen angeschlossen, dass das Schreiben mit dem Stift in Gefahr ist, zumal es sich bei der Handschrift um eine »vom Aussterben bedrohte« »Kulturtechnik«, »Kommunikationsart«, »Kunst« oder gar »Spezies« handelt. Während das *Meininger Tagblatt* im Januar 2017 noch an die Leserinnen appellierte: »Lasst die Handschrift nicht aussterben« (*Meininger Tagblatt,* 23.1.2017), hielt die *Welt kompakt* bereits 2012 nüchtern fest: »Die Handschrift stirbt aus« (*Welt kompakt,* 13.8.2012). Insofern war bei dem Tweet, den der *Deutschlandfunk* 2018 zum »Tag der Handschrift« veröffentlichte, nur noch das Hashtag-Zeichen neu: »Die #Handschrift stirbt aus« *(@DLF,* 23.1.2018). Andere Medien wissen zu berichten, dass es »noch lange dauern [wird], bis die Handschrift ausgestorben sein wird« (*NZZ am Sonntag,* 10.1.2010), sie sind davon überzeugt, dass die Handschrift »überleben« wird – zumindest »vorerst« –, oder sie hoffen wenigstens darauf. Die Liste liesse sich fortsetzen. Die Konzeption des Hand-

114 Die Organismus-Metapher ist insbesondere in ihrer anthropomorphistischen und animistischen Ausprägung auch für die Konzeption von Sprache, also im Metasprachdiskurs, von grosser Bedeutung. So droht(e) in den Augen vieler Sprachbenützerinnen die deutsche Sprache angesichts der vielen Anglizismen »auszusterben« oder zu »verkümmern«, vgl. Spitzmüller 2005: 209–231.

115 In diesem Abschnitt wird aus folgenden Berichten aus dem Korpus zitiert: *Basler Zeitung,* 6.12.2011; *Sat1,* 22.10.2012; *Deutschlandfunk,* 26.8.2014; *Westdeutsche Zeitung,* 22.1.2018; *Deutsche Welle,* 22.7.2014; *Leipziger Volkszeitung,* 23.1.2016; *Nordwest-Zeitung,* 21.1.2017; *Stuttgarter Zeitung,* 1.12.2004; 10.5.2014; *Rheinische Post,* 10.1.2015; *Süddeutsche Zeitung,* 12.3.2018; *Coopzeitung,* 23.3.2018.

schreibens bzw. der Handschrift als lebendiges Wesen, dem früher oder später der Tod droht, zieht sich durch den gesamten im Korpus dokumentierten Diskursausschnitt. Diese metaphorische Verwendung von Leben und Sterben (bzw. vom Tod bedroht sein) ist schon fast nicht mehr als solche zu erkennen und inzwischen lexikalisiert: Der Duden führt neben den »Mammuts« denn auch »Mundart«, »Sitte« und »Handwerk« als Beispiele für Dinge an, die aussterben können (Duden Universalwörterbuch 2019: 244; wobei die Beispiele als »übertragen« markiert sind). Die Körper-Metapher, an die die Vorstellung einer ›lebendigen‹ Handschrift anschliesst, ist seit der Antike ausserordentlich produktiv und verbreitet (vgl. Merz-Benz & Wagner 2007). Das heisst aber nicht, dass sie ›unschuldig‹ bzw. unproblematisch ist. Das Schreiben von Hand und die daraus hervorgehenden individuellen Handschriften werden als lebendige Wesen konzipiert, für die man Empathie empfinden kann, für die die Menschen verantwortlich sind und die geschützt werden können und müssen (analog zum Erhalt bedrohter Tierarten). Ist die Handschrift erst einmal »ausgestorben«, so die Vorstellung, gibt es kein Zurück – weder Mammuts noch Dinosaurier lassen sich (jenseits des Hollywood-Kinos) wiederbeleben.

Obwohl man natürlich auch der Meinung sein kann, dass es »kein Grund zum Grämen« sei, dass die Handschrift »im Alltag langsam ausstirbt« (*Wirtschaftswoche,* 1.3.2015). Auch hier bieten die Körper- bzw. Tier-Metapher durchaus Halt, war es doch ›ganz natürlich‹, dass die Dinosaurier ausgestorben sind. So wie auf die Fauna der Kreide im Lauf der Zeit andere Tiere folgten, folgt nun das Tippen auf das Schreiben mit dem Stift, alles Teil von Evolution, Entwicklung und Fortschritt:

> Von Hand zu schreiben erscheint mir wie Feuer machen, Reiten oder Jagen: Grosse Kulturtechniken, die beim heutigen Stand des Fortschritts obsolet sind und eine Berechtigung nur noch als Spleen oder Liebhaberei haben. (*Sonntagszeitung,* 30.1.2011)

Noch deutlicher wird diese Verbindung vom ›Aussterben‹ des Handschreibens und der Evolution in einem Tweet von *@ExilRudi:* »Lächerlich[,] dass an Schulen immer noch Schreiben (von Hand) unterrichtet wird, kommt mal aus der Kreidezeit raus!« (*@ExilRudi,* 19.9.2017).

### 10.1.2 Verkümmern von Handschrift, Sprache und Gehirn

»Die Handschrift verkümmert«, titelte die *NZZ am Sonntag* im Frühling 2015 (*NZZ am Sonntag,* 1.3.2015) und zeichnete damit ein Bild, das auch von anderen Medien immer wieder verwendet wird.[116] Während man eine vom Aussterben bedrohte Handschrift retten kann und muss, bereitet eine verkümmernde Handschrift Kummer (wie schon die Wortherkunft impliziert) und benötigt Pflege. Pflanzen verkümmern, wenn man sie nicht regelmässig giesst. Auch hier ist die Übertragung längst lexikalisiert: Ein »Talent« kann gemäss Duden verkümmern, d. h. »ungenutzt bleiben u. daher schwinden, verloren gehen« (Duden Universalwörterbuch 2019: 1932).

Im Diskurs wird das Schwinden der Handschriftlichkeit zudem als Symptom oder Vorläufer des Verkümmerns anderer Kompetenzen und Eigenschaften von Menschen konzipiert: »Das verkümmerte Schriftbild ist ein Spiegel für das Verkümmern der Sprache« (*NZZ am Sonntag,* 1.3.2015) und: »Hochschullehrer beobachten, wie nicht nur die Handschrift verkümmert, sondern mit ihr auch die sprachliche Virtuosität, die Grammatikkenntnis, das Gefühl für Sprache« (*Basler Zeitung,* 15.1.2016). Gemäss *mdr* (12.1.2018) kommt es sogar noch schlimmer: »Ohne Schreibschrift verkümmert das Gehirn.« Das Schreiben mit dem Stift ist in dieser Vorstellung Teil einer Kette von Fähigkeiten, geht sie verloren, gehen auch jene Dinge verloren, die mit ihr verbunden sind: Grammatikkenntnis, Sprache, Denken.

### 10.1.3 Verschwinden, Enden und Verlieren der Handschrift (wegen der »Tipperei«)

Die Paraphrase des Dudens zum »Verkümmern« eines »Talents« (s. o.) steckt das Wortfeld ähnlicher Beschreibungen im Korpus recht gut ab: Im besten Fall ist es nur die »Bedeutung der Handschrift«, die »schwindet«, häufig ist

116 So zum Beispiel: *Sonntagszeitung,* 30.6.2002; *Der Standard,* 3.8.2002; *Financial Times Deutschland,* 9.12.2005; *Bilanz,* 24.9.2010; *Sächsische Zeitung,* 8.6.2013; *St. Galler Tagblatt,* 4.11.2014; *Deutsche Welle,* 9.4.2015; *Zürichsee-Zeitung,* 4.3.2017; *Coopzeitung,* 20.3.2018.

sie es aber gleich selbst; sie »verschwindet«, »geht verloren « oder »endet«.[117] Auch in den Berichten, die mit diesen Begriffen arbeiten, begrenzt sich der »drohende Verlust« nicht auf das »Kulturgut Handschrift«, der Mensch an sich ist betroffen: »Die Handschrift verschwindet – und mit ihr ein Teil von uns« (*Zürichsee-Zeitung*, 4.3.2017). Schuld an diesem »Verlust« sind die Antipoden des Handschreibens, »die Tipperei«, »die Internetgesellschaft« oder die »neuen Medien«. Gemäss *NZZ* wird die Handschrift »von einer neuen Technik liquidiert« (*NZZ*, 29.1.2000).

Das Bild des verschwindenden Handschreibens fügt sich in all seinen Ausprägungen nahtlos in andere, grössere Diskurse ein. So benutzt z. B. die Kommunikationswissenschaftlerin Miriam Meckel im Titel ihres Buchs *Wir verschwinden. Der Mensch im digitalen Zeitalter* (Meckel 2013) dieselbe Begrifflichkeit und impliziert die gleiche Kausalität wie der hier beschriebene Diskursausschnitt (»verschwinden« aufgrund des »Digitalen«). Meckel geht in ihrem Essay auch auf das Schreiben von Hand ein und ist überzeugt, dass sich in seiner Körpergebundenheit etwas zeigt, das »für die Digitalisierung unseres Lebens in vielfacher Hinsicht bedeutsam« ist: »Wo wir uns immer mehr vom Materiellen, von der im Wortsinne fassbaren, auch körperlichen Erfahrung trennen, da ändert sich unsere Wahrnehmung« (Meckel 2013: 29; zu den darin anklingenden Konzepten s. u. Kap. 10.3.3 und 10.4).

Neben den in den letzten Kapiteln erläuterten, im Korpus häufig vorkommenden Formulierungen vom Aussterben, Verkümmern und Verschwinden/Verlieren des Handschreibens, tauchen vereinzelt auch andere Metaphern derselben Stossrichtung auf: So wird vom »Niedergang« der Handschrift berichtet, davon, dass sie »zurückgedrängt« wird, »auf dem Rückzug« ist oder »untergeht«.[118] Um Letzteres zu verhindern, wollen »Experten« dann, passend zum maritimen Bild, »gegensteuern«.

117 In diesem Abschnitt zitiere ich aus den folgenden Berichten: *Sonntagszeitung*, 27.7.2003; 19.3.2006; *NZZ*, 15.2.2010; 16.3.2017; *Bilanz*, 24.9.2010; *Gießener Anzeiger*, 21.9.2012; *Trierischer Volksfreund*, 22.9.2012; *Sächsische Zeitung*, 8.6.2013; *Stuttgarter Zeitung*, 10.5.2014; *St. Galler Tagblatt*, 4.11.2014; *Die Presse*, 24.12.2014; *NZZ am Sonntag*, 1.3.2015; *Mitteldeutsche Zeitung*, 17.4.2015; *Tages-Anzeiger*, 7.1.2016; *Das Magazin*, 24.9.2016; *FAZ*, 26.8.2017.

118 Beispiele aus: *NZZ*, 3.1.2007; *Hamburger Abendblatt*, 20.8.2011; *SWR*, 27.1.2015; *Aachener Zeitung*, 18.2.2016; *Wirtschaftswoche*, 20.2.2016.

Alle hier erwähnten Kollokationen gleichen sich darin, dass sie das Bild einer Bedrohung zeichnen, der sich das Handschreiben im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Veränderungen gegenübersieht.

## 10.2 Handschriftlichkeit überlebt oder wird neu geboren

Fast im selben Umfang, in dem im Korpus eine Bedrohung des Schreibens mit dem Stift angesprochen wird, finden sich auch Aussagen dazu, dass die Handschrift »überleben« werde, dass sie eine »Renaissance« oder ein »Comeback« erlebe, dass sie »gerettet« oder sogar »im Trend« sei.

### 10.2.1 Überleben der Handschrift

Die Frage, ob die Handschrift vom Aussterben bedroht ist, leitet eine Vielzahl von Medienberichten im Korpus ein oder taucht in Interviewfragen auf. Ebenso häufig wie diese Bedrohungslage als aussichtslos geschildert wird, findet sich auch die Prognose, dass »die Handschrift nicht aussterben« werde, »auch wenn heute die halbe Welt nur noch auf Displays tippt oder darüber wischt« (*ZDF,* 23.1.2018).[119] Parallel zur Negation des Aussterbens findet sich auch die positive Formulierung: Die Handschrift werde sich zwar »verändern«, aber sie werde »überleben« (*Salzburger Nachrichten,* 8.6.2013) und zwar »überall, wo ihr etwas eigen ist, was von Maschinen ausgegebene Schriften nicht haben – ästhetische Schönheit, private Anmutung, emotionale Wucht« (*Süddeutsche Zeitung,* 10.2.2012; zu den einzelnen Zuschreibungen s. u. Kap. 10.4.2 und 10.5.2). Schliesslich habe sie auch »die Schreibmaschine überlebt«, heisst es in der *Stuttgarter Zeitung* (15.5.2014), und das *St. Galler Tagblatt* (16.1.2015) titelt im Zusammenhang mit handgeschriebenen Ansichtskarten: »Totgesagtes lebt oft länger«.

119 Dieselbe oder sehr ähnliche Formulierungen findet sich auch in: *St. Galler Nachrichten,* 10.3.2013; *Salzburger Nachrichten,* 8.6.2013; *Leipziger Nachrichten,* 4.12.2015; *Kurier am Sonntag,* 3.11.2013.

### 10.2.2 Comeback, Renaissance und Trend

Die Aussage, Handschriftlichkeit werde überleben bzw. nicht aussterben, schliesst an die oben bereits erwähnte Vorstellung an, das Handschreiben sei mit Prozessen konfrontiert, die es bedrohen und gegen deren Einflüsse es entweder immun sein kann oder nicht. Im Gegensatz dazu suggeriert die Rede von einem »Comeback« von Handschriftlichkeit eine Prozessumkehr; die Bedrohung ist überwunden.[120] Der im Korpus häufig dokumentierte Begriff der »Renaissance« ist sogar noch radikaler, impliziert er doch, dass der Vorgang des (Aus-)Sterbens bereits abgeschlossen sei: Handschrift war tot, nun wird sie ›wiedergeboren‹. Selbst wenn man die Bezugnahmen auf den so bezeichneten historischen Zeitraum ausschliesst, taucht »Renaissance« in den dokumentierten Diskursrealisationen häufig auf: Ein Dutzend Texte im Korpus sprechen von einer »Renaissance« der Handschrift,[121] nimmt man die Verwendung des deutschen (»Wiederbelebung«) und des englischen Äquivalents (»Revival«) sowie Umschreibungen wie »die Handschrift sogar wieder neu beleben« (*Stern*, 18.11.2015) hinzu, sind es sogar noch mehr.

Die Wiedergeburt wird meist mit speziellen Arten des Schreibens von Hand wie Kalligraphie, Handlettering oder Tafelmalerei in Verbindung gebracht (s. o. Kap. 9.3.4), bezieht sich auf Firmen, die mit Roboterarmen Handschriftlichkeit emulieren, oder auf das Schreiben mit dem Stift auf elektronischen Geräten wie Tablets (s. o. Kap. 9.1). Wird der Begriff mit dem Handschreiben an sich verknüpft, geht es häufig um eine neue Werthaltung ihm gegenüber. ›Neu geboren‹ wird Handschriftlichkeit also in einer anderen Form, was zu der ursprünglich in religiösen Kontexten entwickelten Vorstellung von Wiedergeburt passt.

Im Gegensatz dazu wird eher ein ökonomisches Frame aufgerufen, wenn davon die Rede ist, dass die Handschrift »im Trend« sei oder »boome«. Die

120 Die Rede vom »Comeback der Handschrift« taucht in vier Medienberichten im Korpus auf, bei zwei davon im Titel: *Berner Zeitung*, 22.3.2010; *St. Galler Tagblatt*, 10.3.2013; *brand eins*, 27.2.2015; *Hannoversche Allgemeine Zeitung*, 5.5.2017.

121 Namentlich: *Der Standard*, 3.8.2002; *Sonntagszeitung*, 2.3.2003; *Generalanzeiger*, 23.12.2006; *Spiegel*, 10.1.2011; *St. Galler Tagblatt*, 10.3.2013; *SRF*, 29.9.2014; *brand eins*, 27.2.2015; *Süddeutsche Zeitung*, 5.11.2016; *OTS Presseagentur*, 16.1.2017; *Neue Westfälische*, 6.2.2017; *Tages-Anzeiger*, 10.12.2005; *SZ Magazin*, 10.2.2012.

Diskursrealisationen, die diese Begriffe verwenden, sind entsprechend oft Teil von stark wirtschaftlich ausgerichteten Texten, die z. B. davon berichten, dass »auch Apple [...] den Trend zur Handschrift aufgegriffen« (*Der Standard*, 3.8.2002) habe oder dass »die Absatzzahlen der Patronenfüller im anhaltenden Tintenboom wieder stetig steigen« (*Sonntagszeitung*, 2.3.2003).

## 10.3 Handschreiben: Motorik und Denken

Wenn es um das Hand*schreiben* geht, ist im Diskurs oft von der »Motorik« bzw. der »Feinmotorik« der Schreiberinnen die Rede (insbesondere mit Blick auf den Schreibkompetenzerwerb): Sie sei es, die für eine »flüssige Handschrift« benötigt werde (wobei eigentlich gerade nicht auf eine *Schrift*, sondern auf das *Schreiben* referiert wird). Das Schreiben von Hand schule umgekehrt aber auch die Feinmotorik (Kap. 10.3.1). Und nicht nur das; es hilft, gemäss den Medienberichten, auch beim Denken und vor allem beim Erinnern von Gedachtem (Kap. 10.3.2). Dass die Schriftrealisation von Hand mehr Zeit benötigt als das Tippen, wird dabei oft als Vorteil gesehen (Kap. 10.3.3).

### 10.3.1 Handschreiben, die Förderung der Feinmotorik und unterschiedliche Grundhaltungen

Schreiben ist ein motorischer Prozess, zumal es sich bei Motorik um die »Gesamtheit der aktiven, vom Gehirn aus gesteuerten, koordinierten Bewegungen des menschlichen Körpers« handelt (vgl. Duden Universalwörterbuch 2019: 1242). Das betrifft grundsätzlich jede Art des Schreibens, auch das Tippen. Die »Feinmotorik« hingegen, also die »besondere, differenzierte Motorik« (Duden Universalwörterbuch 2019: 601), wird vor allem beim Schreiben mit dem Stift gebraucht und geschult – darin sind sich die in den Medienberichten zitierten Expertinnen einig:

> ›Untersuchungen zeigen, dass Kinder, die mit der Hand schreiben, eine bessere Koordinationsfähigkeit und Feinmotorik haben. Beim Schreiben werden die Finger in komplexen Bewegungen bewegt, beim Tippen dagegen müssen sie immer nur hoch und runter. Eine

> völlig stupide Bewegung‹, erklärt Silke Heimes, Ärztin und Leiterin des Instituts für kreatives und therapeutisches Schreiben. (*Süddeutsche Zeitung,* 5.11.2016)

Dass Handschreiben im Gegensatz zum Tippen ein komplexer, *feinmotorischer* Vorgang ist, kann anhand der im Korpus dokumentierten Diskursrealisationen als geteiltes gesellschaftliches Wissen festgemacht werden.[122] Wie genau dieser Prozess abläuft, ist Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen, wie Christian Marquardt vom Schreibmotorik-Institut 2014 gegenüber dem *Deutschlandfunk* festhielt:

> Wir machen seit 25 Jahren Grundlagenforschung im Bereich Handschrift, Handschreiben, und wir haben dazu ein Instrumentarium, mit dem wir die Schreibmotorik messen können. Das heißt, wir fragen uns, was ist denn Schreiben überhaupt. (*Deutschlandfunk,* 27.5.2014)

Weitgehend einig sind sich die Diskursteilnehmerinnen darin, dass sich Qualität und Anspruch des Vorgangs Handschreiben je nach zu realisierender Schrift unterscheiden. Umstritten ist, worin diese Unterschiede genau bestehen und wie sie zu werten sind. Während verbundene Schriften wie die *Schnürlischrift* in den Augen der einen Expertinnen »die Muskeln beim Schreiben verkrampfe[n]« (*St. Galler Tagblatt,* 22.9.2013) und deshalb für den Schreibkompetenzerwerb nicht taugen, sind andere sicher, dass die »verbundene Handschrift […] die Feinmotorik der Kinder« schule und, gerade *weil* sie »motorisch komplexer« ist, »auch die kognitive Entwicklung besser«

122 Wie wichtig die Feinmotorik für die Konzeption des Schreibens mit der Hand ist, zeigt sich auch in einer Umfrage zu den Schreibschwierigkeiten von Schülerinnen: Die befragten Lehrerinnen nannten dabei als Hauptursache die »schlechte Feinmotorik« und erst an dritter Stelle die sonst gern zitierte »fortschreitende Digitalisierung der Kommunikation« (hier müsste allerdings die Kausalitätshierarchie geklärt werden: Die »Digitalisierung« könnte – wie verschiedentlich im Korpus impliziert – ja der Grund für die »schlechte Feinmotorik« sein, so dass eine Gegenüberstellung der beiden Gründe wenig Sinn ergibt; die Studienergebnisse sind zugänglich über https://bit.ly/2qT2Rlk [22.10.2020]. Vgl. auch: *Hannoversche Allgemeine Zeitung,* 5.5.2017). In einer Folgestudie von 2019 rangiert die »schlechte Motorik und Koordination« bei den Gründen für die Schreibschwierigkeiten an zweiter Stelle hinter »zu wenig Routine« (vgl. https://bit.ly/376kXBe [22.10.2020]).

fördere (*spektrum.de,* 19.5.2015). Sowohl die Befürworterinnen wie die Gegnerinnen von *Grund-* und *Basisschrift* argumentieren also mit biologischen Konzepten und verweisen auf wissenschaftliche Erkenntnisse. In Medienberichten, die für einen Erhalt von verbundenen Schreibschriften eintreten, findet sich zudem häufig das bereits erwähnte, negativ konnotierte Bild der »Erleichterungspädagogik« (s. o. Kap. 9.2.2). Das Argument der *Grund-/Basisschrift*-Befürworterinnen, dass die neuen Schriften motorisch einfacher zu realisieren seien, wird von den Gegnerinnen aufgegriffen, bestätigt und umgedeutet: »Die Reformer etwa annoncieren eine ›Entlastung der Feinmotorik‹ durch Vereinfachungen der Schreibschrift, als sei dies etwas Gutes« (*NZZ,* 16.8.2011). Hier wird das Frame von *verwöhnten Kindern* aufgerufen und die Abschaffung verbundener Schreibschriften als ein Gesellschaftssymptom verstanden: »Wir leben in einem Zeitalter, das es vorzieht, den leichteren Weg zu gehen, statt sich durchzubeißen. Wenn motorische Fähigkeiten abnehmen – weg mit der Schreibschrift« (*General-Anzeiger,* 14.1.2015).[123] So wie eine Medizin bitter schmecken muss, wenn sie helfen soll, müssen Fähigkeiten durch harte Arbeit erworben werden. Während diejenigen, die sich für verbundene Schreibschriften einsetzen, also moralisch besetzte, protestantisch geprägte Kritik am Zeitgeist üben, argumentieren die Befürworterinnen der unverbundenen oder teilverbundenen Schriften mit ökonomisch geprägten Begriffen und Metaphern der Entwicklung und Modernisierung:[124] Verbundene Schriften seien »einfach nicht mehr zeitgemäss« (*Tages-Anzeiger,* 18.2.2008), gehorchten »einer antiquierten Ästhetik« (*NZZ,* 3.1.2007) und seien in einer Zeit entstanden, als »noch mit Feder und Tinte« geschrieben wurde; mit »den modernen Füllfederhaltern« erübrige »sich die Schnürlischrift« (*St. Galler Tagblatt,* 22.9.2013). Es gelte, die »überfüllten Lehrpläne« zu »straffen« (*Zofinger Tagblatt,* 7.3.2010): Anstelle von zwei Schriften müsse mit *Basis-* bzw. *Grundschrift* nur noch eine gelernt werden, ausserdem sei sie »leichter und schneller zu lernen« (*Tages-Anzeiger,* 18.2.2008).

123 Sozialdisziplinierende Argumente haben in der Diskussion um die richtige Schulschrift allerdings eine lange Tradition, vgl. Polenz 1996: 278–279.

124 Mit der Vorstellung einer Entwicklung bzw. Evolution des Handschreibens bzw. der persönlichen Handschrift wird an die Organismus-Metapher angeknüpft, die bei der ›aussterbenden‹ oder ›*überlebenden*‹ Handschrift zentral ist, s. o. Kap. 10.1.1.

Bei näherer Betrachtung der im Korpus enthaltenen Berichte, die sich auf das Schreiben von Hand als feinmotorischen Vorgang beziehen, wird deutlich, dass die Positionen weniger mit dem Schreiben von Hand als mit grundsätzlichen Haltungen zu gesellschaftlichen Entwicklungen zusammenhängen: Die progressive Seite glaubt an den Fortschritt (und befürwortet *Basis-* bzw. *Grundschrift*), die konservativen Gegnerinnen zeichnen sich durch Kulturpessimismus aus und möchten Reformen verhindern – zumal die ohnehin bereits als schlecht empfundene Situation sich durch sie nur verschlimmern würde. Augenfällig wird diese Position in einer Aussage von Josef Kraus, dem ehemaligen Präsidenten des Deutschen Lehrerverbands, im Zusammenhang mit dem Streichen der Schreibschrift aus dem finnischen Lehrplan (s. o. Kap. 9.2.3): »Das ist der Kniefall vor der fortschreitenden motorischen Verarmung unserer jungen Leute« (*DPA*, 13.1.2015).

## 10.3.2 Flüssiges Schreiben als Ideal

Fester Bestandteil der Konzeption des Schreibens als komplexer, feinmotorischer Vorgang ist die Metapher des *flüssigen* Schreibens. Diese funktioniert einerseits über die metonymische Verschiebung der Flüssigkeit des Schreibstoffes (z. B. der Tinte) auf die Bewegung des Stiftes und also der Hand.[125] Andererseits ist die Übertragung des Fliessens von Flüssigkeiten auf gleichmässige, nicht stockende (Fort-)Bewegungen feststofflicher Dinge verbreitet (z. B. der ›fliessende Verkehr‹). Das gilt im Übrigen ganz allgemein für Wasser- und Fluss-Metaphern, insbesondere auch im Zusammenhang mit Sprache: eine Person spricht *fliessend* Italienisch oder ihr Rede*fluss* nimmt kein Ende.[126] Im

125 Sonja Neef (2008: 76) schreibt mit Blick auf die Kurrentschrift: »*Currere* heißt wörtlich ›fließen‹ und bezieht sich auf Wasser und Flüsse wie auf Handschrift/Kurrentschrift«. Wörtlich wäre *currere* allerdings eher mit ›laufen‹ oder ›rennen‹ zu übersetzen (was Neef ebenfalls tut). Bei der Übersetzung als »rinnen« (z. B. in *aqua currens*) handelt es sich bereits um eine Übertragung (vgl. Georges 2013 [1913]: 1422). Zweifellos sind die Metaphern der ›rennenden Schrift‹ (*Kurrentschrift* oder *Kursive*) und des ›flüssigen Schreibens‹ eng verwandt, zumal die angesprochenen Frames gut zusammenpassen und sich z. T. überschneiden; im Deutschen kann man das beispielsweise am Kompositum »Flusslauf« gut erkennen.

126 Wie wichtig die Metapher einer ›flüssigen‹ Sprache für viele Formen der Sprachkonzeption ist, zeigt sich auch in der Diskussion um maschinelle Übersetzung, wo der übersetzte Text »flüssig zu lesen« sein

Zusammenhang mit Schreiben ist die Metapher des Fliessens bzw. des Flusses eindeutig positiv konnotiert.

Wie schon beim Ausdruck »Feinmotorik« beziehen sich Diskursakteurinnen mit sehr unterschiedlichen Positionen auf das Ideal des flüssigen Schreibens und versuchen es für ihre Argumentation zu vereinnahmen. Insbesondere im Teildiskurs zum Schreiben in der Schule können »Feinmotorik« und »flüssiges Schreiben« also als Fahnenwörter bezeichnet werden; sie dienen als positiv besetzte Schlagwörter, die »wie eine Fahne wirken, die man hoch hält und ins Feld führt« (Hermanns 2012: 167, siehe auch Schröter 2016). Gemäss Verfechterinnen der verbundenen Schreibschrift hat diese »den Vorteil, dass es eine flüssige Bewegung ist« (*Euronews,* 27.2.2015); eine »Schreibschrift« habe »etwas mit dem Fluss des Lebens zu tun« (*General Anzeiger,* 19.1.2015). Genau das bestreitet die Gegenseite; »die Verbundenheit der einzelnen Buchstaben« gehorche »nicht Kriterien des Schreibflusses« (*NZZ,* 3.1.2007). Auffällig ist, dass sogar in der Gegenüberstellung von Handschreiben und Tastaturschreiben beide Seiten mit flüssigem Schreiben argumentieren. So begründete Finnland im Januar 2015 die Streichung der verbundenen Schulschrift aus dem Lehrplan ausgerechnet damit, dass es »eine wichtige nationale Kompetenz« sei »*flüssig tippen* zu können« (*spektrum.de,* 19.5.2015; Hervorhebung AG).

Die Vorstellung, ein Schreibvorgang verlaufe im besten Fall flüssig, ist nicht nur eng mit dem Begriff der »Feinmotorik« verbunden, sie wird im Diskurs sehr häufig auch mit dem menschlichen Denken in Verbindung gebracht: »Nur mit einer echten Schreibschrift könne ein Schreiber seine Gedanken fliessen lassen, betont [Grundschulpädagogin Ute] Andresen.« (*Frankfurter Rundschau,* 24.6.2014). Die Vorstellung, dass Gedanken fliessen, ist ebenso verbreitet wie jene des fliessenden Schreibens; beide sind in den Komposita »Gedankenfluss« und »Schreibfluss« lexikalisiert.[127] Diese meta-

muss, vgl. Bubenhofer & Dreesen 2019: 33–34. Zur Konzeption von Sprache als Fluss allgemein vgl. Köller 2012: 343–360.

127 Während der »Gedankenfluss« sich schon länger im *Duden* findet (vgl. Duden Universalwörterbuch 2019: 691), suchte man »Schreibfluss« bis vor kurzem noch vergeblich (vgl. Duden Universalwörterbuch 2015). – Erst in der Ende 2019 erschienenen 9. Auflage des *Duden Universalwörterbuchs* hat der »Schreibfluss« einen eigenen Eintrag: Seine Bedeutung wird dort u. a. als »flüssiges Schreiben mit der Hand« paraphrasiert und mit folgendem Beispiel illustriert: »der S[chreibfluss] hängt auch von Buchstabenform und Schreibgerät ab« (vgl. Duden Universalwörterbuch 2019: 1587).

phorische Parallelität dürfte dafür mitverantwortlich sein, dass im Diskurs um das Handschreiben sehr häufig eine Verbindung zwischen Denken und Schreiben konstatiert wird. Da in den Diskursrealisationen auch die Feinmotorik mit dem Denken verknüpft wird, sind Aussagen, in denen alle drei Begriffe bzw. Konzepte vorkommen, nicht selten:

> Mit der verbundenen Schrift wird die *Feinmotorik* trainiert und man erreicht gleichzeitig ein weiteres wichtiges Ziel: eine schöne, *flüssige* Handschrift, die sich mit der Zeit zu einer ganz persönlichen entwickelt und den *Fluss der Gedanken* fördert. (*Basler Zeitung,* 19.1.2016; Hervorhebungen AG)

### 10.3.3 Höhere Denk- und Merkleistung durch Handschreiben

Das Handschreiben allgemein, insbesondere aber die Feinmotorik (Kap. 10.3.1) und das fliessende Schreiben (Kap. 10.3.2), wird argumentativ häufig mit dem menschlichen Denken oder genauer: dem Gehirn verknüpft. Dazu finden sich im Diskurs bzw. Korpus oft relativ allgemeine und nicht näher spezifizierte Aussagen wie: »Der direkteste Weg vom Kopf auf das Papier geht über die Handschrift« (*Basler Zeitung,* 2.10.2015) oder »Wer mit dem Stift schreibt, denkt klarer« (*Die Zeit,* 9.7.2015). Es lassen sich darüber hinaus häufig verwendete Motive ausmachen, mit denen die Spezifik des Handschreibens erfasst bzw. beschrieben wird: Fast alle laufen darauf hinaus, dass beim Schreiben von Hand »die [...] Leistung des Gehirns höher« sei als beim Tippen (*Süddeutsche Zeitung,* 27.11.2015). Diese Aussage bezieht sich entweder ganz allgemein auf die Leistung oder Leistungsfähigkeit des Gehirns oder aber speziell auf ein besseres Erinnerungsvermögen.

Als Indiz oder Beweis für diese grundsätzlich positiv gewerteten Befunde wird angeführt, dass beim Handschreiben mehr Hirnregionen aktiv seien als beim Tippen. Die entsprechenden Ausführungen unterscheiden sich dabei bezüglich Länge und Vokabular. Einige Medienberichte verwenden (neurowissenschaftliche) Fachwörter und sprechen z. B. vom »prämotorischen Cortex«, von »plurimodal«, vom »Broca-Areal« und dem »Kernspintomogra-

fen«,[128] andere arbeiten stärker mit Sinnbildern wie der »bessere[n] Verdrahtungen im Gehirn« (*Süddeutsche Zeitung,* 12.4.2008).[129] Argumentativ gleichen sich die Berichte aber stark und auch die, die ohne allzu viel Fachwortschatz auskommen, haben einen betont naturwissenschaftlichen Duktus:[130]

> Aber wir sind einfach auch von der Evolutionsbiologie her so[,] von unserem Gehirn so angelegt, dass aufgrund von Synapsenverschaltungen im Gehirn, die durch Bewegung entstehen, einfach auch eine höhere Denkleistung entsteht, beziehungsweise wir können uns die Sachen viel besser merken, wenn wir es mit fein differenzierten Bewegungen aufnotiert haben. (*Deutschlandfunk,* 23.1.2015)

Oft ist die Konklusion, dass sich Menschen geistig mehr anstrengen müssen, wenn sie mit der Hand schreiben, als wenn sie tippen, und dass diese zusätzliche Anstrengung auch mehr oder bessere Resultate liefert: »Wer mit der Hand schreibt, konzentriert sich mehr, kann sich Inhalte besser merken und denkt effizienter über die Struktur des Inhaltes nach« (*Allgemeine Zeitung Mainz,* 26.9.2015). Es wird also dasselbe Motiv aufgerufen, das schon in der Diskussion um die Feinmotorik von Bedeutung war (s. o.): Von nichts kommt nichts. In dieses Bild passt auch die Konzeption des Handschreibens als eine Art Trainingsprogramm für das Gehirn (»bis ins hohe Alter«; *Basler Zeitung,* 15.1.2016): »Schreibschrift ist mehr als schönes Schreiben. Dabei werden Synapsen im Gehirn trainiert« (*Bild am Sonntag,* 7.6.2015; vgl. auch: *Rheinische Post,* 10.1.2015). Das Schreiben mit der Hand hilft also dabei, geistig fit zu bleiben und sorgt dafür, dass die »dafür zuständigen Hirnregionen wachsen« (*Sonntagsblick,* 28.8.2011).

Weniger stark an Leistung geknüpft, aber auch mit der Idee verbunden, dass mehr Aufwand bessere Resultate bringt, sind Diskursrealisationen, die vom Vorteil der Langsamkeit des Handschreibens berichten (insbesondere im Kontrast zu Schlagwörtern wie »Informationsflut« und »ständige Erreichbar-

128 Vergleiche *Frankfurter Rundschau,* 11.1.2013; *Berliner Zeitung,* 10.6.2014; *Die Zeit,* 3.12.2017.

129 Zu den gängigen Metaphern im Zusammenhang mit dem menschlichen Gehirn vgl. Goschler 2008.

130 Darauf, dass eine Reduktion des menschlichen Denkens auf neurobiologische oder chemische Abläufe problematisch ist, machten schon vor über zwanzig Jahren Peter Koch und Sybille Krämer aufmerksam (vgl. Koch & Krämer 1997).

keit«): Wenn man mehr Zeit brauche, um etwa zu notieren, müsse man sich intensiver damit befassen und könne sich das Geschriebene entsprechend besser merken (vgl. z. B. *NZZ am Sonntag*, 1.3.2015; *Deutsche Welle*, 24.9.2012; *Giessener Anzeiger*, 21.9.2012). Durch den grösseren Aufwand, den eine allfällige Korrektur des Geschriebenen verursache, werde dieser Aspekt noch verstärkt.

Dem eher entgegengesetzt sind Vorstellungen, die von einer direkten Verbindung zwischen »Gedanken und ihrer schriftlichen Umsetzung« ausgehen (*Hamburger Abendblatt*, 19.5.2007) oder davon, dass »Handschrift [...] ein direkter Draht ins Gehirn« sei (*Süddeutsche Zeitung*, 12.4.2008). Hier geht es genau nicht darum, dass etwas besonders anstrengend sein muss, um gut zu sein, im Gegenteil: der direkte und effizienteste Weg ist der beste. Betont naturwissenschaftlich formuliert findet sich diese Vorstellung in einem Artikel der *NZZ am Sonntag* (1.3.2015): Das Phänomen, dass das »Schreiben von Hand [...] uns beim Denken, beim Erinnern und Verstehen« hilft, wird darin von einem Neurowissenschaftler damit erklärt, »dass sich die neuronalen Netzwerke, die im Hirn für das Schreiben von Hand relevant sind, alle auf einer Hemisphäre befinden«. Das mache die Informationsübermittlung effizient. Wenn wie beim Tippen mit zwei Händen »Informationen aber von einer Seite auf die andere Hirn-Hemisphäre fliessen müssen, wird es kompliziert, da es nur wenige Verbindungen zwischen den beiden Hemisphären gibt. Sie wirken wie ein Flaschenhals« (*NZZ am Sonntag*, 1.3.2015).

Unabhängig davon, welchem Narrativ sich die einzelnen Medienberichte zuordnen lassen, die darin beschriebenen Auswirkungen des Schreibens von Hand auf das menschliche Gehirn werden stets positiv gewertet. Nicht nur hinsichtlich des Gedächtnisses, sondern auch mit Blick auf die Kreativität, die Vorstellungskraft und die Intelligenz werden positive Effekte proklamiert. Kinder hätten dank des Schreibens mit dem Stift »besser entwickelte Hirne« (*Stuttgarter Zeitung*, 10.5.2014), da sie »anders denken lernen, nämlich stärker logisch und schlussfolgernd« (*Deutsche Welle*, 24.9.2012). Ohne Handschriftlichkeit drohe die »digitale[] Demenz« (*Rheinische Post*, 14.9.2012) und der Verlust »neurobiologische[r] Vernetzungen des Nervensystems« (*Sächsische Zeitung*, 8.6.2013). In diesen Kontext ist auch das populärwissenschaftliche Buch mit dem sprechenden Titel *Wer nicht schreibt, bleibt dumm. Warum unsere Kinder ohne Handschrift das Denken verlernen* einzuordnen (vgl. Schulze Brüning & Clauss 2017; siehe schon oben Anm. 88).

Gestützt wird das allgemeine Lob des Schreibens mit der Hand u. a. auf die persönlichen Erfahrungen der Journalistinnen und Expertinnen und auf die damit verbundene Vermutung, dass diese Erfahrungen mit jenen der Leserinnen übereinstimmen: »Denn was wir alle wissen, ist, dass sich Dinge noch besser erinnern lassen, wenn ich sie mitgeschrieben habe, als wenn ich sie eintippe« (*Deutschlandfunk*, 10.11.2017). Oft wird als Beweis für die positiven Effekte aber auch auf (mehr oder weniger) gesicherte naturwissenschaftliche Erkenntnisse verwiesen.[131] Kritische Stimmen zum Zusammenhang von Denken und Handschreiben sind im Korpus nur sehr vereinzelt dokumentiert:

> Für die Aussage, dass sich das Gehirn dadurch [d. h. durch das Schreiben in ›Schreibschrift‹, AG] insgesamt besser entwickelt, gibt es aber keine wissenschaftlichen Beweise. Das könnte ja auch alles Mögliche heißen. Etwa, dass man besser rechnen kann, wenn man die Schreibschrift beherrscht. (*Sächsische Zeitung*, 12.3.2015)

Dass die Verknüpfung von Denkleistung und Art des Schreibens auch jenseits von Interviews mit Expertinnen in den Massenmedien gemacht wird, zeigen verschiedene Leserinnenbriefe, die diesen Topos aufgreifen. Schliesslich findet sich dazu im Korpus auch ein Tweet, der allerdings eine für diesen Teildiskurs eher überraschende Wendung nimmt: »Früher konnte ich so [beim Schreiben mit der Hand] besser denken, mittlerweile isses umgekehrt. :/« (*@MikaMurstein*, 2.1.2018).

### 10.3.4 ›Bessere‹ Geschwindigkeit, grössere Unabhängigkeit

Wenn es um die Unterschiede zwischen dem Schreiben mit der Hand und dem Tippen geht, wird immer wieder auf den Faktor Geschwindigkeit verwiesen, wobei sich unterschiedliche Angaben dazu finden, welche Art der Schriftrealisation schneller geht. Der Schriftsteller Alexander Kluge äusserte gegenüber

131 Dazu einige Formulierungsbeispiele: »aus der Forschung wisse man« (*3sat*, 11.3.2015), »US-Wissenschaftler haben herausgefunden« (*Leipziger Volkszeitung*, 23.1.2016), »haben wissenschaftliche Studien in den USA und Kanada gezeigt« (*Abendzeitung München*, 22.10.2016) und »es ist empirisch belegt, dass« (*Deutschlandfunk*, 10.11.2017).

dem *Tagesspiegel* (4.8.2012) die Einschätzung, dass »der weiche Bleistift [...] dem Gedanken als einziger schnell genug« folge. Im Rahmen einer Umfrage des *Walliser Boten* (12.2.2014) gab eine Befragte zu Protokoll, dass ihr »persönlich [...] schreiben von Hand schneller [gehe], als eine SMS zu tippen« und die *Coopzeitung* (6.2.2018) hielt fest, dass das Handschreiben von »Notizen und Poschtizettel [...] ja meist auch schneller [gehe], als Notizen und Listen in sein Smartpone [sic!] zu tippen«. In den meisten Texten im Korpus wird allerdings darauf verwiesen, dass eine Schreiberin deutlich langsamer sei, wenn sie mit dem Stift schreibe.[132] Während die höhere Geschwindigkeit bei jenen, die sie dem Handschreiben zuordnen, durchgängig positiv bewertet wird, gibt es in den Diskursrealisationen, die das Tippen als schnelleren Vorgang bezeichnen, auch kritische Stimmen: Gerade dass es »mehr Zeit und Mühe kostet« (*Berner Zeitung*, 22.3.2010), von Hand zu schreiben, wird als etwas Positives dargestellt. Insbesondere im Zusammenhang mit Kalligraphie und Handlettering wird von der »Wiederentdeckung der Langsamkeit« gesprochen und davon, dass Handschreiben fast »wie meditieren« sei (*Hannoversche Allgemeine Zeitung*, 5.5.2017). Der Mehraufwand, den ein Brief im Gegensatz zu einer E-Mail bedeute, sei ein »untrügliches Zeichen von Wertschätzung« (*Berner Zeitung*, 22.3.2010) und werde von der Empfängerin auch so verstanden (hier wird die Qualität von Schreiben und Geschriebenem also unmittelbar gleichgesetzt). Unabhängig davon, welcher Schreibvorgang jeweils für den schnelleren gehalten wird, betonen alle, wie wertvoll das Handschreiben sei.

Ebenfalls positiv besetzt ist die »Unabhängigkeit«, die dem Schreiben mit dem Stift attestiert wird. Mit Unabhängigkeit ist gemeint, dass weder technische Geräte noch Elektrizität notwendig sind, um von Hand zu schreiben.[133] Auf diese Weise sei man viel flexibler. Dieses Motiv wird auch in ei-

132 Vergleiche dazu u.a.: *Welt am Sonntag*, 28.8.2005; *Passauer Neue Presse*, 14.11.2014; *Süddeutsche Zeitung*, 27.11.2015; *Hannoversche Allgemeine Zeitung*, 5.5.2017.

133 Das Argument bzw. Motiv der Unabhängigkeit findet sich fast wortgleich formuliert in mehreren Texten im Korpus, vgl. u.a.: *Welt Kompakt*, 13.8.2012; *Hamburger Abendblatt*, 31.1.2015; *Stuttgarter Zeitung*, 21.4.2015; *Tagesspiegel*, 4.8.2012; *Die Zeit*, 9.7.2015; *Abendzeitung München*, 22.10.2016. In gewisser Weise eine Gegenposition bzw. zumindest eine Relativierung zur Vorstellung, man könne ohne technische Hilfsmittel unabhängiger schreiben, wird – allerdings mit Blick auf ein anderes Schriftsystem – in einem Fernsehbeitrag von *Euronews* (27.2.2015) ein- bzw. vorgenommen. In dem Bericht geht es u.a. darum, dass viele Japanerinnen nicht mehr fähig sind, Kanji (die japanischen Schriftzeichen) von Hand zu realisieren. In diesem Zusam-

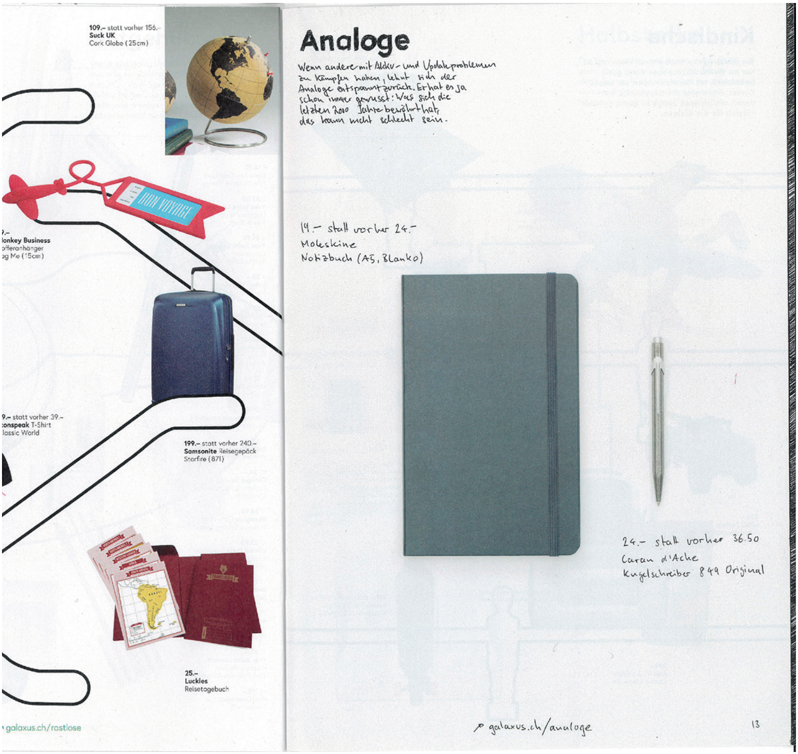



**Abb. 19:** Ausschnitt aus Werbekatalog der Firma *Galaxus* mit Verweis auf den Topos der Unabhängigkeit des Handschreibens

nem Werbekatalog der Firma *Galaxus* aufgegriffen: Dort findet sich neben Seiten für »Bärtige«, »Aufgehübschte«, »Verwöhnte«, »Rastlose« u. a. auch eine für »Analoge«. Die im Katalog standardisiert wiederkehrenden Textabschnitte (Seitentitel, Lead, Produktbeschreibungen, Verweis und Seitenzahl in der Fusszeile) erscheinen dabei nicht wie auf den restlichen Seiten in

menhang hält die Sprachhistorikerin Itsuki Nagasawa fest, dass Japanerinnen »dank des Computers [...] Schriftzeichen nutzen [können], die sie früher nicht beherrschten«. Sie macht darauf aufmerksam, dass der Stift zwar von Elektrizität und Technologie unabhängig mache, seine Verwendung sich aber stark auf Kompetenzen und Wissen stützt – und das ist ebenfalls eine Form der Abhängigkeit.

(wahrscheinlich getippten) Schriften mit statischem Graphinventar, sondern als Faksimile von Handgeschriebem (vgl. Abb. 19). Angepriesen werden die Produkte (ein Notizheft und ein Kugelschreiber) im Lead mit dem Hinweis, dass »sich der Analoge« (also die Person, die von Hand schreibt) entspannt zurücklehne, »wenn andere mit Akku- und Updateproblemen zu kämpfen haben« (Galaxus Katalog, 15.12.2017).

## 10.4 Handgeschriebenes: Dauerhafte Spuren

Während in der Berichterstattung im Bereich des Schreibens von Hand häufig naturwissenschaftliche und biologische Begriffe und Konzepte verwendet werden, stehen beim Schreiben und Reden über Geschriebenes kulturelle und philosophische Motive im Vordergrund. Zum einen wird auf die Dauerhaftigkeit von Handgeschriebenem aufmerksam gemacht (Kap. 10.4.1), zum anderen wird ihm die Eigenschaft attestiert, Spur des Schreibprozesses und damit der schreibenden Person und ihrer Gefühle zu sein (Kap. 10.4.2).

### 10.4.1 Dauerhaftigkeit und Vorläufigkeit des Handgeschriebenen

Vor allem im Kontext von Briefkommunikation wird immer wieder auf die Dauerhaftigkeit von Handgeschriebenem referiert.[134] Von Hand zu Papier gebrachte Briefe seien ein »Schatz«, den man in einer »alten Kiste« aufhebe, während Mails »im Delete-Ordner« landeten oder »im virtuellen Luftraum« verschwinden würden. In Umfragen und Interviews geben verschiedene Personen an, Liebesbriefe zu sammeln, weil sie »eine schöne Erinnerung an frühere oder auch anhaltende Liebesbeziehungen« seien (*Bergedorfer Zeitung,* 24.12.2012). Handgeschriebene Trauerbriefe wiederum zeigen gemäss

134 Wenn nicht separat ausgewiesen, beziehe ich mich in diesem Abschnitt auf folgende Texte aus dem Korpus: *NZZ,* 4.9.2005; *Appenzeller Zeitung,* 11.6.2008; *St Galler Tagblatt,* 18.11.2011; *Frankfurter Rundschau,* 3.3.2012; *Bergedorfer Zeitung,* 24.12.2012; *Neue Luzerner Zeitung,* 25.2.2014; *Bizz-Miss-Magazin,* 1.10.2014; *Passauer Neue Presse,* 14.11.2014; *Coopzeitung,* 20.3.2018.

der *Neuen Luzerner Zeitung* »Beständigkeit und spenden deshalb über Wochen und Monate hinweg den Hinterbliebenen Trost« (*Neue Luzerner Zeitung,* 25.2.2014). Als auf Twitter *@46qm_Stil* (2.1.2018) dazu aufruft, »unbedingt mehr Briefe von Hand« zu schreiben, antwortet *@bluetiger1911* (2.1.2018): »Ne Whatsapp wirst in 20 Jahren nicht auf dem Dachboden finden. Also los.« Kurz, alle Diskursteilnehmerinnen sind sich einig, dass »Handschrift bleibt« (*BizzMiss-Magazin,* 1.10.2014). Allerdings hängt die in all diesen Texten angesprochene Dauerhaftigkeit nicht mit einer spezifischen Eigenschaft zusammen, die Handgeschriebenes im Gegensatz zu Getipptem auszeichnet. Vielmehr geht es um den Umgang mit bestimmten Textsorten. So spricht im Prinzip nichts dagegen, getippte Schriftstücke lange aufzubewahren. Es ist davon auszugehen, dass auf Harddisks und Computern inzwischen eine Vielzahl alter E-Mails und Textdokumente gespeichert sind, die beim ›Wiederfinden‹ ebenso Erinnerungen auslösen wie handgeschriebene Briefe auf dem Dachboden.[135] Um mögliche Transferprobleme und Datenverluste zu umgehen, könnte man E-Mails problemlos ausdrucken. Aber die kommunikative Praktik, in die die Textsorte E-Mail eingebunden ist, sieht keine Archivierung, kein aktives Aufbewahren vor, ganz im Gegensatz zu den Praktiken, deren Bestandteil Briefe sind. Die Unterschiede im Umgang mit verschiedenen Textsorten sind natürlich nicht unabhängig von Faktoren wie Handschriftlichkeit (im Gegenteil, s. u. Teil IV). Aber es gibt keinen an den Schreibvorgang geknüpften Grund dafür, dass Handgeschriebenes Zeit eher überdauern sollte als Getipptes. Es sei denn, man verortet das, was bei Handgeschriebenem erhalten bleibt und die Erinnerung trägt, jenseits des sprachlichen Materials: Beim Sprechen von Handgeschriebenem als »›Lebensspur‹ eines Menschen« (*BizzMiss-Magazin,* 1.10.2014) tritt das Verfassen von Texten in den Hinter-, das Schreiben in den Vordergrund.

Wie bei anderen Motiven im Zusammenhang mit Handschriftlichkeit findet sich auch zum Bild der beständigen Schrift ein Gegenbild: In einzelnen Diskursrealisationen wird auf den »vorläufige[n] Charakter des Handschriftlichen« aufmerksam gemacht (*Allgemeine Zeitung Mainz,* 26.9.2015). Diesem ist es gemäss der Schriftstellerin Cornelia Funke zu verdanken, dass man beim Schreiben von Hand »viel spontaner [...] wird, Ideen zu entwickeln«

135 Auf dem Computer, mit dem der vorliegende Text (teilweise) verfasst wurde, finden sich z. B. Textdokumente von 1996 (die sich noch immer öffnen lassen).

(*Die Zeit*, 9.7.2015). Handgeschriebenes wird hier als Provisorium konzipiert und damit an tendenziell ephemere Textsorten wie Notiz- oder Einkaufszettel gebunden (s. u. Kap. 16). Ebenso wie beim einmal als besonders schnell und einmal als besonders langsam beschriebenen Vorgang des Handschreibens wird mit Blick auf das Handgeschriebene sowohl sein dauerhafter als auch sein provisorischer Charakter positiv gewertet.

### 10.4.2 Handgeschriebenes als Spur von Gefühlen

»Diese unverwechselbare persönliche Spur«, titelte die *Neue Zürcher Zeitung* (16.3.2017) mit Bezug auf »die Handschrift« und verwendete so einen sowohl im öffentlichen als auch im wissenschaftlichen Diskurs gängigen Topos.[136] In der Rede von der Handschrift als Spur wird allerdings nicht klar zwischen Hand*schrift* und Hand*geschriebenem* unterschieden. Die damit verbundenen kulturanthropologischen Interpretationen beziehen sich auf zwei unterschiedliche Phänomenkreise: Das Hand*geschriebene* wird verstanden als eine Spur des Schreib*moments* und in metonymischer Verschiebung (indexikalisch ausgedeutet) auch als Spur der zu diesem Zeitpunkt empfundenen Emotionen. Die Hand*schrift* wiederum wird, in Weiterführung der Konzeption von der Spur der Gefühle, als Ausdruck der Schreiberin *an sich*, als Abbild ihrer Persönlichkeit oder ihres Charakters interpretiert. Zu dieser Vorstellung gehören dann auch Ideen von Individualität und Einzigartigkeit. Ihren Kulminationspunkt finden beide Interpretationen in der Unterschrift, die sowohl den Moment des Schreibens als auch die Identität der Schreiberin dokumentieren soll (s. u. Kap. 14.6). Hier soll es vorerst um jene Topoi und Motive gehen, die sich auf das Hand*geschriebene* und seine Interpretation als Spur des Moments beziehen.

136 Die Vorstellung, dass das Schreiben von Hand Spuren hinterlässt, heisst noch nicht unbedingt, dass der Begriff *Spur* zwangsläufig immer genannt wird. Gerade im öffentlichen Diskurs ist das häufig nicht der Fall. Die Konzepte, Interpretationen und Metaphern, die im Zusammenhang mit Handschriftlichkeit gebraucht werden, bauen aber auf dem Bild der Spur auf bzw. schliessen daran an. Eine kurze, aber treffende und wissenschaftlich fundierte Beschreibung des Konzepts Spur liefert Krämer (2016a: 19–20). Zur Handschrift als Spur vgl. Neef 2008.

Wenn in einer Diskursrealisation von einer Füllfeder erzählt wird, die eine »schimmernde Spur aus königsblauer Tinte« hinterlasse (*Welt Online,* 13.11.2013), beschränkt sich die Extension des Ausdrucks »Spur« noch ganz auf Schreibwerkzeug und -stoff. In der Aussage »Schreiben, das bedeutet, Spuren zu hinterlassen« (*Berliner Morgenpost,* 2.7.2016), geht es bereits nicht mehr um Füllfeder und Tinte, sondern um die Schreiberin selbst. Die (unabsichtlich!) hinterlassenen Spuren der Schreiberin werden mit Mimik und Gestik gleichgesetzt, die als Indizien für die im Inneren einer Person verborgenen Vorgänge gelten; sie geben Dinge über die Menschen preis, ob sie wollen oder nicht (vgl. dazu ausführlicher Gredig 2019).[137] An diese Vorstellung knüpfen Diskursäusserungen wie die folgende an: »Ich kann an ihrer Schrift [d. h. der Schrift einer Brieffreundin, AG] erkennen, wie es ihr geht, ob sie zerstreut ist oder verträumt oder wütend« (*Sonntagszeitung,* 13.5.2012). Im Inneren der Schreiberin verbirgt sich, so die Vorstellung, ihr eigentlicher Zustand; verdeckt vom menschlichen Äusseren finden sich dort Gefühle, Ängste, das *eigentliche* Ich, die Seele und die Persönlichkeit.[138] All das hinterlässt, glaubt man den Medienberichten im Korpus, beim Schreiben mit der Hand Spuren, zumal hier »das Unterbewusstsein die Feder führt« (*Süddeutsche Zeitung,* 12.4.2008) und »Täuschungsmanöver ausgeschlossen« sind (*Berner Zeitung,* 22.3.2010). Verbindungen von Handgeschriebenem mit Intimität, Erotik, Lebendigkeit und »emotionaler Wucht« stehen in diesem Zusammenhang.[139]

Die Spur der Gefühle ist allerdings nicht die Schrift, sondern das Geschriebene. Sinnbilder wie der »Seismograf« (*Welt,* 21.1.2015), das »Seelenbarometer« (*St. Galler Tagblatt,* 15.2.2007) oder »geronnene Emotionen« (*Frankfurter Rundschau,* 3.3.2012) gehören zum Hand*geschriebenen*. In der Schrift zeigt sich der Mensch, im Geschriebenen sein Zustand. Wie in anderen Teilen des

137 Eine weitere metonymische Verschiebung zeigt sich, wenn von den Spuren die Rede ist, die das Schreiben mit der Hand im Gedächtnis oder im Gehirn hinterlässt (vgl. u. a. *Deutschlandfunk* 27.4.2015; *Welt Online,* 1.1.2018). Hier werden die stark naturwissenschaftlich geprägten Vorstellungen von Feinmotorik und Denkleistung mit eher kulturanthropologischen Konzepten vermengt.

138 Sehr explizit findet sich das Sinnbild, Handgeschriebenes sei Ausdruck des Inneren (bzw. der sich dort befindenden Seele), u. a. in: *NZZ,* 18.3.2006; *Trierischer Volksfreund,* 22.9.2012; *Welt Online,* 21.1.2015; *St. Galler Tagblatt,* 15.2.2007; 10.3.2013.

139 Vergleich dazu: *Süddeutsche Zeitung,* 10.2.2012; *Walliser Bote,* 12.2.2014; *Allgemeine Zeitung Mainz,* 26.9.2015; *FAZ,* 26.8.2017; *@odradet,* 11.12.2017.

Diskurses zur Handschriftlichkeit werden die Begriffe »Schrift«, »Schreiben« und »Geschriebenes« aber auch hier nur implizit unterschieden. Die Grenzen zwischen ihnen werden verwischt und lösen sich oft innerhalb von einem Abschnitt oder schon in einem einzelnen Satz auf:

> [Die] Persönlichkeit des Schreibenden [...] offenbart sich als Kringel im Liebesbrief oder als energisches Ausrufezeichen bei einem Ultimatum. Oder im Brief einer Freundin, deren Buchstaben immer kleiner werden, immer verzagter. Der Inhalt ist unverdächtig, aber an ihrer Schrift erkennt man: Es geht ihr hundsmiserabel. In einer Mail, im immer gleichen Schriftbild, hätte sie ihre Verzweiflung tarnen können. (*Stern,* 18.11.2015)

Hier wird einerseits auf einen momentanen Zustand der Schreiberin (sie ist »verzagt« und »verzweifelt«, es geht ihr »hundsmiserabel«) und auf spezifische Eigenschaften des Geschriebenen (die »Buchstaben« werden »immer kleiner«) verwiesen, andererseits handelt es sich bei dem, was sich »offenbart«, aber um die »Persönlichkeit de[r] Schreibenden«. Die »persönliche Note«, die dem Handgeschriebenen in Dutzenden von Medienberichten zugeordnet wird, basieren auf der Vorstellung, dass sich in der Schrift die Persönlichkeit und die Identität zeigen.

## 10.5 Handschrift: Charakter und Ästhetik

Im Diskursausschnitt zu Handschriftlichkeit ist vollkommen unumstritten, dass jede Person in einer individuellen und unverwechselbaren Handschrift schreibt. Umstrittener ist, ob aus dieser Zuordnung eine umfassendere Verbindung folgt, ob das Handgeschriebene bzw. die daraus abstrahierte Handschrift (s.o. Kap. 4.4) also Spuren der Persönlichkeit oder des Charakters der Schreiberin enthält, die gelesen bzw. interpretiert werden können (Kap. 10.5.1). Klar ist, dass sich die Unverwechselbarkeit jeder Handschrift in der Gestalt der Graphe zeigt. Entsprechend rücken die sichtbaren Formen und damit die Ästhetik der Schrift in den Fokus: Die »schöne Handschrift« ist dabei ebenso präsent wie die »Sauklaue« und das »Gekrakel« (Kap. 10.5.2).

### 10.5.1 Identität, Persönlichkeit und Charakter

Schreibt eine erwachsene Person mit dem Stift, so greift sie dabei auf eine Schrift zurück, die nur sie realisieren kann (umgekehrt hat die Schreiberin allerdings meist auch nur auf ebendiese Schrift Zugriff). So zumindest lautet der Tenor im Diskurs zur Handschriftlichkeit: »Die Handschrift eines Menschen ist unverwechselbar«, schreibt z. B. das *Meininger Tagblatt* (23.1.2017), der *Gießener Anzeiger* hält Handgeschriebenes für »individuell einzigartig« (21.9.2012) und das Bundeskriminalamt twitterte im Januar 2018, dass »jeder Mensch […] ein eigenes charakteristisches Schriftbild« habe (*@bka*, 23.1.2018). Die *Süddeutsche Zeitung* (12.4.2008) wiederum ist überzeugt: »Es gibt keine Doppelgängerhandschrift.« Diese Vorstellung von Einzigartigkeit bildet nicht nur den Hintergrund für die (lexikalisierte) metaphorische Verwendung des Lexems »Handschrift« im Sinn wiedererkennbarer Eigenschaften z. B. von Kunstwerken oder Verbrechen (»die Einbrüche trugen alle ein und dieselbe H[andschrift]«, vgl. Duden Universalwörterbuch 2019: 806). Aus dieser Unverwechselbarkeit der Handschrift folgt auch die Möglichkeit, die Schreiberin »eindeutig zu identifizieren« (*Süddeutsche Zeitung*, 12.4.2008). Darauf wiederum fusst die internationale Praxis, Verträge und andere Dokumente als rechtsgültig anzuerkennen, wenn die Beteiligten eigenhändig unterschrieben haben, also ihren Namen von Hand unter das Dokument gesetzt haben.[140] Die durch die Rechtspraxis staatlich beglaubigte Einzigartigkeit der Handschrift jeder Person macht es möglich, dass Handgeschriebenem (insbesondere geschriebenen Namen) das Prädikat »echt« verliehen werden kann und dass Geschriebenes »gefälscht« sein kann.[141] Das damit aufgerufene Frame

**140** Erst in jüngster Zeit erhält die handgeschriebene Unterschrift in diesem Bereich Konkurrenz: Seit dem 1. Januar 2017 ist in der Schweiz »die mit einem qualifizierten Zeitstempel verbundene qualifizierte elektronische Signatur« der »eigenhändigen Unterschrift gleichgestellt« (OR, Art. 14, §2bis [Fassung vom 1.4.2020]; http://bit.ly/2Fqq6Kh [22.10.2020]); vgl. auch Harralson 2013 und Seibt 2008. Die Praxis rechtsgültiger Unterschriften verweist nicht nur auf die Unverwechselbarkeit der Handschrift, sondern konzipiert das Schreiben von Hand (in bestimmten Situationen) auch als performativen (bzw. genauer: deklarativen) Akt, s. u. Kap. 14.

**141** In diesem Zusammenhang wird in einem Bericht des *Tagesspiegels* (4.8.2012) die Metapher der Handschrift als lebender Organismus (s. o. Kap. 10.1.1) auf die Spitze getrieben: Die gefälschte Schrift sei im Gegensatz zur echten »nicht bei sich selbst«; »Dabei will sie das: Sie selbst sein«. – Auf die (ästhetische) Unterscheidung von ge-

von Betrug und Verbrechensaufklärung legt den in vielen Medienberichten gezogenen Vergleich der Handschrift mit dem (biometrischen) Fingerabdruck nahe.[142]

Während die Bedeutung des Fingerabdrucks gesellschaftlich und kulturell aber auf die Funktion der Identifikation beschränkt ist, werden die als einzigartig wahrgenommenen und beschriebenen Handschriften von vielen Diskursteilnehmerinnen als Spuren bzw. Zeichen gedeutet. Damit wird direkt an die Vorstellung des Handgeschriebenen als Spur der Gefühle angeknüpft (vgl. Gredig 2019). Während das Hand*geschriebene* der Leserin (wenn sie das Auge dafür hat) direkte Einblicke in die Gefühlswelt der Schreiberin gewährt (s. o. Kap. 9.4.2), zeigt die Hand*schrift* aber weit mehr. Sie wird im Korpus als »lebendiger Ausdruck der Seele« und authentisches »Abbild der Persönlichkeit« beschrieben. Hinter der Handschrift stecke »mehr als blosse Schrift«, sie sei »der Geheimcode des Subjekts«, in ihr spiegle sich »das Geheimnis der Person«.[143] Während solche, häufig mit viel Pathos vorgetragenen Zuschreibungen sehr allgemein und mystisch daherkommen, wird die Verbindung von Handschrift und Schreiberin von den Verfechterinnen der Graphologie, also der »Wissenschaft von der Deutung der Handschrift besonders als Ausdruck des Charakters« (Duden Universalwörterbuch 2019: 762; vgl. auch Paul-Mengelberg 1996), sehr konkret geschildert. Je nachdem, welchem Medienbericht im Korpus bzw. welcher interviewten Graphologin man Glauben schenkt, bestimmen Graphologinnen anhand der Analyse von 20, 60 oder gar 300 Merkmalen einer Schrift unterschiedlichste Eigenschaften der Schreiberin: Temperament, emotionalen Lebhaftigkeit, Stabilität, Eigenständigkeit, persönlichen Reife, Verlässlichkeit, Intelligenz etc.[144] Die Verknüpfung von Schrift und Charakter erfordere viel Übung, zumal einzelne

fälschten und echten Artefakten geht u. a. Goodman (2015 [1976]: 101–123) ein. Sie ist verwandt mit dem Antagonismus *Original* vs. *Kopie* (vgl. Neef 2008: 157–158).

142 Vergleiche dazu: *Süddeutsche Zeitung,* 12.4.2008; *Tagesspiegel,* 4.8.2012; *Gießener Anzeiger,* 21.9.2012; *Salzburger Nachrichten,* 24.12.2012; *SWR,* 27.1.2015.

143 Die Zitate stammen aus folgenden Quellen: *Welt,* 21.1.2015; *Schweiz am Sonntag,* 17.1.2016; *Sat 1,* 22.10.2012; *NZZ am Sonntag,* 1.9.2002; *Rheinische Post,* 14.9.2012.

144 Aufzählung aus: *NZZ,* 15.2.2010; vgl. auch: *Süddeutsche Zeitung,* 12.4.2008; *NZZ,* 29.7.1998; *St. Galler Tagblatt,* 4.11.2014; *Stuttgarter Zeitung,* 4.8.2007; *Berner Zeitung,* 22.3.2010; *Welt Kompakt,* 13.8.2012; *St. Galler Tagblatt,* 4.11.2014; *FAZ,* 26.8.2017.

Formmerkmale für verschiedene Eigenschaften stehen und sowohl positiv als auch negativ ausgelegt werden könnten:

> So kann eine enge Schrift sowohl Selbstbeherrschung als auch Ängstlichkeit bedeuten. Kippen die Buchstaben durchgehend nach rechts, ist der Schreiber entweder der Welt zugewandt oder halt- und zügellos. Wird die Schrift von Kringeln und ausladenden Kurven dominiert, deutet das auf Fantasie, aber auch auf Unsachlichkeit hin. Und wer seine Gedanken in einer regelmäßigen Handschrift zu Papier bringt, beweist Disziplin – oder auch Gefühlskälte. (*Süddeutsche Zeitung,* 12.4.2008)

Während in einigen Artikeln mit Nachdruck auf die Belastbarkeit der Ergebnisse einer solchen Analyse hingewiesen wird (»Grafologie ist keine Esoterik. Es ist eine Tatsache, dass in der Schrift die Seele mitschwingt!«, *Blick,* 21.2.2017), werden die Gutachten der Graphologinnen in anderen Diskursrealisationen als »Scharlatanerie« dargestellt (*NZZ,* 29.7.1998): »Sämtliche Rückschlüsse von der Handschrift auf den Charakter einer Person sind wissenschaftlich nicht haltbar« (*Tages-Anzeiger,* 27.4.2015). Unabhängig von der Wissenschaftlichkeit der Ergebnisse schliesst die Arbeit der Graphologinnen offensichtlich an die diskursiv dominante Vorstellung der Handschrift als Spur einer Person an. Auch bei der Graphologie steht das Innere der Menschen im Fokus, äusserlich (mehr oder weniger deutlich) sichtbare Merkmale wie Geschlecht, Grösse, Körperbau und Alter sind für Graphologinnen nicht von Interesse. Einzig der Graphologe Bruno Klumpp deutet gegenüber der *Stuttgarter Zeitung* (4.8.2007) an, dass auch äusserlich sichtbare Merkmale einer Person an der Schrift abgelesen werden können: »oft« könne man anhand der Schrift entscheiden, »ob der Schreiber ein Mann oder eine Frau« sei (»Ausdauer«, »Zähigkeit« und »Energie« hingegen sind offenbar *immer* und nicht nur *oft* erkennbar). Andernorts widerspricht ein Forensiker ausgerechnet dieser Aussage: »Man könne nicht einmal entscheiden [...] ob die Schrift einem Mann gehöre oder einer Frau« (*Tagesspiegel,* 4.8.2012). Die Lesbarkeit einer Handschrift als Spur beschränke sich (analog zum Fingerabdruck) auf die Feststellung der Identität.

Schriftforensikerinnen äussern sich mehrfach in diese Richtung: Ihre Erwartungen an die Aussagekraft von Handschriften sind in der Regel deutlich

tiefer als jene der Graphologie. Allerdings findet sich im Korpus auch ein Beispiel mit vertauschten Rollen: In einem Artikel der *Coopzeitung* (20.3.2018) wird über den Einsatz von »Schriftexperten [...] für Handschriftenexpertisen im Rahmen von Ermittlungen bei Verdacht auf Urkunden- oder Unterschriftsfälschung« berichtet. Dabei geht der Text auch auf ein »von israelischen Forschern entwickelte[s] Computerprogramm« ein, »das Handschriften auf Lügen analysiert«. Die dazu befragte Graphologin äussert sich skeptisch: »Wir können aus der Handschriftprobe Charakterstärken und Schwächen erkennen, nicht aber die tatsächlichen Handlungen.«

Unabhängig davon, wieviel Information man aus einer Handschrift entnehmen zu können glaubt, ist dabei ihre Interpretation als Spur stets wesentlich. Die Handschrift liegt, folgt man den Äusserungen im Diskurs, ausserhalb des direkten und bewussten Einflussbereichs der Schreiberin. Handschrift kann nicht »verstellt« werden (*Berner Zeitung,* 22.3.2010) und bietet dadurch Zugang zu Verborgenem. Allerdings wird auch immer wieder eine Metapher verwendet, die diesem Bild bei genauerer Betrachtung widerspricht: die Handschrift als Besitz. Es ist diskursiv vollkommen unumstritten, dass jeder erwachsene Mensch, der handschreiben kann, eine *eigene* Handschrift *besitzt*. Hierzu passt auch das im Zusammenhang mit dem Schreibkompetenzerwerb häufig genannte Argument, dass die Lernenden sich eine eigene Handschrift »aneignen« bzw. »entwickeln« sollen bzw. können sollen. Darin steckt die Vorstellung, dass es sich bei der Entstehung einer individuellen Handschrift um eine aktive, mehr oder weniger bewusste Handlung der Schreiberinnen handelt. Diese Handlung mündet im Besitz der Schrift. Damit ist aber auch impliziert, dass ein Mensch seine Schrift selbst gestalten und dass er über sie verfügen kann. Hier sind unterschiedliche Sinnbilder im Widerstreit. Das zeigt sich besonders stark im Bereich der ästhetischen Einschätzung einzelner Handschriften: Einerseits wird immer wieder darauf verwiesen, dass Schreiberinnen auch noch als Erwachsene an ihrer Schrift arbeiten, sie trainieren und dadurch schöner und lesbarer machen könnten.[145] Andererseits referieren Sprecherinnen und Schreiberinnen in einer Vielzahl von Diskursrealisationen auf ihre »Sauklaue«, so als wäre diese zwar Teil von ihnen, läge

145 Vergleich u. a. *Bilanz,* 24.9.2010; *Sächsische Zeitung,* 8.6.2013; *Zürichsee-Zeitung,* 4.3.2017; *@errorlein,* 4.11.2017.

aber ausserhalb ihres Einflussbereiches (so dass sie am ästhetischen Ungenügen nichts ändern können). Das trifft auch zu, wenn sich »viele Lehrer [...] für ihre Handschrift« schämen (*Deutschlandfunk*, 27.5.2014); zumal damit Hilflosigkeit gegenüber den Formen ihrer Schriften impliziert ist.[146]

### 10.5.2 Ästhetik des Handgeschriebenen

Eine der Eigenschaften von Handschrift, die sehr oft thematisiert wird, ist ihre Schönheit: Die Kollokation der Lexeme »schön« und »Handschrift« tritt im Korpus 24 Mal auf, jene von »schön« und »Schrift« weitere 13 Mal. Umgekehrt finden sich auch negative ästhetische Bewertungen von Handschrift häufig: »Sauklaue« 32 Mal und »Gekrakel« 16 Mal. Hinzu kommen Bewertungen wie »hässlich«, »krakelig« und »entgleist« bzw. »elegant«, »klar«, »wohlgeformt« und »stilvoll«. Wie bereits im Kontext der Erfahrungsberichte zum Schreibenlernen ausgeführt (s. o. Kap. 9.2.4 c), lässt sich die Opposition von ›schön‹ und ›hässlich‹ aber nicht eins zu eins in jene von ›gut‹ und ›schlecht‹ übertragen. Häufig handelt es sich bei der Bezeichnung einer Handschrift als »hässlich« oder gar als »Sauklaue« um Selbstzuschreibungen, die von der betreffenden Schreiberin ohne Not gemacht werden (also ohne dass aus dem [Ko-]Text ein Grund ersichtlich wäre, sich zur ästhetischen Qualität des eigenen Geschriebenen zu äussern).[147] Auf Twitter ist umgekehrt zu beobachten, dass es sich bei positiven ästhetischen Einschätzungen meist um Fremdzuschreibungen handelt: »Ist das deine Handschrift? o.o Wie derbe hübsch!« (@Lotterleben, 5.11.2017).[148]

Im Diskurs wird zwar verschiedentlich auf negative Konsequenzen hingewiesen, die aus einer »hässlichen« Handschrift folgen (können), z. B. wenn vermeldet wird, dass »mit einer Sauklaue« geschriebene Prüfungen »deutlich

146 Auf Twitter sind sich *@Spielesocke* und *@KatinaLatina* einig, dass »es [...] viele leute [gibt] die absolut nichts für ihre Handschrift können (viele adhsler beispielsweise)« (*@Spielesocke*, 4.11.2017).

147 Vergleiche: *Tagesspiegel*, 17.9.2007; *Hamburger Abendblatt*, 20.8.2011; *St. Galler Tagblatt*, 18.11.2011; 10.3.2013; *Welt*, 21.1.2015; *Basler Zeitung*, 16.1.2016; *Schweiz am Sonntag*, 17.1.2016. Besonders häufig ist diese Art der Selbstbezichtigung auf Twitter zu finden, vgl. z. B. *@AthenaZoe78*, 20.2.2017.

148 Ähnlich auch: *@edmeier_*, 9.11.2017; *@Plappertante*, 20.3.2017; *@Ferid_Schnee*, 10.11.2017.

schlechter benotet« werden (vgl. *Süddeutsche Zeitung,* 12.4.2008). Schreiberinnen ohne schöne Schrift werden aber dennoch immer wieder sehr positiv dargestellt. Bestes Beispiel dafür ist die ausführliche Erzählung von »Ivan, Godfather of the Sauklaue« in einem Artikel der *Basler Zeitung* (15.1.2016). Ivan, der Held der wahren (?) Geschichte, war ein Schulfreund des Verfassers des Artikels und hatte bei dem Versuch, »mit dem Fülli Schrauben aus einem Briefkasten herauszudrehen [...] die grazile Feder so arg verbogen«, dass an Schönschreiben nicht mehr zu denken war. Im Kontext des ganzen Artikels ist die Feststellung des Autors, seine und Ivans Schulbank sei für den Lehrer »in Sachen Schnürlischrift die Insel der Verdammten« gewesen, schlussendlich eher mit Stolz als mit Scham besetzt. Folgendes Zitat bringt das komplexe und widersprüchliche Verhältnis von Ästhetik und Wertschätzung von Handschriften, das sich im Diskurs beobachten lässt, auf den Punkt: »Handschriften sind einfach auch schön; vielleicht sogar am meisten da, wo sie bis zur Hässlichkeit aus den Fugen geraten« (*NZZ am Sonntag,* 1.9.2002).

Im Zusammenhang mit der Schönheit bzw. Hässlichkeit von Handschriften wird auch immer wieder auf ihre »Leserlichkeit« bzw. »Lesbarkeit« eingegangen. Ebenso wie eine »flüssige« Schrift, vor allem im Zusammenhang mit dem Schreiben in der Schule, als wünschenswert gilt, wird im Allgemeinen auch eine »lesbare« Handschrift positiv bewertet. In mehreren Medienberichten im Korpus wird auf eine Studie des *Institute of Medicine* der *National Academies of Sciences* hingewiesen,[149] gemäss derer »in den USA jedes Jahr 7 000 Menschen« sterben, »weil ihre Ärzte unleserliche Rezepte ausstellen« (*Spiegel,* 10.1.2011). Verglichen mit der hohen Wertschätzung von Lesbarkeit im Typographie-Diskurs (vgl. Gredig 2014: 71–89) spielt selbige hinsichtlich Handschriftlichkeit aber eine eher marginale Rolle und wird von anderen Idealen überlagert. Die beschriebene Vorstellungen von der Handschrift als Spur des Charakters und Spiegel der Seele sind hier deutlich relevanter.

149 Vergleiche: *Spiegel,* 10.1.2011; *Sonntagszeitung,* 30.1.2011; *Süddeutsche Zeitung,* 10.2.2012; *Deutschlandfunk,* 17.4.2015; *Berliner Zeitung,* 10.6.2014; *Stern,* 18.11.2015; ähnlich auch: *SDA,* 6.10.2011.

# 11 Vom Diskurs zu Textsorten und Praktiken

In den im Korpus gesammelten Diskursrealisationen werden im Zusammenhang mit Handschriftlichkeit nicht nur Themen abgehandelt und Motive und Topoi etabliert und rezykliert, sondern es wird auch eine Vielzahl ganz unterschiedlicher Textsorten genannt, deren Exemplare typischerweise von Hand geschrieben werden. Spitzenreiter ist dabei der Brief (meist spezifiziert als *Liebes*brief), häufig wird aber auch auf verschiedene Karten (Ansichtskarten, Geburtstagskarten, Weihnachtskarten etc.) oder Zettel aller Art (Notizzettel, Schmierzettel etc.) verwiesen. Relevanter als die Häufigkeit der Nennung scheint mir aber der argumentative Zusammenhang, in dem Textsorten genannt werden, also die Verbindung zu den im letzten Kapitel beschriebenen Zuschreibungen. Handschriftlichkeit ist in ihrer Funktion und Wahrnehmung hochgradig ko- und kontextabhängig. Es dürfte deshalb lohnend sein, das gesellschaftlich geteilte Wissen über Handschrift mit den Praktiken zu verbinden, innerhalb derer von Hand geschrieben und Handgeschriebenes rezipiert wird.

Das Hauptproblem bei einer solchen Korrelation ist die Zusammenstellung und Definition der Textsorten, zumal selbige kaum je näher beschrieben werden und sie keine klaren Grenzen haben. Während z. B. relativ unumstritten sein dürfte, dass »Einkaufszettel« zur selben Textsorte gehören wie »Poschtizettel« und »Einkaufslisten«,[150] ist schon nicht mehr eindeutig zu entscheiden, ob es sich bei »Notizen« und »Notizzetteln« um dasselbe handelt: Während eine »kurze« oder »kleine« Notiz in den meisten Fällen auch als Notiz*zettel* bezeichnet werden könnte, übersteigen »Notizen in Vorlesungen« das, was unter

**150** Obwohl schon hier Unterschiede in der Konnotation bestehen und andere Eigenschaften von (denselben) Texten fokussiert werden. Ein Beispiel: Bei der »Einkaufsliste« handelt es sich um eine der wenigen Textsorten, die weitgehend ›unbeschadet‹ (also ohne grössere konzeptionelle Veränderungen) den Transfer von der Existenz auf Papier ins Dasein auf dem Smartphone geschafft haben (beide Varianten sind derzeit verbreitet). Für den »Tagebucheintrag« trifft dies nicht zu, zumal dessen Pendant im Internet, der »Blog-Eintrag«, ganz anderen Bedingungen (z. B. bzgl. Adressatinnenkreis) unterliegt. Trotz der Ähnlichkeit bzgl. Inhalt, Konzeption und Verwendungsweise von papierenen Einkaufslisten und solchen auf dem Smartphone kann für die Variante auf einem Computer nicht der Begriff »Einkaufszettel« verwendet werden; ein »Zettel« ist aus Papier.

**Tab. 1:** Korrelation von Textsorten und diskursiven Zuschreibungen zu Handschrift

| **Textsorten** | **Topoi und Zuschreibungen** | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Motorik | flüssiges Schreiben | Denk-/Merkleistung | Geschwindigkeit | Unabhängigkeit | Dauerhaftigkeit | Vorläufigkeit | Spur der Gefühle | Identität/Charakter | Ästhetik |
| Brief | ░ | ░ | | ▓ | | ▓ | | ▓ | ▓ | ▓ |
| Karte (zu speziellem Anlass) | ░ | ░ | | ▓ | | ▓ | | ▓ | ▓ | ▓ |
| Widmung | | | | ▓ | | ▓ | | ▓ | ▓ | ▓ |
| Ansichtskarte | | ░ | | ░ | ▓ | ░ | ░ | ▓ | ▓ | ░ |
| Agenda | ░ | ░ | ▓ | ▓ | ▓ | ░ | ░ | | ░ | ░ |
| Tagebuch | ░ | ░ | ░ | ░ | ░ | ▓ | ░ | ▓ | ░ | ▓ |
| Testament | ░ | ░ | | | ░ | ▓ | ░ | ░ | ▓ | ░ |
| Unterschrift | | ▓ | | | ▓ | ▓ | | | ▓ | ░ |
| Klausuren | ░ | ░ | | ░ | ▓ | ░ | ░ | | ░ | ░ |
| Arztrezept | | | | ░ | ▓ | ░ | ░ | | ▓ | |
| Notizen (ohne Zettel) | ░ | ░ | ▓ | ▓ | ░ | ░ | ▓ | | | |
| Konzepte | | | ▓ | ░ | ░ | | ▓ | | | ░ |
| Zettel (Liste) | | | ▓ | ▓ | ▓ | | ▓ | | | ░ |
| Zettel (Notiz) | | | ▓ | ▓ | ▓ | | ▓ | | | ░ |
| Formular | | | | ░ | ▓ | ░ | ░ | | ░ | |
| Annotationen | | | ░ | | ▓ | ░ | ░ | | | |
| Graffiti (persönlich) | | | | | ▓ | ░ | ░ | ▓ | ▓ | ▓ |
| Graffiti (unpersönlich) | ░ | ░ | | | ▓ | ░ | ░ | ░ | | ░ |
| Tattoo | | | | | ▓ | ▓ | | | | ▓ |

░ z.T. relevanter Grund für Handschriftlichkeit ▓ zentraler Grund für Handschriftlichkeit

Zettel verstanden wird, in der Regel sowohl bzgl. Umfang als auch hinsichtliche des Inhalts. Es wäre vielleicht möglich, für die Analyse eine merkmalgeleitete Klassifikation zu erarbeiten und so zu einer exakteren Taxonomie zu gelangen. Damit wäre aber wenig gewonnen, weil die Bezeichnungen dann nicht mehr dem Sprachgebrauch im Diskurs entsprechen würden. Es ist eine kulturelle Tatsache, dass Textsorten im sprachlichen Alltag unterschiedlich bezeichnet werden können und sich nicht immer eindeutig voneinander abgrenzen lassen. Noch schwieriger als der Umgang mit solchen Unschärfen ist jener mit relativ offenen und wenig üblichen Textsortenbenennungen wie »Auslegeordnung«, »kleine Botschaften« oder »fragile Gedankenschnipsel«.[151] Darüber hinaus gibt es auch Anwendungsbereiche von Handschrift, die in den Diskursrealisationen zwar genannt werden, sich aber nicht einer Textsorte zuordnen lassen (z. B. das Unterschreiben).

All diesen Schwierigkeiten zum Trotz halte ich eine Korrelation von Textsorten, die von Hand geschrieben werden, und Konzepten, die mit Handschriftlichkeit verbunden sind, für gewinnbringend. Die in Tab. 1 festgehaltenen Verbindungen fussen auf dem geteilten gesellschaftlichen Wissen, so wie es sich im Diskurs bzw. dem im Korpus erfassten Diskursteil zu Handschriftlichkeit darstellt. Im nächsten Teil soll dieses Wissen mit den kulturellen Praktiken rund um das Handschreiben in Verbindung gebracht und abgeglichen werden. Anhand ausgewählter Textexemplare und Textsorten wird unter Einbezug der Kontexte näher auf die Funktion von Handschriftlichkeit in konkreten Kommunikationszusammenhängen eingegangen.

151 Beispiele aus: *Neue Luzerner Zeitung*, 12.4.2015, *Bergedorfer Zeitung*, 24.12.2012 und *Tagesspiegel*, 4.8.2012.

# IV Praktiken

Während im letzten Teil das geteilte gesellschaftliche Wissen im Fokus stand, sollen im Folgenden die damit verbundenen Praktiken des Schreibens mit der Hand näher beleuchtet werden. Schwergewichtig wird es dabei um vier ausgewählte Textsorten gehen, deren Exemplare (zumindest prototypisch) von Hand geschrieben werden und in denen die im letzten Teil aufgedeckten Konzepte und Vorstellungen von Handschriftlichkeit besonders deutlich werden: Karten (Kap. 13), Testamente (Kap. 14), diagrammatische Skizzen (Kap. 15) und Haftnotizen (Kap. 16). Neben der Beschreibung der kulturellen Praktiken, in die diese Texte eingebunden sind, soll dabei auch das Geschriebene selbst näher betrachtet werden. Vor der eigentlichen Analyse werde ich nochmals kurz auf die zugrunde gelegte Perspektive und das methodische Vorgehen eingehen (Kap. 12). Dabei schliesse ich an die Ausführungen in der Einleitung an (vgl. Kap. 2).

## 12 Methodische Vorbemerkungen zur Untersuchung kultureller Praktiken

Wie bereits an anderer Stelle ausgeführt, stehen einer Schreiberin heute in aller Regel mehrere Möglichkeiten zur Verfügung, Schrift zu realisieren (s. o. Kap. 5.2.2 und 5.3). Sie kann beim Schreiben auf unterschiedliche Anordnungen von Werkzeugen und Medien, d. h. mediale Gefüge, zugreifen und selbst entscheiden, ob sie einen Stift oder eine Tastatur verwendet. Die Frage, welches mediale Gefüge zu verwenden sei, stellt sich in der Praxis allerdings nicht vor jedem Schreibakt neu, sondern ist eng verknüpft mit der Textsorte, die beim Schreiben entstehen soll (und mit der kulturellen Praktik, in die sie eingebettet ist). Ebenso wie Schreiberinnen fähig sind, je nach Situation das passende Sprachregister zu ziehen, wissen sie auch, ob es angemessen ist, von Hand zu schreiben oder zu tippen. Nur in wenigen Fällen wird dieses Wissen explizit gelernt: Zwar gibt es zu diversen Textsorten Kurse und Ratgeber – prominente Beispiele wären Bewerbungsschreiben oder wissen-

schaftliche Texte –, alltägliche Texte lernen wir aber eher im Gebrauch kennen, d.h. dadurch, dass wir sie selbst sehen und lesen (was nicht dasselbe ist).[152] Textsorten sind dabei stets historisch und kulturell gebunden, das heisst sie verändern sich, können verschwinden oder neu entstehen. Jedes Exemplar einer Sorte ist nicht nur Imitation von Bestehendem, sondern es wirkt durch die Aktualisierung eines Musters auf dieses zurück. Wenn eine Schreiberin einen Liebesbrief am Computer tippt und ihn ausdruckt, verstösst sie gegen das gesellschaftlich geteilte Wissen, dass Exemplare dieser Textsorte von Hand realisiert werden müssen (s.o. Kap. 10.4.2). Sind andere konstitutive Merkmale wie Zweck, Sprachregister, Formulierungsmuster etc. aber gegeben, wird die Zugehörigkeit zur Textsorte Liebesbrief wahrscheinlich trotz maschinenvermittelter Schriftlichkeit anerkannt. Das Geschriebene weicht vom prototypischen Muster ab bzw. variiert dieses. Handeln hunderte, tausende oder gar hunderttausende Schreiberinnen gleich, verändert sich die Textsorte. Insofern sind Textsorten bzw. ihre Ausgestaltung Phänomene der dritten Art (s.o. Kap. 6.3). Ähnlich wie bei Trampelpfaden, die in der Regel ebenfalls gemeinsam hervorgebracht werden, ohne dass irgendjemand sie bewusst plant, ist die Gestalt von Textsortenexemplaren aber nicht willkürlich. Bei Trampelpfaden handelt es sich häufig um Abkürzungen, ihr Entstehen lässt sich also trotz des Fehlens einer bewussten Koordinierung erklären. Bei Textsorten ist die Begründung für die (inhaltliche wie materielle) Gestalt ihrer Exemplare im typischen Kontext ihrer Realisierung, in ihrer Funktion

152 Allerdings ist dieses Wissen über das passende ›Schreibregister‹ bzw. die damit verbundene »literale Kompetenz« in den letzten Jahren vermehrt in den Blick (auch) der Schreib- und Leseförderung geraten: So wurde Rahmen der *New Literacy Studies* (NLS) darauf hingewiesen dass Literalität, also lesen und schreiben (können), nicht einfach eine technische Fähigkeit ist, sondern eingebettet ist in »socially constructed epistemological principles« (Street 2005: 418). »Kommunikative Handlungskompetenz bzw. *literale Kompetenz* besitzen jene, die [die] text- und kontextspezifischen *Konventionen* kennen bzw. teilen« (Kerschhofer-Puhalo 2018: 167; Hervorhebungen im Original). Genau wie in der vorliegenden Untersuchung, stehen also auch in den *New Literacy Studies* Handlungsaspekte und das soziokulturelle Eingebundensein von Schriftlichkeit im Fokus: »People do not just read and write texts; they *do* things with them, things that often involve more than just reading and writing« (Gee 2015: 36, Hervorhebung im Original). Während sich die NLS für konkrete Schreiberinnen und Leserinnen(-gruppen) und ihre (literale) Sozialisierung interessieren, liegt das Hauptaugenmerk in dieser Arbeit stehts auf der Schrift und dem Geschriebenem – wobei eine Verbindung beider Perspektiven sicher sehr fruchtbar wär.

und in den Praktiken, in die sie eingebunden sind, zu finden. Ihre Gestalt ist entsprechend (auch) Ausdruck bzw. Spur dieser Praktiken bzw. der spezifischen kommunikativen Probleme, zu deren Lösung sie dienen.[153]

Nachdem im Rahmen des diskurslinguistischen Teils dieser Arbeit die Textsorten ermittelt wurden, die prototypisch mit dem Stift realisiert werden, gehe ich im Folgenden auf die mit ihnen verbundenen Kulturtechniken ein. Dazu werden einerseits die Kontexte ihrer Entstehung und Verwendung rekonstruiert, andererseits die Texte selbst in ihrer Musterhaftigkeit und materiellen Gestalt erfasst. Je nach Textsorte werde ich entweder die gesellschaftliche und kommunikative Einbettung der Texte oder das Geschriebene als materielle Spur stärker fokussieren, so dass ich mich den Praktiken des Schreibens mit der Hand aus zwei unterschiedlichen, ja fast entgegengesetzten Perspektiven nähere (vgl. auch Kap. 2.2 und 2.3). Je nach Blickwinkel sind auch verschiedene linguistische Methoden zweckmässig: Auf die Kontexte des Schreibens und Lesens gehe ich mit Instrumenten der kulturanalytischen Linguistik ein – ich beziehe also das (Vor-)Wissen mit ein und betrachte das Geschriebene als Brennpunkt der es umgebenden und formenden Welt (Kap. 12.1). Steht das Geschriebene selbst stärker im Zentrum, stütze ich mich hingegen auf Techniken der ethnomethodologisch geprägten Textlinguistik (Kap. 12.2).

## 12.1 Textsorten als Teile kultureller Praktiken

Bei einigen Textsorten ist die Tatsache, dass sie prototypisch von Hand geschrieben werden, unmittelbar verknüpft mit ihrer gesellschaftlichen Funktion und/oder ihrer kommunikativen Einbettung. Betrachtet man hier lediglich das Geschriebene, bleiben entscheidende Aspekte im Dunkeln. Es ist in diesen Fällen unumgänglich, die Funktion des Geschriebenen und seine Verankerung in kulturellen Praktiken zu rekonstruieren und zu beschreiben.

153 Natürlich kann Geschriebenes, verstanden als materielle, greifbare Ausprägung einer Textsorte, auch aus den Praktiken, in die es prototypisch eingebunden ist (»Textnutzungsroutinen«, vgl. Linke 2010a: 128), herausgelöst und in andere Kontexte übertragen werden. In der historischen Pragmatik werden Texte, die die zugehörigen Praktiken überdauert haben, als Spuren derselben interpretiert und wissenschaftlich fruchtbar gemacht.

Konkret werde ich bei Textsorten dieser Art das Umfeld skizzieren, in dem die Texte prototypisch erscheinen, die Rolle der Schreiberinnen und Rezipientinnen (und ihr Verhältnis untereinander) ansprechen und das soziale, institutionelle oder rituelle Problem nachzeichnen, das durch die bzw. in der Praktik bearbeitet wird. Aus diesen Eckwerten lässt sich die Funktion des realisierten Textes innerhalb einer Praktik ableiten. In der Gesamtschau ist es dann möglich, die spezifische Rolle des Handschreibens freizulegen: Anhand der Struktur und Ausgestaltung einer kulturellen Praktik kann bestimmt werden, ob die Wahl des Stiftes als Schreibwerkzeug rein technisch bedingt ist (Verfügbarkeit, Materialität etc.) oder vor allem von sozialsemiotischen Aspekten abhängt, die wiederum stärker auf die Schreiberin (d. h. das Schreiben) oder die Leserin (d. h. das Geschriebene) bezogen sein können.

Mit diesem Vorgehen, das insbesondere bei Textsorten wie dem Testament relevant wird (s. u. Kap. 14), schliesse ich an Arbeiten sowohl aus der Praxeologie (vgl. Elias et al. 2014; Hilgert 2014; Reckwitz 2014) als auch der kulturanalytischen Linguistik (vgl. Linke 2010a; Schröter et al. 2019) an. Als Praxisbeispiel für eine Analyse von Textsorten unter Berücksichtigung der zugehörigen kulturellen Praktik verweise ich auf einen Aufsatz von Angelika Linke (2010a) zu Poesiealbumeinträgen. Linke beschreibt darin in historischer Perspektive die Praktiken des Jemandem-ins-Poesiealbum-Schreibens und Sich-ins-Album-Schreiben-Lassens. Im Zusammenspiel sind beide Praktiken auf die Etablierung und Erhaltung von Beziehungen ausgerichtet, wobei die zugehörigen Texte ihr zentrales Element bilden (stärker als bei anderen Praktiken).[154] Ausgehend von den sprachlichen und materiellen Mustern, denen die Exemplare der Textsorte Poesiealbum folgen, zieht Linke nicht nur Rückschlüsse auf die sich verändernden Praktiken, sondern auch auf damit verbundene Konzepte von Beziehungen.

154 Dass die Bedeutung des Textes hier eine so zentrale Rolle spielt, lässt sich schon daran ablesen, dass für die Praktik kein eigener Name existiert (sie kann nur mit Rückbezug auf die Textsorte bezeichnet werden: »Ins-Poesiealbum-Schreiben«). Anders ist das bei Praktiken wie dem Halten eines Vortrags oder einer Unterrichtslektion (wo Textsorten wie Handout, Powerpoint-Präsentation oder Tafelbeschrieb eine wichtige Rolle spielen können), bei Sitzungen (die verknüpft sind mit Protokollen und Traktandenlisten), Verabredungen (die z. B. über Whatsapp-Nachrichten organisiert und evtl. ›nachbearbeitet‹ werden), Restaurantbesuchen (mit Speisekarten und Rechnungen), einem Kinobesuch (mit Tickets, Werbeanzeigen, evtl. Filmkritiken) usw.

Die Ausführungen zu den einzelnen Textsorten und kulturellen Praktiken in der vorliegenden Untersuchung sind eng verknüpft mit zugehörigen Aussagen im Diskurs (vgl. Teil III), beruhen aber auch auf eigenen Beobachtungen.

## 12.2 Textsortenexemplare als Spuren

Für alles Geschriebene gilt, dass die Beschaffenheit eines Textes auf seine Produktion zurückverweist und damit auch auf die Umstände, in denen er entstanden ist (z. B. auf kulturelle Praktiken), auf die Person(en), die ihn erschaffen hat/haben, und auf den intendierten Zweck seiner Existenz. Kontext, Autorin und Zweck spiegeln sich in den Graphen, die realisiert wurden, in der Art, wie das Geschriebene aussieht, im Untergrund, auf dem es sich befindet, und in den Zeichen, den Worten und Sätzen, die den Text bilden. Um herauszufinden, weshalb Schrift von Hand realisiert wurde, muss das Geschriebene also als Spur gelesen werden. Wie jedes Spurenlesen basiert auch die Analyse von Geschriebenem auf Erfahrungswissen und auf der Herstellung und Beschreibung plausibler Annahmen. Es gibt kaum etwas, das mit absoluter Sicherheit festgehalten werden kann, zumal der Schreibmoment verflogen ist und man nicht in die Köpfe der Schreiberinnen blicken kann (ganz abgesehen davon, dass das, was man darin sehen würde, nicht unbedingt einer überindividuellen Wahrheit entspräche). Spurenlesen ist im Grunde dasselbe wie eine Quelleninterpretation; bei beidem geht es um die Rekonstruktion von Vergangenem. Bei beiden Tätigkeiten kann es nicht das Ziel sein, einen Akt oder Vorgang in seiner Totalität wiederherzustellen bzw. präsent zu machen, zumal die Wahrnehmung auch in der vergangenen Gegenwart selektiv war. Vergangenes wie Gegenwärtiges wird immer aus einer bestimmten Perspektive betrachtet, aus einem spezifischen Blickwickel, aus dem einiges relevant und vieles irrelevant erscheint.

Für die vorliegende Untersuchung sind alle Aspekte des Geschriebenen relevant, die auf den Akt seiner Realisierung verweisen. Dabei ist schon die Frage, ob etwas von Hand geschrieben oder getippt oder diktiert wurde, alles andere als banal. Durch die Komplexität der heute zur Verfügung stehenden medialen Gefüge sind die Grenzen zwischen Handgeschriebenem und Getipptem undeutlich geworden (vgl. Kap. 5.2 und 5.3). Einerseits führen sozialsemiotisch motivierte Bestrebungen, Handgeschriebenes am Computer zu

emulieren, dazu, dass Getipptes z.T. aussieht wie Handgeschriebenes. Andererseits gibt es Computerprogramme mit ›Schrifterkennung‹, die (mehr oder weniger) unmittelbar während des Handschreibens die realisierten Graphe in Graphe einer anderen Schrift umwandelt (z.B. auf einem Tablet). Anhand einer kombinierten Analyse von graphischen Kriterien und Bewegungsabläufen erkennt eine solche Software, welche Buchstaben geschrieben werden, unterstellt also die Identität zweier Graphe unterschiedlicher Schriften (unter Rückgriff auf sprachsystematische und lexikalische Daten). Es transformiert den einen in den anderen, so dass das Handgeschriebene im Moment seiner Realisierung verloren geht und es unmöglich wird, dem (gespeicherten, gedruckten etc.) Geschriebenen anzusehen, dass bei seiner Herstellung ein Stift im Spiel war. Solche Artefakte bilden (bisher) zweifellos die Ausnahme und werden hier entsprechend nur kursorisch bearbeitet.

Im Zentrum dieser Untersuchung stehen prototypisch von Hand verfasste Texte. Insofern kann die geplante Detailanalyse von Geschriebenem unmittelbar an die Erkenntnisse aus dem Diskurs-Teil anschliessen. Die Betrachtung konkreter Texte dient dabei einerseits der Überprüfung der Diskursäusserungen zu bestimmten Textsorten. Andererseits ergibt sich aber auch ein neuer Blickwinkel und es können vielleicht Eigenschaften von Handschriftlichkeit freigelegt werden, die nicht explizit in das diskursiv greifbare, gesellschaftlich geteilte Wissen eingegangen sind (sich in den Praktiken aber zeigen).

# 13 Handgeschriebene Karten

Bevor ich auf das eigentliche Thema dieses Kapitels zu sprechen komme, soll noch kurz auf die Textsorte Brief eingegangen werden. Folgt man der Häufigkeit, in der eine bestimmte Textsorte im Diskurs genannt wird, müsste Briefen hier ein eigenes Kapitel gewidmet werden. Allerdings wird bei näherer Betrachtung der Diskursäusserungen klar, dass es sich bei der Textsorte Brief mehr um eine Allegorie von Handschriftlichkeit handelt als um eine (noch immer) verbreitete Alltagspraktik. Sowohl hinsichtlich *aller* gegenwärtigen Schreibpraktiken als auch mit spezifischem Blick auf die Handschriftlichkeit bilden Briefe eine marginale Textsorte. Das zeigt z.B. eine Umfrage der *Coopzeitung* (6.2.2018), in der nur 37 % der Befragten angegeben haben, sie

würden noch Briefe schreiben (immerhin 71 % greifen hingegen für Notizen zum Stift).[155] Auch die im Korpus mehrfach dokumentierte explizite Aufforderung, (wieder einmal) einen Brief zu schreiben, ist Indiz dafür, dass es sich beim Briefschreiben eher um ein Ideal als um eine gängige Praktik handelt.

Jene Aspekte, denen im Zusammenhang mit handschriftlicher Briefkommunikation besonderes Gewicht gegeben wird, d. h. die mit ihr verbundenen Ideale, Zielsetzungen und Zuschreibungen, gelten aber auch für die Textsorte Karte.[156]

## 13.1 Eingrenzung der Textsorte Karte

Der Terminus »Karte« ist eigentlich eher eine Sammelbezeichnung als der etablierte Name einer Textsorte; im allgemeinen Sprachgebrauch ist der Ausdruck als Textsortenbezeichnung jedenfalls nicht üblich. Vielmehr wird mit »Karte« ganz allgemein auf einen greif- und beschreibbaren Gegenstand aus bestimmtem Material referiert, auf ein »Blatt aus dünnem Karton« (Duden Universalwörterbuch 2019: 991). Darüber hinaus ist eine ganze Reihe von (lexikalisierten) Übertragungen gebräuchlich: Wenn z. B. von den »Karten in einem Atlas« die Rede ist, so muss nicht jede davon ein Blatt füllen. Gemeint ist dann die *Darstellung* und zwar weitgehend unabhängig von der Materialität (was besonders deutlich wird, wenn man an Online-Karten denkt). Aber auch wenn eine Person »mit Karte bezahlt«, tut sie das nicht mit einem Blatt aus Karton, sondern mit einer *Kredit*karte aus Plastik.[157] Wenn »Karte« als

155 Da Briefe nach wie vor als Prototypen von Handschriftlichkeit gelten und eine sehr hohe gesellschaftliche Wertschätzung geniessen, kann davon ausgegangen werden, dass sich unter diesen 37 % auch Personen befinden, die in Wahrheit kaum handschriftliche Briefe verfassen und lediglich an dem mit dem Briefschreiben verbundenen Sozialprestige partizipieren wollten (und sei es nur gegenüber sich selbst). Vor diesem Hintergrund ist der Prozentsatz erstaunlich gering.

156 Diese enge Verbindung zwischen Briefen und Karten ist auch historisch begründet, wie sich der umfassenden Untersuchung zum »Medium Postkarte« von Anett Holzheid entnehmen lässt. Holzheid verweist darin u. a. auf die »Beschreibung der Postkarte als ›Brief des kleinen Mannes‹« (Holzheid 2011: 21, vgl. zum Brief als Vorläufer der Postkarte insbesondere S. 68–94).

157 Ähnlich, aber noch weiter von der ursprünglichen Bedeutung (»steifes Blatt Papier«) entfernt: *Chip*karte, *SIM*-Karte.

Textsortenbezeichnung Verwendung findet, dann entweder innerhalb von Komposita (*Ansichts*karte, *Visiten*karte, *Eintritts*karte, *Land*karte, *Jass*karte etc.) oder als Kurzform eines solchen Kompositums (z. T. durch Attribute entsprechend gekennzeichnet: Karten *aus dem Urlaub*, Karten *für die Oper*). Insgesamt lässt sich »Karte« als Sammelbegriff weder mit merkmal- noch mit prototypen-semantischen Mitteln adäquat erfassen. Das Lexem kann aber als Familienbezeichnung im Sinne von Wittgensteins »Familienähnlichkeit« verstanden werden (vgl. dazu, mit Blick auf »Spiele«, Wittgenstein 2003 [1953]: 56–57). Im Folgenden verweise ich mit Karte aber nur auf einen Teil dieser Familie (quasi einen Ast des Stammbaums): auf Karten im Sinne von Textexemplaren, die für eine (oder mehrere) bestimmte Person(en) und nur diese geschrieben werden.[158] Ausgeschlossen sind also nicht nur alle Formen von Übertragungen, bei denen es sich nicht um Geschriebenes handelt, sondern auch Karten ohne spezifische Empfängerinnen wie Visitenkarten, Fahrkarten, Spielkarten, Speisekarten etc. Ausgeschlossen sind darüber hinaus auch Anzeigen und nicht personalisierte Einladungen, die zwar an einen spezifischen, eingegrenzten Personenkreis gerichtet sind, deren persönliche Adressierung sich dann aber nicht oder nur z. T. auf dem Couvert zeigt; dazu gehören z. B. Karten mit Hochzeitseinladungen oder in Kartenform verschickte Geburtsanzeigen oder Todesanzeigen. Solche Textsorten sind in zweifacher Hinsicht eng mit den untersuchten Karten verknüpft: Einerseits stehen einige von ihnen innerhalb kultureller Praktiken in strukturierter Abfolge mit den hier untersuchten Karten (z. B. bei Todesfällen und Geburten), andererseits sind die Textsortengrenzen in diesem Bereich nicht klar konturiert und es finden sich viele Hybride:[159] So z. B. wenn sich auf einer standardisierten Einladung oder Geburtsanzeige noch zusätzliches Geschriebenes findet, das

158 Die so verstandene Textsorte Karte ist teilweise deckungsgleich mit der Extension des Begriffs »Postkarte« im Sinne Holzheids. Für mein Verständnis ist es allerdings wichtig, dass Karten nicht unbedingt verschickt werden müssen (also nicht zwangsläufig postalisch laufen).

159 Die unscharfen Grenzen zwischen Anzeigen und den hier beschriebenen Karten (die stärker an Briefkommunikation anknüpfen) bestehen schon in der Entstehungszeit der klassischen Postkarte (die als Vorläufer der hier beschriebenen Textsorte gesehen werden muss): »Auch kann die Nutzung der Postkarte unter dem Aspekt der persönlichen Kommunikation als Zwischenform von Brief- und Anzeigenvariante klassifiziert werden« (Holzheid 2011: 120).

sich exklusiv an die Empfängerin richtet,[160] oder wenn Weihnachtskarten mit standardisiertem Text verschickt werden. In der Regel erfüllen Weihnachtskarten aber die Anforderungen an Karten, die ich oben formuliert habe: Ihr Text richtet sich explizit und exklusiv an eine bestimmte Empfängerin (oder eine kleine Empfängerinnengruppe, z. B. ein Paar, eine Wohngemeinschaft etc.). Das trifft auch auf Geburtstagskarten, Abschiedskarten (zum Beispiel von Arbeitskolleginnen), Dankeskarten, Trauer- bzw. Kondolenzkarten zu, sowie auf Urlaubsansichtskarten, die sich durch einige bemerkenswerte Besonderheiten auszeichnen (s. u. Kap. 13.3).

Das Merkmal der (direkten) Adressierung scheint mir für die Eingrenzung des Gegenstands auch deshalb nützlich, weil sie im Diskurs um die Handschriftlichkeit dieser Textsorte(n) weniger dominant ist als die Textfunktion (»Gefühle zeigen«). So kann die Gefahr einer zirkulären Argumentation verringert werden.[161] Funktion, Adressierung, formale und inhaltliche Musterhaftigkeit und Materialität sind aber bei allen Textsorten aufs engste verknüpft und lassen sich nur analytisch trennen. Anders gesagt: Es ist kein Zufall, dass eine Textsorte mit einer bestimmten Funktion diejenigen Muster ausbildet, die sie ausbildet, dass sie aussieht, wie sie aussieht, und anspricht, wen sie anspricht. Als Lösungen wiederkehrender kommunikativer Probleme basieren Textsorten auf kulturellen und sozialen Prozessen und folgen insofern einer gewissen Logik. Eben deswegen lassen sie sich als Spuren der damit verbundenen Praktiken lesen. Die Materialität von Karten ist gebunden an die Art ihrer Produktion, ihr Austausch und ihre Leseweise an Adressierung und Funktion. Inhaltliche und formale Musterhaftigkeit werden u. a. bestimmt durch z. B. die Grösse der Karte und vice versa. Entsprechend ist davon auszugehen, dass es nicht *einen* Grund gibt, weshalb bestimmte Text-

160 Am äussersten Rand dieses taxonomischen Grenzgebietes finden sich Anzeigen und Einladungen, bei denen der standardisierte Text lediglich mit einer persönlichen Anrede ergänzt wurde (im Extremfall automatisiert, wie bei Serienbriefen).

161 So wäre es offensichtlich wenig ergiebig, Handschriftlichkeit als Kriterium der Textsortenbegrenzung zu wählen: Was Texte für das Geschriebenwerden von Hand prädestiniert, kann nicht damit erklärt werden, dass sie von Hand geschrieben werden. Etwas weniger problematisch wäre das Kriterium der Textfunktion. Wenn im Korpus aber dominant darauf verwiesen wird, dass bei der Kommunikation von Gefühlen und bei der Beziehungskonstitution und -erhaltung Handschriftlichkeit angebracht ist, würde die Verwendung dieses Merkmals es verunmöglichen, den diskursiv dominanten Topos kritisch zu hinterfragen.

sorten, wie Karten, prototypisch von Hand geschrieben werden. Handschriftlichkeit ist stets abhängig von verschiedenen Faktoren, von denen je nach Textsorte einmal der eine, einmal der andere gewichtiger ist.

Das Zuordnen von Texten zu einer Sorte aufgrund ihrer materiellen »Kartenhaftigkeit« und (der Exklusivität) ihrer Adressierung birgt u. a. die Schwierigkeit, dass die so ausgewählten Texte in recht unterschiedliche kulturelle Praktiken eingebunden sind. Gerade dadurch werden aber Gemeinsamkeiten sichtbar, die durch andere Einteilungskriterien eher verdeckt werden und für das Schreiben von Hand relevant sind. Für die folgenden Ausführungen greife ich auf bestehende Untersuchungen und eigenes Textsortenwissen zurück, stütze mich darüber hinaus aber auch auf eine kleine Beispielsammlung von knapp 80 Karten.[g]

## 13.2 Kondolenzkarten

Bei Kondolenzschreiben handelt es sich um Texte, in denen die Autorin der Empfängerin ihr Beileid ausdrückt (meist im Hinblick auf einen Todesfall). Die Textsorte wurde in ihrer kommunikativen Einbettung und sprachlichen Musterhaftigkeit bereits von Fandrych & Thurmair (2011: 301–311) beschrieben. Zurecht machen sie darauf aufmerksam, dass ein Kondolenzschreiben kommunikativ sowohl eine phatische als auch eine expressive Funktion besitzt. Die Verfasserin aktualisiert und festigt also die soziale Beziehung zur Adressatin, drückt (dabei) aber auch ihre Gefühle aus.[162] Ausserdem zeigen Fandrych und Thurmair, dass Kondolenztexte häufig Teil einer dreistufigen Kommunikation sind: Den Anfang macht dabei die Todesanzeige, die z. B. in einer Zeitung abgedruckt und/oder als verschlossene Karte verschickt wird und den Tod einer Person anzeigt (also informiert).[163] Kondolenzschreiben

162 Welche der beiden Funktionen in welchem Umfang erfüllt wird, hängt unter anderem damit zusammen, ob die Kondolierende in einer sozialen Beziehung (vor allem) mit der Gestorbenen oder (vor allem) mit den Hinterbliebenen stand/steht.

163 Zur Textsorte Todesanzeige und der historische Entwicklung derselben vgl. Linke 2001 und Linke 2014: 181–187.

g Hochgestellte Kleinbuchstaben verweisen auf Endnoten (Formalia), vgl. S. 247.

antworten in aller Regel auf solche Anzeigen und provozieren als Reaktion wiederum eine Dankesäusserung der Hinterbliebenen. Dieser Zusammenhang ist mit Blick auf das Schreiben von Hand vor allem insofern wichtig, als in der schriftlichen Kommunikation (und nicht nur dort) eine Tendenz zu medialer Symmetrie besteht: E-Mails werden per Mail beantwortet, SMS per SMS, Briefe mit Briefen. Insofern ist es nicht irrelevant, welche Textsorte der Kondolenzkarte vorausgeht und welche allenfalls auf sie folgt.

In ihrer Beschreibung von Kondolenzschreiben geht es Fandrych & Thurmair (2011) vor allem um die Textstruktur und sprachliche Merkmale, materielle Aspekte lassen sie weitgehend ausser Acht. Besonders deutlich wird das daran, dass sämtliche Beispiele, auf die sie ihre Argumentation stützen, als abgetippte Texte erscheinen; sowohl das Schriftbild als auch Grösse, Form und Aussehen des Schreibgrundes sind in der Analyse getilgt.[164] Mit Blick auf Handschriftlichkeit sind solche Eigenschaften aber von grosser Bedeutung, wie ich im Folgenden exemplarisch an einer Kondolenzkarte verdeutlichen möchte.

### 13.2.1 *Aufrichtiges Beileid* – Gefühlsausdruck als Readymade

Die abgebildete Kondolenzkarte (Abb. 20 und 21) enthält mindestens zwei sehr unterschiedliche Textteile. Neben dem Geschriebenen im Inneren der aufklappbaren Karte, also jenem Teil, der in linguistischen Untersuchungen meist den Gegenstand bildet, findet sich auch auf der Aussenseite Text. Sowohl die Verteilung auf Innen- und Aussenseite als auch die Tatsache, dass das Geschriebene einmal gedruckt (also wahrscheinlich: getippt) und einmal mit dem Stift realisiert wurde, bilden deutliche Gliederungshinweise (im Sinne von Hausendorf & Kesselheim 2008: 51–57; vgl. auch Hausendorf et al. 2017: 150–158). Gelesen wird zuerst die Vorderseite der Karte,[165] also das

164 Ein Ausblenden von Aspekten wie Materialität oder Kontext ist in vielen Fällen sinnvoll, zumal jede detaillierte Analyse zwangsläufig bestimmte Teile des untersuchten Phänomens vernachlässigt. Problematisch wird es erst dann, wenn grundlegende Eigenschaften von Geschriebenem einfach übersehen oder übergangen werden, also weder beschrieben noch *bewusst* ausgeblendet.

165 Wo bei einer aufklappbaren Karte das »Vorne« und wo das »Hinten« ist, ist kulturabhängig; in Japan und im arabischen Raum, wo sich die Buchrücken auf der rechten Seite befinden, sind auch bei Klappkarten vorne und hinten ›vertauscht‹.




**Abb. 20:** Beileidskarte, aussen (KON19SI)

gedruckte *Aufrichtiges Beileid* und, davon deutlich abgegrenzt; *Statt Blumen*. *Hergestellt* wurde dieser Textteil allerdings nicht von den Absenderinnen der Karte (*Hans* und *Olivia*), sondern von der Firma *Depesche*, wie ein »kleiner Text« (vgl. Hausendorf 2009) auf der Rückseite der Karte verrät. Dennoch sind es nicht die Angestellten der Firma *Depesche* (oder der Firma *b.sonders*, für die die Karte *lizenziert* ist), die der Adressatin (*Edith*) ihr *aufrichtiges Beileid* aussprechen, sondern *Hans* und *Olivia*. Holzheid (2011: 16–17) spricht in diesem Zusammenhang von der »Mehrstimmigkeit von Postkartenbotschaften« und unterscheidet zwischen präfabriziertem (d. h. auch: gedrucktem) »Trägertext« und dem eigentlichen »Sendertext«. *Hans* und *Olivia* sind, mit Goffman gesprochen (vgl. Auer 2013: 167), »Auftraggeber« (principal) des gesamten Textes, also auch jener Teile, die sie nicht selbst geschrieben haben.[166]

166 Eine Ausnahme bildet einzig der bereits erwähnte »kleine Text« auf der Rückseite, in dem sich die beiden an der Herstellung der Karte beteiligten Firmen ausweisen. Etwas unklar ist, wer im Falle der *aufrichtigen Anteilnahme*, die sich ebenfalls auf der Rück-

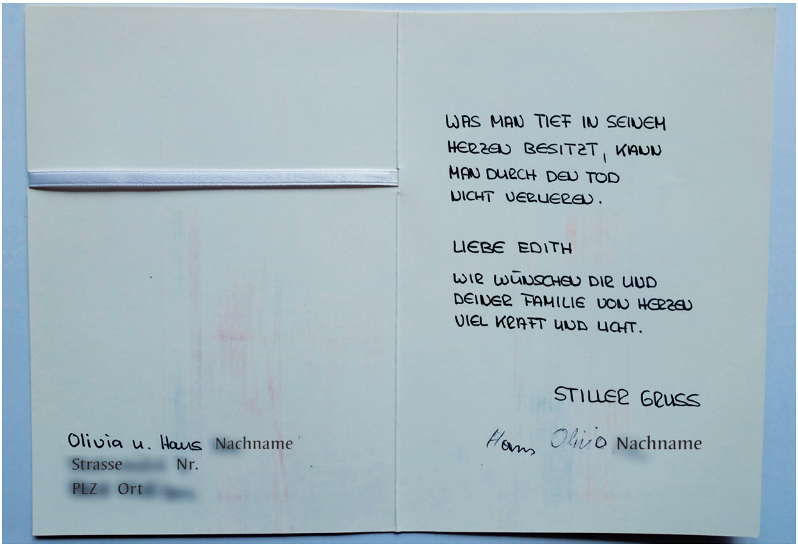



**Abb. 21:** Beileidskarte, innen (KON19SI)

Beim Geschriebenen auf der Vorderseite ist zunächst das Adjektiv *aufrichtig* interessant. Es verweist auf den prekären Status der Authentizität von (schriftlichen) Gefühlsäusserungen, zumal die explizite Kennzeichnung des Beileids als *aufrichtig*, also als »dem innersten Gefühl, der eigenen Überzeugung ohne Verstellung Ausdruck gebend« (Duden Universalwörterbuch 2019: 210), nahelegt, dass Anteilnahme auch unecht und geheuchelt sein kann.[167] Handschriftlichkeit ist eine mögliche Antwort auf dieses kommunikative Problem. Es gehört, wie im letzten Kapitel gezeigt, zum geteilten gesellschaftlichen Wissen, dass beim Schreiben von Hand (emotionale) »Täuschungsma-

seite findet, ›spricht‹. Die eigentlichen Autorinnen der Karte (*Hans* und *Olivia*) haben ihr *aufrichtiges Beileid* bereits auf der Vorderseite ausgedrückt und ihren kommunikativen (Schreib-)Akt mit den Unterschriften auf der rechten Innenseite abgeschlossen. Die Vermutung liegt nahe, dass hier tatsächlich die Kartenherstellerinnen (*Depesche* und *b.sonders*) ihre Anteilnahme ausdrücken, was allerdings gewichtige Implikationen auf die Konzeption von Beileidsbekundungen hätte.

167 Virulent ist das Problem der Darstellung ›authentischer‹ Trauer und ›echten‹ Beileids in Online-Praktiken, wo sich erst allmählich entsprechende Strategien herausbilden, vgl. Frick 2020: 173–179.

növer ausgeschlossen« sind und dass Handgeschriebenes eine authentische Spur der Gefühle darstellt (vgl. *Berner Zeitung*, 22.3.2010; s. o. Kap. 10.4.2; vgl. auch Gredig 2019). Insofern ist es nur folgerichtig, dass Textsorten, in denen *aufrichtige* Gefühle gefragt sind, prototypisch von Hand verfasst werden. Zu diesem Bild passt allerdings nicht, dass diese zentrale Gefühlsäusserung auf die vorliegende Karte gedruckt wurde. Die Beileidsbekundung ist, samt Aufrichtigkeit, Fertigware.

Das gilt nicht nur für die abgebildete Kondolenzkarte, sondern ist eine gemeinsame Eigenschaft von vielen Kondolenzschreiben, ja von den meisten Karten überhaupt: Sie werden bereits vorgefertigt von der Senderin gekauft. Historisch handelt es sich bei diesem Vorgefertigt-Sein um *die* zentrale Eigenschaft von (Post-)Karten: Neben dem kleineren Format war es der Vordruck oder, wie Holzheid (2011: 16) diesen nennt, der »Trägertext« (bzw. das »Trägerbild«), der die Karten vom Brief unterschied und für ihre Etablierung als eigene Textsorte sorgte.[168] Schon früh entwickelte sich ein ganzer Industriezweig rund um die Herstellung von Karten im hier besprochenen Sinn und noch heute werden damit in Deutschland über 800 Millionen Euro pro Jahr umgesetzt.[169]

Doch auch vor diesem Hintergrund ist es zumindest auffällig, dass der Anspruch auf Aufrichtigkeit bereits im Trägertext erscheint, zumal es bei der Entstehung von (Post-)Karten explizit ein Anliegen war, ohne die »Floskeln« und »Versicherungen der ungetheiltesten Hochachtung« auszukommen, die die Schreiberinnen an Briefen »anwider[te]n« (Herrmann 1869: 4; vgl. auch Holzheid 2011: 126). Zudem empfehlen normative Texte wie der Ratgeber *Richtiges Verhalten im Trauerfall* »allgemeine Floskeln wie ›mein Beileid‹ zu

168 Diese spezielle Beschaffenheit verleitet Holzheid sogar dazu, die Postkarte als »prämoderne[n] Hybrid« zwischen Massenmedien und interpersonalen Medien zu klassifizieren (vgl. Holzheid 2011: 18). Angesichts der Tatsache, dass die Herstellerinnen der (vor-)gedruckten Textteile nicht als Sprecherinnen in Erscheinung treten, scheint es mir aber trotz der massenhaften Produktion nicht gerechtfertigt, Karten in die Nähe von Massenmedien zu rücken.

169 Vergleiche dazu eine Pressemitteilung der *Arbeitsgemeinschaft der Hersteller und Verleger von Glückwunschkarten* (AVG): https://bit.ly/2HkWStI [22.10.2020]. Die jährlichen Erhebungen in diesem Bereich zeigen sogar einen Aufwärtstrend in den letzten Jahren: Der Absatz von Gruss- und Glückwunschkarten (zu denen auch Kondolenz- bzw. Trauerkarten gezählt werden) stieg von 2014 bis 2017 kontinuierlich an, 2017 um 5,1 % (vgl. https://bit.ly/2GMPPck [22.10.2020]).

vermeiden« (Zacker 2005: 69). Ein Blick in das Wortprofil von »Beileid« im DWDS zeigt aber, dass die Kollokation von »aufrichtig« und »Beileid« nicht nur hochfrequent (bei den Adjektivattributen an dritter Stelle hinter »tiefstes« und »herzliches«), sondern vor allem auch sehr fest ist.[170] Das Adjektiv »aufrichtiges« ist durch die feste Bindung an »Beileid« ein Stück weit desemantisiert und wird quasi-synonym zu anderen Attributen wie »tiefempfundenes« oder »herzliches« benutzt. Gerade *weil* es sich um eine feste Wendung handelt, findet sich *Aufrichtiges Beileid* als standardisierter Trägertext vorgedruckt auf der Karte.

### 13.2.2 *Statt Blumen* – Verweise auf die materielle Welt

Auch der Textteil *Statt Blumen* ist vorgedruckt. Er ist also ebenfalls standardisiert und verweist auf eine musterhafte Praktik im Bereich der Trauerkommunikation. Allerdings wird besagte Praktik durch die adversative Verwendung der Präposition *statt* sofort aufgehoben bzw. erscheint in ihrer Negation: Es wird impliziert, dass an dieser Stelle innerhalb des Ablaufs der kulturellen Praktik eine Blumengabe angebracht wäre, hier aber stattdessen eine Alternative gewählt wurde.[171] Diese Alternative ist nicht etwa, wie ein blosses Transkript der Vorderseite der Karte nahelegen würde (*Aufrichtiges Beileid Statt Blumen*), das *aufrichtige Beileid*; das wissen wir durch unsere Vertrautheit mit den kommunikativen Praktiken rund um einen Trauerfall, wir können es aber auch aus den (materiellen) Lesbarkeitshinweisen auf der Karte schliessen. Nicht nur die Grossschreibung des Wortes *Statt* steht einer direkten Verknüpfung der beiden Textteile entgegen. Auch ihre räumliche Distanz, ihre Abgrenzung durch einen Wechsel des Hintergrunds (weisse Fläche vs. Blumenfoto), ein dazwischenliegendes Stoffband und vor allem die Tatsache, dass das *Statt Blumen* auf einen separaten, zusätzlich angebrachten materiellen Textträger gedruckt wurde, verhindern die durch das reine

**170** Dies zeigt der hohe Wert von 8.8 (bzw. 8.0) beim Assoziationsmass *logDice*; »aufrichtiges« liegt hier hinter »tiefempfundenes« an zweiter Stelle; vgl. https://www.dwds.de/wp/Beileid [22.10.2020]. Zu korpuslinguistisch relevanten Assoziationsmassen und insbesondere dem logDice-Wert vgl. Roth 2014: 64–67.

**171** Durch das Bild auf der Vorderseite der Karte findet die Blumengabe entgegen der textuellen Aussage in gewisser Weise auch statt, der Konvention wird also entsprochen.

Sprachmaterial nahegelegte Leseweise. Aus dem Textträger ergibt sich auch, wo das, das an die Stelle von Blumen tritt, zu suchen ist: Innerhalb eben dieses Textträgers, im aufgeklebten kleinen Kuvert. Man kann wissen, dass die Formulierung *Statt Blumen* auf Kondolenzkarten intertextuell an die kommunikativ vorgelagerte Todesanzeige anschliesst, in der sich häufig Formulierungen wie »anstelle von Blumen gedenke man…« finden (vgl. Eckkrammer 1996: 89–90).[172] Man kann darüber hinaus und damit verbunden wissen, dass die Empfängerin in dem Kuvert in aller Regel Geld vorfinden wird (also eine Spende *statt Blumen*). Wichtig für Fragen der Handschriftlichkeit ist hier aber die Tatsache, dass sich ein Verweis findet, der über den Text und die Karte hinaus in die physische, materielle Welt reicht. Ein solcher Verweis findet sich auch in einem anderen Kondolenzschreiben in meiner Kartensammlung, dort allerdings im (handgeschriebenen) Text im Innern der Karte: »Beilage Fr. 50.– für Spitex Höfe« (KON24SI). Alleine die Tatsache, dass eine vorgefertigte Karte existiert, die die Entrichtung einer Spende vorsieht, legt nahe, dass es sich um eine gängige Praktik handelt (zumal es sozial höchst problematisch wäre, eine solche Karte mit leerem Kuvert zu übergeben).

Eine weitere wichtige Verbindung der Textsorte Kondolenzkarte zur materiellen Welt ergibt sich aus der kulturellen Praktik und den kommunikativen Abläufen, in die sie eingebunden ist. Kondolenzschreiben werden oft nicht per Post geschickt, sondern zur Bestattung mitgebracht und dort in dafür vorgesehene Behältnisse gelegt oder abgegeben. Die Funktion der Karten ist es dann nicht nur, Beileid auszudrücken, sie dienen auch als Hinweis (oder sogar Nachweis) dafür, dass man bei der Bestattung anwesend war. Für diesen Einsatz der Karten sprechen auch zwei Beispiele in meiner Sammlung: Eine Karte enthält neben einem etwas längeren Trägertext (mit Trauerspruch) lediglich die handgeschriebene Adresse der Absenderinnen (KON13SI), in der anderen wurde der kurze Trägertext (*Herzliche Teilnahme*) mit den Worten *Herzliche Grüsse* sowie mit den Namen und dem Wohnort der Kondolierenden ergänzt. In beiden Fällen verzichten die Senderinnen also auf eine (persönliche) Nachricht und ergänzen den vorgedruckten Text lediglich durch einen Identitätsnachweis. Beide Karten wurden nicht auf dem Postweg ge-

172 Das trifft auch auf den konkreten Fall zu: In der Todesanzeige, auf die die hier besprochene Karte reagiert, heisst es: »Anstelle von Blumenspenden bitten wir, die Spitex Höfe zu berücksichtigen, […].«

schickt, sondern an der Trauerfeier abgegeben. Innerhalb dieser kulturellen Praktik kann eine Kondolenzkarte nicht durch eine E-Mail oder eine WhatsApp-Nachricht ersetzt werden (ganz unabhängig von der sozialsemiotischen Bewertung des jeweiligen Mediums); die Materialität der Karte ist gebunden an ihre kommunikative Einbettung. Das ist zwar noch kein hinreichendes Argument, dass Kondolenzkarten von Hand geschrieben werden müssen (zumal auch Getipptes via Drucker ›materialisiert‹ werden kann), aber es schliesst doch eine grosse Zahl medialer Gefüge aus. In diesen Kontext gehören auch sogenannte *Kondolenzbücher.* In ihrer klassischen Form liegen diese an Trauerveranstaltungen auf und fungieren als Alternative oder Ergänzung zu Trauerkarten. Durch ihre physische Präsenz am Ort der Bestattung sind sie explizit an die kulturelle Praktik ebendieser gebunden und mit der materiellen Welt verwoben (vgl. Fandrych & Thurmair 2011: 305–307).[173]

### 13.2.3 *Was man tief in seinem Herzen besitzt…* – Normtexte

Betrachten wir nun das Innere der Karte (Abb. 21, s. o. S. 169), so sind erneut verschiedene Textteile auszumachen, die alle mit dem Stift realisiert wurden. Das Geschriebene ist also, im Gegensatz zu den Textteilen auf der Aussenseite der Karte, nicht standardisiert – zumindest nicht auf den ersten Blick. Die Tatsache, dass ein Teil des Textes auf der rechten Innenseite oberhalb der Anrede (*Liebe Edith*) steht, deutet darauf hin, dass er nicht zur eigentlichen, persönlichen Mitteilung der Autorinnen an die Empfängerin gehört; Anreden eröffnen Nachrichten, Grussformeln und Unterschriften schliessen sie ab. Tatsächlich handelt es sich bei dem der Anrede vorausgehenden Textteil um einen recht bekannten »Trauerspruch«, der häufig (fälschlicherweise) Goethe zugeschrieben wird (s. u. Abb. 22).[174]

173 Fandrych & Thurmair (2011: 305) machen darauf aufmerksam, dass es Kondolenzbücher »mittlerweile auch im Internet« gibt. Auch sie sind aber in gewisser Weise raumgebunden; nämlich an jenen virtuellen Ort, an dem die dahinterstehende kulturelle Praktik (im Netz) stattfindet. Darauf kann ich hier leider nicht genauer eingehen, vgl. in diesem Zusammenhang aber Frick 2019.

174 Vergleiche dazu eine Liste verbreiteter Trauersprüche, die 2009 im Rahmen des Seminars *Verschriftlichter Tod* an der Universität Bielefeld erstellt wurde: https://bit.ly/35j5IDe [22.10.2020].

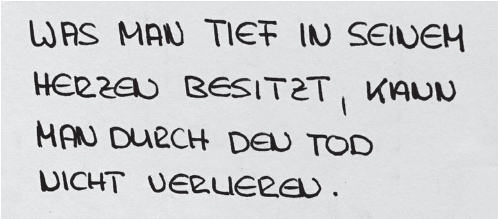



**Abb. 22:** Trauerspruch auf Kondolenzkarte (Detailvergrösserung von Abb. 21)

Trauersprüche wie dieser sind vor allem typisch für Todesanzeigen, in denen sie als Überdachung oder Initiator fungieren (weshalb sie in dieser Funktion von Eckkrammer [1996: 39] und Hölscher [2011: 279] als »Motto« bezeichnet werden), sie sind aber durchaus auch als Teil von Kondolenztexten üblich.[175] Das zeigt sich schon an der alternativen Bezeichnung als »Trostsprüche« oder »Trostworte«, die diese Textteile funktional in die Nähe der Beileidsbekundung rückt. Es zeigt sich aber auch in meinem Kondolenzkartenkorpus, in dem mehr als die Hälfte der 28 Trauerkarten solche Trostworte enthält – z. T. in gedruckter Form, also als Teil des Trägertextes, was zusätzlich für die Repräsentativität dieses Textteiles spricht. Schliesslich finden sich auch in normativen Quellen zum Verfassen von Kondolenztexten Hinweise auf die Verwendung von Trauersprüchen (vgl. dazu Zacker 2005: 70 und 157, sowie z. B. https://bit.ly/2KDWeKU [22.10.2020]).

Zumindest auf der vorliegenden Kondolenzkarte handelt es sich also auch bei Teilen des Handgeschriebenen um einen standardisierten Text, der nicht für diese spezifische interpersonale Kommunikation verfasst (wohl aber: geschrieben) wurde. Einzig bei den von Anrede und (*stillem*) Gruss gerahmten drei Zeilen unterhalb des Trauerspruchs treten die Absenderinnen als (verfassende) Sprecherinnen in Erscheinung (s. u. Abb. 23).

Es überrascht nicht, muss aber doch hervorgehoben werden, dass auch dieser kurze Textteil stark konventionalisiert ist. Der hier vollzogene Akt des Wünschens entspricht dem vierten für Kondolenzschreiben typischen Textschritt nach Fandrych & Thurmair (2011: 308) und ist nicht nur syntaktisch,

175 Obwohl Fandrych & Thurmair (2011) in ihrer Beschreibung von Kondolenztexten explizit auch auf die Textstruktur zu sprechen kommen, werden Trauersprüche in diesem Zusammenhang (wohl aus Platzgründen) nicht erwähnt.

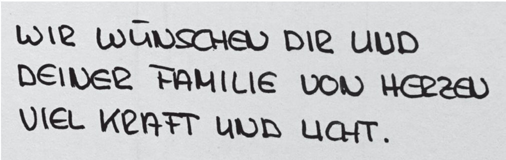



**Abb. 23:** Persönliche Nachricht auf Kondolenzkarte (Detailvergrösserung von Abb. 21)

sondern auch in der konkreten Wortwahl (*von Herzen*, *Kraft*, *Licht*) musterhaft. Insgesamt folgt der Text auf der in Abb. 20 und 21 gezeigten Kondolenzkarte so stark und eng den Konventionen, dass er als weitgehend unpersönlich taxiert werden kann und muss.

### 13.2.4 *Olivia u. Hans* – Die Handschrift der Absenderinnen (?)

Wie bereits gesagt, wurden mehrere Textteile auf der abgebildeten Kondolenzkarte (s. o. Abb. 20 und 21) nicht von den Absenderinnen selbst verfasst (z. B. der Trauerspruch) und z. T. auch nicht selbst geschrieben (z. B. der Vordruck bzw. Trägertext). Betrachten wir nun das Handgeschriebene im Inneren der Karte, so fällt darüber hinaus auf, dass dabei mindestens zwei verschiedene Schriften mit mindestens zwei verschiedenen Schreibwerkzeugen realisiert wurden. Sichtbar wird das im Bereich des Grusses und der Unterschriften am Schluss der Nachricht:

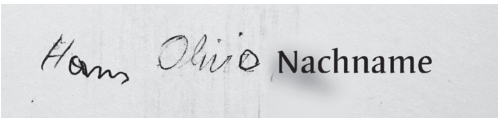



**Abb. 24:** Gruss und Unterschriften der Kondolierenden *Hans* und *Olivia* (Detailvergrösserung von Abb. 21)

Während *Stiller Gruss* genau wie der Trauerspruch und die Nachricht an die Hinterbliebene (*Edith*) vollständig in Versalien und in einer unverbundenen Antiqua-Schrift erscheint, findet bei den Unterschriften ein Schriftwechsel statt und es wird zwischen Gross- und Kleinbuchstaben differenziert. Auch wurden, wie am Geschriebenen unschwer zu erkennen ist, unterschiedli-

che Schreibwerkzeuge verwendet: Bei Text und Gruss wohl ein Gelstift oder Tintenroller, bei dem wenig Druck erforderlich war, um die Schrift zu realisieren; bei den Unterschriften hingegen wurde mit einem bzw. wahrscheinlich zwei verschiedenen Kugelschreiber(n) geschrieben.[176] Die Adresse der Absenderinnen auf der linken Innenseite (s. o. Abb. 21, S. 169) wurde mit demselben Schreibwerkzeug und in derselben Schrift geschrieben, wie der Trauerspruch und die Nachricht (aber mit Gross- und Kleinbuchstaben). Aus diesen Beobachtungen lässt sich der begründete Verdacht formulieren, dass nicht alles Handgeschriebene auf der Karte (direkt) von den Absenderinnen realisiert wurde.[177] Möglicherweise haben sie den Text einer Drittperson diktiert und lediglich unterschrieben. Dabei handelt es sich aber sicher *nicht* um einen prototypischen Fall, zumal es sowohl aus rein praktischen als auch sozialsemiotischen Gründen naheliegt, den Trägertext einer Kondolenzkarte selbst, also ›von eigener Hand‹ zu ergänzen.

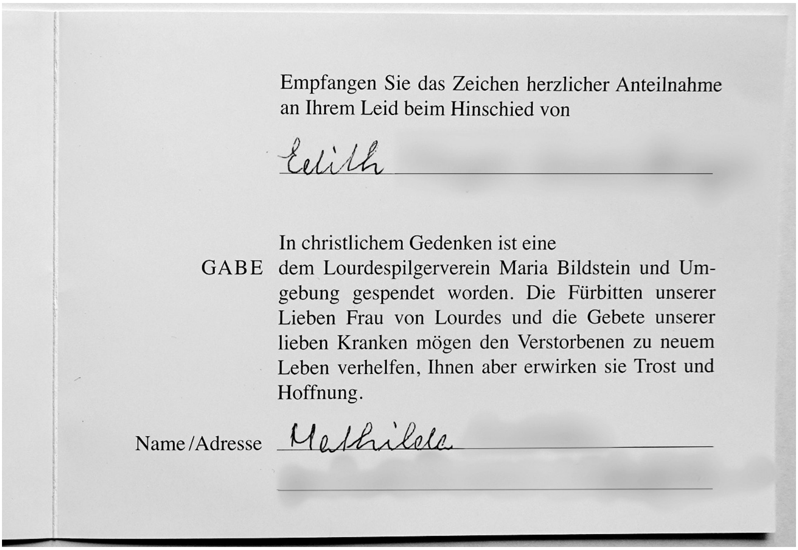
### 13.2.5 Beileidsbekundung im Formularstil (Exkurs)

An dieser Stelle sei noch darauf hingewiesen, dass die handschriftlichen Ergänzungen auf Kondolenzkarten z. T. ohnehin nur rudimentär sind, dass also die eigentliche (persönliche) Nachricht in einigen Fällen kaum eine Rolle zu spielen scheint (wie oben bereits im Zusammenhang mit der materiel-

176 Dafür, dass zwei unterschiedliche Schreibinstrumente verwendet wurden, spricht der deutliche Unterschied in der Strichstärke und Kraft des Geschriebenen. Zudem wurde das |a| von *Olivia* an derselben Stelle (zumindest teilweise) doppelt realisiert; einmal in direkter Verbindung zum zweiten |i|, einmal separiert und mit mehr Druck (oder Farbe). – Rein aufgrund der Form müsste das letzte Graph des zweiten Vornamens wohl eher als Realisation eines |o|’s und nicht eines |a|’s gelesen werden. Die beiden Vornamen finden sich aber auch im Absender auf der linken Innenseite der Karte und dort ist das |a| sehr deutlich als solches zu erkennen (s. o. Abb. 21, S. 169).

177 Insbesondere dadurch, dass unterschiedliche Schriften realisiert wurden, ist es für Laiinnen allerdings schwer zu entscheiden, ob wirklich unterschiedliche Hände im Spiel waren. Eine ausgebildete Expertin für forensische Schriftuntersuchungen könnte dazu sicher genauere Angaben machen. Als Indiz für unterschiedliche Schreiberinnen kann noch angeführt werden, dass die verstorbene Person fast 91 Jahre alt geworden ist. Die Kondolierenden waren möglicherweise auch schon recht alt, hatten vielleicht Mühe mit dem Handschreiben und waren entsprechend auf Hilfe angewiesen.

len Einbindung von Kondolenzkarten erwähnt, vgl. Kap. 13.2.2). Besonders deutlich wird das bei Karten, deren Vordruck bzw. Trägertext viel Raum einnimmt, manchmal auch im Innern der Karten. In Abb. 25 ist ein Beispiel zu sehen, das sichtlich an die Textsorte Formular erinnert und angesichts der hohen sozialsemiotischen Bedeutung, die Kondolenzschreiben diskursiv zugeordnet wird, irritieren muss:



Empfangen Sie das Zeichen herzlicher Anteilnahme
an Ihrem Leid beim Hinschied von

Edith

In christlichem Gedenken ist eine
GABE dem Lourdespilgerverein Maria Bildstein und Umgebung gespendet worden. Die Fürbitten unserer Lieben Frau von Lourdes und die Gebete unserer lieben Kranken mögen den Verstorbenen zu neuem Leben verhelfen, Ihnen aber erwirken sie Trost und Hoffnung.

Name/Adresse Mathilde

**Abb. 25:** Kondolenzkarte mit Formularcharakter (KON29SI)[178]

Der Vordruck dieser Karte ermöglicht eine effiziente und unpersönliche Art der Beileidsbekundung, ja er zwingt die Absenderin sogar dazu. Zwar wäre auf der linken Innenseite der Karte Platz für eine Mitteilung, die durch vorgedruckte Linien gekennzeichneten »Formularfelder« legen aber nahe, dort (und nur dort!) zu schreiben. Auch inhaltlich ist der Spielraum der Kondo-

178 Auf der Vorderseite der Karte ist die Lourdes-Grotte Massabielle abgebildet (es besteht also eine enge Bild-Text-Verbindung, auf die ich hier allerdings nicht genauer eingehen kann), die Rückseite und die linke Innenseite sind leer. Abgesehen von dem hier abgedruckten Teil findet sich also kein Text auf dem Kondolenzschreiben.

lierenden äusserst begrenzt. Die obere Linie schliesst an einen unvollständigen Satz an, bei dem das durch die Präposition »von« regierte Dativobjekt fehlt. Es handelt sich bei dem durch die Linie markierten Platz also streng genommen um eine Lücke, die gefüllt werden muss. Darüber, was auf die unteren beiden Linien geschrieben werden kann und muss, gibt das rechts davon abgedruckte Geschriebene Auskunft: *Name/Adresse*. Durch die Nähe zur Textsorte Formular,[179] die prototypisch mit Abläufen in der Verwaltung verbunden ist (vgl. Fandrych & Thurmair 2011: 210), rückt der Trägertext dieser Karte Tod und Beileid in die Nähe alltäglicher Vorgänge.[180] Das wird durch die Produktions- und Distributionsumstände solcher Kondolenzkarten noch verstärkt: Der Verkauf von Kondolenzkarten ist für viele Vereine und Institutionen eine gängige, gesellschaftlich akzeptierte Praktik des Fundraisings; so auch im hier dokumentierten Fall des *Lourdespilgervereins Maria Bildstein* (vgl. https://bit.ly/2s3cT47 [22.10.2020]). In meiner Beispielsammlung finden sich vier weitere Karten, die auf diese Art vertrieben wurden und einen entsprechenden Vordruck enthalten.[181]

Sowohl bei Karten mit formularartigem Trägertext als auch im weiter oben beschriebenen Fall, in dem die Absenderinnen die Nachricht auf ihrer Kondolenzkarte von fremder Hand schreiben lassen, dient die Handschriftlichkeit offensichtlich nicht dazu, die Authentizität der ausgedrückten Gefühle zu verifizieren (wie es der entsprechende Diskursausschnitt impliziert). Das

179 Historisch gesehen hat diese Nähe übrigens eine lange Tradition. Sie spielte schon bei der Einführung von (Post-)Karten eine grosse Rolle, vgl. Holzheid 2011: 145–149; vgl. auch Hausendorf 2019: 303.

180 Unter anderem auch deshalb darf vermutet werden, dass sich solche formularhaften Kondolenzkarten öfter im Zusammenhang mit dem (erwartbaren) Tod älterer Personen finden, für deren soziales Umfeld bzw. Teile davon das Sterben von Freundinnen und Bekannten bereits einen mehr oder weniger alltäglichen Charakter hat. Beim (überraschenden) Tod junger Menschen wäre die mit solchen Karten mitkommunizierte Pragmatik des Beileids sicher eher problematisch. Zweifellos spielt, davon abgesehen, auch die soziale Nähe der Kondolierenden zu den Hinterbliebenen eine wichtige Rolle.

181 In einem Fall ist der Trägertext ebenfalls formularartig gestaltet (KON30SI), in den anderen umfasst er lediglich einen im unteren Drittel der rechten Seite zentriert gedruckten Satz (KON20SI, KON22SI und KON27SI). Hier ist die Freiheit der Kondolierenden grösser, selbst eine Nachricht zu schreiben (und wird auch entsprechend genutzt).

Schreiben von Hand ist hier aus ganz praktischen Gründen naheliegend; das Ausfüllen von physisch vorliegenden Formularen ist, wie das Beschriften vorgedruckter Karten überhaupt, mit dem Stift viel weniger aufwändig als via Tastatur und Drucker. Sollte das Handgeschriebene in solchen Fällen überhaupt eine spezifische Funktion wahrnehmen, so wohl vor allem diejenige, die Kondolierenden zu identifizieren.

Eine solch eingeschränkte Funktion von Handschriftlichkeit lässt sich auch an anderen Kartenarten gut nachweisen; z. B. bei Karten zu ganz unterschiedlichen Anlässen, bei denen mehrerer Sprecherinnen bzw. Schreiberinnen in Erscheinung treten.

## 13.3 Glückwunschkarten

Karten mit vorgedruckten Textteilen werden im Rahmen ihrer Herstellung und ihres Vertriebs oft unter der Bezeichnung »Glückwunschkarten« zusammengefasst (so heisst der wichtigste Verband in dieser Branche *Arbeitsgemeinschaft der Hersteller und Verleger von Glückwunschkarten* [AVG]). Glückwunschkarten umfassen in dieser Nomenklatur auch Trauerkarten. Ich verstehe den Begriff hier allerdings wörtlich, also enger als die AVG und mit direktem Bezug zu der Funktion: Mit Glückwunschkarten wünscht die Verfasserin der Empfängerin Glück.[182] In aller Regel sind solche Glückwünsche an ein Ereignis geknüpft; im prototypischen Fall an den Geburtstag der Kartenempfängerin. Diese Geburtstags-Glückwunschkarten stehen im Zentrum der folgenden Überlegungen. Auch diesmal möchte ich die Argumentation an einem Beispiel entwickeln (s. u. Abb. 26 und 27).

Im Gegensatz zu der oben besprochenen Kondolenzkarte handelt es sich hier nicht um eine klappbare Karte mit Aussen- und Innenseite, sondern um ein einfaches Stück (hartes) Papier. Die Leserichtung bzw. -reihenfolge ist in solchen Fällen nicht eindeutig zu bestimmen, weshalb auch die Rede von einer »Vorder-« und »Rückseite« problematisch ist; ich spreche stattdessen

182 Ich fasse die Textsorte Glückwunschkarte bzw. -text also auch enger als Fandrych & Thurmair (2011: 312), die darunter ganz grundsätzlich Texte verstehen, die emotionale Anteilnahme an einem erfreulichen Ereignis ausdrücken.




**Abb. 26:** Glückwunschkarte zum Geburtstag, Bildseite (GEB02JU)

mit Hausendorf (2019) von der »Bild-« und der »Textseite«. Betrachten wir zuerst die Bildseite (Abb. 26): Zu sehen ist das in den 1950er Jahren weltbekannte Model Suzy Parker auf einem (nachbearbeiteten) Foto, das im Mai 1952 in der Zeitschrift *Good House* erschienen ist (vgl. https://bit.ly/2qBG62u [22.10.2020]). Beim Textteil auf dieser Seite (*Queen of Fucking Everything*) handelt es sich um eine umgangssprachliche, englische Phrase, die sich im Sinne eines Slogans auf einer Vielzahl von Produkten findet (vgl. z. B. https://bit.ly/2HyU9je [22.10.2020]). Ganz allgemein bedeutet »Queen of [ ___ ]« in etwa, dass eine Person in einem bestimmten Bereich oder bei einer bestimmten Aktivität die Beste ist.[183] Im hier vorliegenden Fall wird dieser Bereich / diese Aktivität als *Everything* bestimmt; die damit bezeichnete Person ist also überall, in allen Bereichen und allen Aktivitäten die Beste. Auf diese Weise wird die Phrase nicht nur gesteigert,[184] sondern (je nach Kontext) auch

183 Vergleiche den entsprechenden Eintrag im *Longman dictionary of contemporary English*, https://bit.ly/2qKy9rc [22.10.2020].

184 Wie eine Recherche im *Factiva*-Korpus (s. o. Kap. 8.3) zeigt, werden Frauen z. T. aufgrund ihrer vielseitigen und beeindrucken-

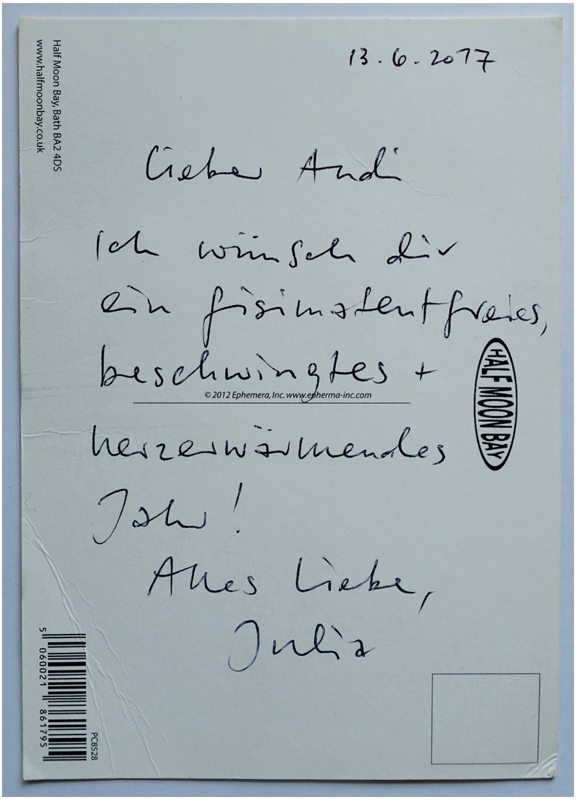



**Abb. 27:** Glückwunschkarte zum Geburtstag, Textseite (GEB02JU, »Rückseite« von Abb. 26)

ironisch gebrochen. *Fucking* – hier etwa mit »verdammt« oder »verdammt nochmal« zu übersetzen – fungiert als Verstärker und sorgt gleichzeitig für eine derbe Konnotation, die deutlich mit *Queen* kontrastiert. Durch den umgangssprachlichen, derben Ton des Verstärkers wird die ironische Leseart

den Begabungen als »Queen of Everything« bezeichnet. Während die Phrase in diesem Fall klar gegendert ist (nur Frauen können aufgrund ihrer Leistungen als »Queen of Everything« bezeichnet werden), kann sie in ihrer ironisierten Variante (mit bestimmten Konnotationen) auch auf Personen mit anderer Geschlechtsidentität angewendet werden (ebenso wie »Diva«).

der Phrase nahegelegt und die ernsthaftere, anerkennende tendenziell ausgeschlossen. Eine genaue Umschreibung der Bedeutung ist aber schwierig, zumal der situative und der soziale Kontext dabei eine grosse Rolle spielen. Folgt man dem *Urban Dictionary*, wird mit »Queen of Fucking Everything« eine Person bezeichnet, die gern im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht und insbesondere auf Dinge, die nicht nach ihren Wünschen laufen, empfindlich reagiert; als synonyme Bezeichnung wird »the ultimate drama queen« angegeben, zu deutsch etwa »ultimative Diva«.[185] Durch den Abdruck der Phrase gemeinsam mit dem Bild von Suzy Parker (und zwar in dieser speziellen Pose und mit diesem bestimmten Gesichtsausdruck) wird ihre Bedeutung nochmals verstärkt und intertextuell aufgeladen. Darauf kann ich hier nicht näher eingehen. Wichtig ist die Tatsache, dass sich auf der Bildseite kein Hinweis darauf findet, dass es sich bei der vorliegenden Karte um eine (Geburtstags-) Glückwunschkarte handelt.

Auch die Textseite löst die von mir behauptete Textsortenzugehörigkeit und die damit verbundene Erwartung musterhafter Ausprägungen zunächst nicht ein. Im Gegenteil: Die vorgedruckten Textteile der Karte weisen diese durch ein Feld für eine Briefmarke und die Aufteilung in ein Adress- und ein Mitteilungsbereich (vgl. Hausendorf 2019: 298) klar als Ansichtskarte aus, als klassische *Post*karte. Allerdings widersetzt sich die Schreiberin mehrfach den Benutzbarkeitshinweisen (vgl. Hausendorf & Kesselheim 2013) des Trägertextes,[186] indem sie weder eine Briefmarke auf die dafür vorgesehene Stelle klebt, noch die Grenze zwischen Adress- und Mitteilungsfeld oder auch

185 Vgl. https://bit.ly/2Hqi3xh [9.9.2020]. Der Versuch, die Bedeutung durch Verwendungsbeispiele in Medien genauer einzugrenzen, scheiterte am Mangel an Belegen: Im gesamten *Factiva*-Korpus gibt es nur acht Treffer, von denen fünf auf Produkte Bezug nehmen, auf denen die Phrase abgedruckt ist.

186 Hausendorf & Kesselheim (2013) beziehen den Terminus »Benutzbarkeitshinweise« auf die Architektur von Räumen und das Mobiliar, das sich in ihnen befindet; deren Gestalt und Anordnung seien nicht zufällig zustande gekommen, sondern Sedimente von Nutzungsroutinen. Entsprechend lassen sich Architektur und Mobiliar als Hinweise verstehen, die eine bestimmte Nutzung nahelegen. Die Übertragung des Begriffs auf den vorgedruckten Teil einer Karte, also eine typografische Gestalt, scheint mir gerechtfertigt, zumal der Trägertext in diesem Fall nicht nur gelesen werden will (also Lesbarkeitshinweise im Sinne von Hausendorf et al. 2017 enthält), sondern auch auf die pragmatische Nützlichkeit und damit die Benutzbarkeit der Karte verweist.

nur die erwartbare Schreibrichtung einhält.[187] Hier wird offensichtlich eine Karte zweckentfremdet. Darüber, welchen Zweck sie erfüllen soll, gibt das Stift- bzw. Handgeschriebene Auskunft. Allerdings ist hier, wie schon auf der Bildseite, von »Geburtstag« nicht die Rede:

> Lieber Andi
> Ich wünsch dir
> ein fisimatentfreies,
> beschwingtes +
> herzerwärmendes
> Jahr!
> Alles Liebe,
> Julia

Die Phrase »Ich wünsch[e] dir ein [ ___ ] Jahr« entspricht zwar einem sehr typischen Muster, aber nicht jenem von Geburtstagskarten, wo eher etwas wie »Ich gratuliere Dir [ ___ ] zum Geburtstag« oder »Ich wünsche Dir [ ___ ] alles Gute [zum Geburtstag]« zu erwarten wäre. Vielmehr handelt es sich bei dem Handgeschriebenen auf dieser Karte um einen typischen Neujahrswunsch, auch wenn die verwendeten attributiven Adjektive etwas ungewöhnlich sind und »gesundes«, »glückliches«, »gutes« und vor allem »neues« für Neujahrskarten prototypisch und erwartbar wären.[188] Nur das Datum in der rech-

**187** Für die Grenze zwischen Mitteilungs- und Adressfeld ist die dazwischen gedruckte Linie ein deutliches Signal. Die Schreibrichtung parallel zur langen Kante der Karte wird durch die Position des Briefmarkenfeldes und die Ausrichtung von Strichcode und Teile des Trägertextes nahegelegt.

**188** Unter den in diesem Beispiel verwendeten Adjektiven ist *fisimatentfreies* besonders auffällig (nicht nur aufgrund seiner Erststellung): Es handelt sich um eine nicht lexikalisierte Ableitung von »Fisimatenten« (= »[…] etw., was unnötigerweise etw. anderes behindert, verzögert; Umstände; Sperenzchen, Ausflüchte […]«, Duden Universalwörterbuch 2019: 623) und heisst hier wohl etwas wie ›problemlos‹ oder ›frei von (kleinen) Ärgernissen‹. Die Spontanbildung kann als Hinweis auf einen intertextuellen Bezug gedeutet werden; einerseits im Sinne des Anschlusses an die soziale Beziehung bzw. vorangegangene Interaktionen von Schreiberin und Leser (was sich aufgrund des Textmaterials nicht entscheiden lässt), andererseits als (einziger!) Verweis auf die Bildseite der Karte: Es bietet sich an, einer *Queen of Fucking Everything,* die auf Dinge empfindlich reagiert, die nicht nach ihrem Willen laufen, ein Jahr ohne Umstände und Ärgernisse zu wünschen.

ten oberen Ecke der Karte (*13.6.2017*) macht deutlich, dass es sich hier *nicht* um einen Neujahrswunsch handeln kann.[189] Um was für einen Anlass es sich stattdessen handelt, lässt sich nur aufgrund der Karte aber nicht bestimmen. Dass der Wunsch für die Dauer eines Jahres ausgesprochen wird, verankerte ihn in der Gegenwart und weist gleichzeitig in die Zukunft; der Anlass dieser Karte hat in zwölf Monaten ein Nachspiel oder eine Fortsetzung. Insofern ist der Rückschluss auf ein sich jährlich wiederholendes Ereignis plausibel. Denkbar wäre aber auch eine Situation, in der der Adressat (oder sogar die Schreiberin) für die Dauer eines Jahres verreist, ein bestimmtes Projekt verfolgt etc.[190] – Kurz: Um zu entscheiden, auf welchen Anlass diese Karte Bezug nimmt, in welche Gegenwart sie gehört und wieso sie sich auf eine so klar abgegrenzte Zukunft bezieht, ist Kontextwissen notwendig bzw. wird Kontextwissen vorausgesetzt.

Geschriebenes, das sehr eng mit der Zeit und dem Kontext seiner Lektüre verknüpft ist, verweist darauf, dass der Schreiberin diese Rahmenbedingungen schon im Voraus bekannt waren; nur so ist es möglich, sie schon beim Schreiben als künftige Lesbarkeitsquellen zu antizipieren und einzubeziehen.[191] Die hier beschriebene Karte ist eine Geburtstagskarte, weil sie im Rahmen eines Geburtstagsessens übergeben wurde, also in die entsprechenden kulturellen Praktiken eingebunden war. Für die Frage der Handschriftlichkeit ist das deshalb zentral, weil diese im Geschriebenen sichtbare Verknüpfung der Karte mit Praktiken des physischen Lebens (ein gemeinsames Essen, das auf Kopräsenz basiert) ganz praktische Implikationen hat: Wenn der Text ohnehin im Rahmen von Kopräsenz übermittelt wird (bzw. werden kann), ist der Rückgriff auf ein mediales Gefüge, in dem Schrift getippt wird (bestehend z. B. aus Computer oder Smartphone mit Tastatur und Internetverbindung

189 Selbst wenn man verschiedene Zeitrechnungen einbezieht, ist der Fall eindeutig; in der sehr ausführlichen Liste in der *Wikipedia* findet sich in den Monaten Mai, Juni, Juli und August (2017) kein einziger Neujahrstermin (vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Neujahr [22.10.2020]).

190 In Anbetracht der Tatsache, dass für Geburtstagswünsche eine Vielzahl (speziell dafür) vorgedruckter Karten und prototypische Formulierungsmuster existieren, ist ein Ortswechsel der Adressatin sogar der wahrscheinlichere Grund für das Verfassen der vorliegenden Wünsche.

191 Zum Terminus »Lesbarkeitsquelle«, insbesondere im Zusammenhang mit der Lektüresituation, vgl. Hausendorf et al. 2017: 84–96.

192 Dass Geschenke fest in das Script zu Geburtstagsfeiern gehören, bestätigen normative Quellen; gemäss dem *neuen grossen Knigge*

und einer Kommunikationsform wie WhatsApp), schlicht unökonomisch. Das gilt umso mehr, als zur kulturellen Praktik des Geburtstagsessens bzw. -fests prototypisch das Mitbringen von Geschenken gehört und Geschenke wiederum häufig von Glückwunschkarten begleitet werden.[192] Weder Smartphone noch Tablet ermöglichen es, einem Blumenstrauss oder einer Flasche Wein Geschriebenes beizulegen bzw. beizugeben. Gleichzeitig ist das selbstständige Herstellen eines Druckwerks aufwändiger als die Verwendung eines Readymade und die vorgedruckte Karte ist mit dem Stift viel schneller und einfacher beschrieben als mit Computer, Tastatur und Drucker.

Wie man an der hier analysierten Geburtstagskarte sieht (Abb. 26 und 27), ist eine Schreiberin beim Handbeschreiben nicht an den vorgesehenen Zweck der verwendeten Karte gebunden, sondern in der Lage, sehr differenziert auf den Trägertext zu reagieren (bis hin zum völligen Ausblenden desselben). Das Schreiben mit dem Stift ermöglicht einerseits eine unkomplizierte Verknüpfung mit der physischen Welt und bietet gleichzeitig grosse Flexibilität in der Ausgestaltung dieser Verknüpfung.

## 13.4 Urlaubsansichtskarten

Urlaubsansichtskarten unterscheiden sich von den oben beschriebenen Trauer- und Glückwunschkarten nicht nur durch eine andere sozial-kommunikative Funktion sowie Differenzen in Themen und Mustern, sondern insbesondere durch ihren starken Ortsbezug.[193] Urlaubsansichtskarten werden konstitutiv am Urlaubsort geschrieben und von dort gesendet; eine Ansichts-

ist es ein »Tabu«, zu einer Einladung »ohne Gastgeschenk« zu kommen (Schneider-Flaig 2016: 65) und auch der *Schweizer Knigge* widmet dem Gastgeschenk ein kleines Kapitel (Stokar 2013: 151–152). Ein Blick in Internetforen zeigt, welche Irritationen es bei Gästen und Geburtstagsfeiernden auslösen kann, wenn jemand »mit leeren Händen« zu einer Feier kommt (oder kommen soll); vgl. z. B. https://bit.ly/2JlNMgb [22.10.2020], https://bit.ly/2FdH1dM [22.10.2020] oder https://bit.ly/2HMNYIj [22.10.2020].

193 Zu typischen Themen, Begriffen und Schreibmustern vgl. Hausendorf 2019 und das darin erwähnte Forschungsprojekt *Textsortenentwicklung zwischen Standardisierung und Variation* (https://bit.ly/35jtNvg [22.10.2020]). Zur Geschichte der Postkarte vgl. Holzheid 2011.

karte, auf deren Bildseite Rom zu sehen ist, wird in aller Regel nicht in New York geschrieben oder von den Malediven verschickt. Die Origo, das *Ich – Jetzt – Hier*, ist für die Urlaubsansichtskarte entscheidend, so dass unweigerlich der Schreibakt in den Fokus gerät. Wesentliche Funktion des Geschriebenen auf einer Postkarte aus dem Urlaub ist seine Eigenschaft, deiktische Spur zu sein vom Aufenthalt einer bestimmten Person zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort (und davon, dass die Senderin dann und dort an die Adressatin gedacht hat). Nicht das Symbol-, sondern das Zeigfeld der Sprache (nach Bühler 1999 [1934]) ist hier relevant und damit die Verankerung der Kommunikation in der materiellen Welt. Die Urlaubsansichtskarte fungiert (auch) als Nachweis (*ich bin/war hier*) und muss entsprechend alle deiktischen Dimensionen (die temporale, die personale und die lokale) sicht- bzw. lesbar machen. Der Ort ist prototypisch auf der Bildseite sichtbar und die Tatsache, dass die vorgedruckten Textträger in aller Regel an genau jenem Ort (und aus ökonomischen Gründen auch nur dort) vertrieben werden, liefert vertrautheitsabhängig bereits einen Indizienbeweis dafür, dass die Karte auch dort beschrieben wurde. Unbeschriebene Ansichtskarten mit dem Eiffelturm auf der Bildseite dürften in Moskau schwer zu kriegen sein. Ebenso wie die temporale Dimension des Schreibaktes wird aber auch die lokale Dimension letztlich garantiert durch den Poststempel auf der Briefmarke. Nicht institutionell beglaubigt ist damit einzig die personale Dimension, das *Ich* der Schreiberin. Und genau das leistet das Schreiben mit der Hand. Zwar ist die von Diekmannshenke in einem Aufsatz zum *Kommunizieren mittels Postkarte* geäusserte Einschätzung nicht ganz falsch, dass beim Handschreiben »der Postkarte hauptsächlich praktische Gründe eine Rolle« spielen (Diekmannshenke 2002: 104). Die von ihm konkret genannten Gründe »Schnelligkeit, Ortsungebundenheit, Verzicht auf technische Hilfsmittel« greifen aber zu kurz, zumal sie nur innerhalb der etablierten kulturellen Praktik (Kauf einer vorbedruckten Karte am Urlaubsort) gültig sind und diese nicht reflektieren. Die *Funktion* der Handschriftlichkeit bleibt bei Diekmannshenke ausgeklammert. Das ist insofern nachvollziehbar, als sein Text 2002 und damit lange vor der Verbreitung von Smartphones und den damit verbundenen Kommunikationsformen erschienen ist. Erst im Kontrast zu Alternativen, d. h. zum Schreiben und Versenden von Grüssen mittels anderer medialer Gefüge, werden die sozialen und kommunikativen Funktionen der Elemente klassischer Bildpostkarten deutlich. Es soll hier deshalb auf eine Urlaubsansichtskarte

eingegangen werden, die gerade *nicht* von Hand geschrieben wurde. Sie wurde erstellt und übermittelt mit einem zwar noch vergleichsweise jungen, in der Schweiz in den letzten Jahren aber häufig verwendeten medialen Gefüge, das sich um die Applikation *Postcardcreator* gruppiert (vgl. Dürscheid & Frick 2016: 50–53). Im Interface der besagten Smartphone-App kann mittels Tastatur in ein vorgegebenes typographisches Dispositiv (vgl. Wehde 2000: 119) geschrieben, der getippte Text mit einem (selbst erstellten) Foto verknüpft und das Resultat an die *Schweizerische Post* geschickt werden. Dort wird die fertig gestaltete Postcardcreator-Karte gedruckt und als materiell greifbares Exemplar auf dem normalen Postweg an die Empfängerin geliefert.[194] Obwohl die Senderin ihre Grussnachricht also computergestützt (am Smartphone) erstellt, ist sie aufgrund der Zustellung als papierene, beschriebene Karte klar abzugrenzen von den elektronisch übermittelten *E-Cards,* mit denen sich Dieckmannshenke in einem späteren Aufsatz befasst (vgl. Diekmannshenke 2011: 40–46).

Das Wissen um die skizzierte Funktionsweise des medialen Gefüges, in dessen Zentrum die Postcardcreator-App steht, soll für die nun folgende Analyse aber vorerst ausgeklammert bleiben. Nur so kann eine textnahe Analyse des zu untersuchenden Kartenexemplars gewährleistet werden.

Wie auf prototypischen Urlaubsansichtskarten finden sich in dem in Abb. 28 und 29 (s. u.) sichtbaren Beispiel sowohl Ort und Zeit des Schreibmoments als auch Hinweise auf den Verfasser. Einzig beim Datum (*27.08.2015*) folgt dieses Exemplar aber dem vertrauten Muster: Es befindet sich wie gewohnt im rechten, oberen Bereich auf der Textseite der Karte, innerhalb des Stempels. Bei diesem handelt es sich allerdings um einen Skeuomorphismus, also um eine materielle Nachahmung: Der Stempel ist aufgedruckt.[195] Er erinnert damit an die von Hausendorf et al. (2017: 336–370) im Zusammenhang mit den Texten auf dem Boden von Plastiktüten beschriebene »Siegelschrift-

194 Im Jahr 2018 wurden in der Schweiz 7,3 Millionen solche Karten verschickt, 2017 waren es sogar 8,6 Millionen (vgl. https://bit.ly/2qx32TK [22.10.2020]).

195 Der Ausdruck »Skeuomorphismus« ist bisher vor allem im Bereich des Designs in Gebrauch und wurde erst vor kurzem aus engl. *skeuomorph* ›An object or feature copying the design of a similar artefact in another material‹ entlehnt (https://bit.ly/2D2anNF [22.10.2020]).




**Abb. 28:** Postcardcreator-Urlaubsansichtkarte, Bildseite (ANK01GA)

lichkeit« und ist funktional etwas anders gelagert als ein ›richtiger‹ Poststempel. Als Datumsnachweis ist der Stempel aber durchaus geeignet.

Beim Blick auf die lokale Dimension wird die Sache deutlich komplizierter: Der gedruckte Stempel weist – institutionell beglaubigt – darauf hin, dass die Karte aus *CH-8032 Zürich* verschickt wurde. Im kurzen Grusstext auf der Textseite heisst es aber explizit: *Sommerliche Grüsse aus London!* Auf der Karte finden sich also widersprüchliche Angaben dazu, wo sie verfasst bzw. von wo sie geschickt wurde. Der im Grusstext aufgestellten Behauptung, die Karte stamme aus London, widerspricht auch die Angabe oberhalb der Adresse der Empfängerin: Dort befindet sich eine zweite Adresse, die auf die Absenderin bzw. im konkreten Fall den Absender *Markus* verweist (wie man durch die Vertrautheit mit anderen Textsorten, wie z. B. Geschäftsbriefen wissen kann). Die Adresse passt zu der Angabe auf dem skeuomorphen Stempel: *Markus* wohnt offenbar in *Zürich*. Selbst wenn man davon absieht, dass es etwas ungewohnt ist, eine Urlaubsansichtskarte innerhalb eines Ortes zu verschicken (denn auch *Andi*, der Adressat, wohnt in *Zürich*), spricht bei blosser Betrachtung der Textseite also vieles dafür, dass die Karte nicht wie behauptet aus *London*, sondern aus *Zürich* verschickt wurde.




**Abb. 29:** Postcardcreator-Urlaubsansichtskarte, Textseite (ANK01GA, Rückseite von Abb. 28)

Nun bestehen Ansichtskarten aber eben nicht nur aus einer Text-, sondern konstitutiv auch aus einer Ansichts- bzw. Bildseite (vgl. Diekmannshenke 2008), und diese ist im vorliegenden Fall sowohl für die Frage des Ortes als auch für jene der Autorinnenschaft sehr aufschlussreich. Zu sehen sind dabei (neben einer Fahrradfahrerin) vor allem zwei Dinge: Ein doppelstöckiger roter Bus und die abgeschnittene Nahaufnahme einer Person. Um diesen Teil der Karte und seine intertextuellen Bezüge zur Textseite zu verstehen, muss man wissen, dass rote Doppeldecker-Busse eines der Wahrzeichen der Stadt London waren und sind (ursprünglich handelte es sich um das Modell *Routemaster*, vgl. dazu z. B. einen Artikel auf Spiegel Online vom November 2010; https://bit.ly/2u9PmfT [22.10.2020]). Zudem handelt es sich bei einem der Zeichen, die auf der Seite des Busses angebracht sind, um das Logo der öffentlichen Verkehrsmittel von London (⊖). Angesichts der Tatsache, dass bei Urlaubsansichtskarten stets impliziert ist, dass sie von jenem Ort verschickt wurden/werden, der auf der Bildseite dargestellt ist (vgl. Kellenberger 2018), scheint das vorliegende Exemplar also tatsächlich – wie im Grusstext behauptet – aus *London* zu stammen.

In Anlehnung an die für die 10er Jahre des 21. Jahrhunderts typische »Kultur des Selfies« (vgl. d'Eramo 2018: 52–53) ist auf der Bildseite aber nicht nur *London* (ikonisch und metonymisch repräsentiert durch den Doppelstockbus), sondern auch der Absender, *Markus*, zu erkennen. An die Stelle der individuellen Handschrift als Spur der Gegenwart einer bestimmten Person an einem bestimmten, poststempel-beglaubigten Ort tritt das individuelle Bild, das die Grüssende (bzw. hier: den Grüssenden) an genau jenem Ort zeigt. Die individuelle Nachweis- bzw. Beweisfunktion wird auf dieser Art Ansichtskarte von der Text- auf die Bildseite verschoben und Handschriftlichkeit wird obsolet.

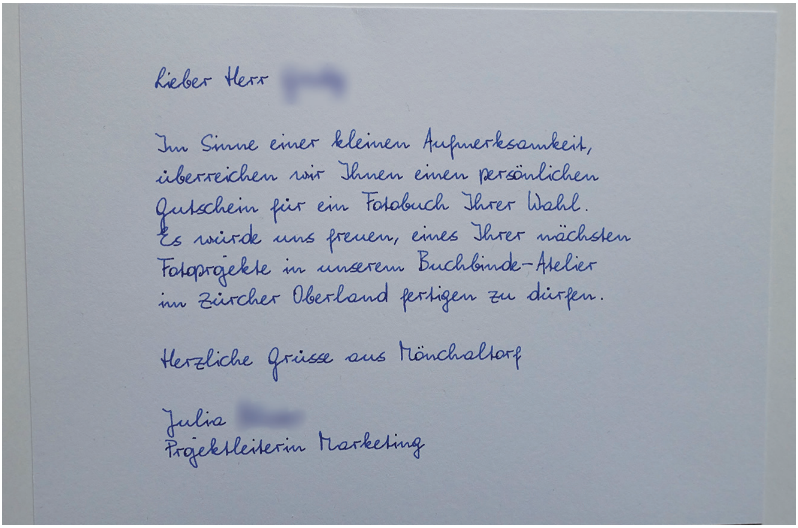
Dass die materiell greifbare Postkarte im Gegensatz zu dem auf dem Bild sichtbaren Absender nie in London war (sie wurde tatsächlich in Zürich gedruckt und von Zürich verschickt, auch wenn der Versand in London vorbereitet und ausgelöst wurde, s. o.), ist für die Authentizität des Feriengrusses nicht weiter von Belang. Es ist aber zweifellos Ausdruck eines veränderten Verständnisses von Raum und Zeit, das mit der vielzitierten Vorstellung des *Global Village* von Marshall McLuhan zusammenhängt (vgl. McLuhan/Powers 1995); ein Feriengruss muss die Distanz, die bei seiner Formulierung konstitutiv zwischen Absenderin und Adressatin liegt, nicht mehr realräumlich überwinden, sondern kann die Abkürzung über ›digitale‹ Kanäle nehmen. Die vorliegende Karte ist im Prinzip ein mediales Zitat, eine Whatsapp-Nachricht, die sich samt Poststempel als Postkarte verkleidet hat und im Briefkasten gelandet ist.

## 13.5 Roboterhandgeschriebene Karten (Exkurs)

Wie wir gesehen haben, werden Karten von Hand geschrieben, weil sie in kulturelle Praktiken eingebunden sind, in denen physische Ko-Präsenz und/ oder materielle Gegenstände eine Rolle spielen. Zudem ermöglicht Handschriftlichkeit in diesem Zusammenhang die Identifikation der Schreiberinnen und bietet grosse Flexibilität im Hinblick auf den Textträger. Die im Diskurs proklamierte soziale Wertschätzung von Handgeschriebenem in Textsorten wie Briefen und Karten scheint bei der Wahl des medialen Gefüges zu ihrer Herstellung nicht im Vordergrund zu stehen. Das heisst aber nicht, dass eine solche sozialsemiotische Aufladung nicht existiert. Wenn zu Anlässen, die mit Emotionen verbunden sind, Texte wiederholt und proto-

typisch handgeschrieben erscheinen, wird Handschriftlichkeit konzeptionell an diese Anlässe und die damit verbundenen Emotionen und Wertungen geknüpft (unabhängig vom ursprünglichen Motiv zum Handschreiben).[196]

Diese Verbindung versuchen in jüngster Zeit vermehrt Unternehmen für sich zu nutzen, indem sie im Direktmarketing mit stiftgeschriebenen Karten arbeiten. Da diese Texte wichtige Anhaltspunkte für die Funktion und die Funktionsweise von Handschriftlichkeit geben, möchte ich anhand eines Beispiels darauf eingehen:



Lieber Herr

Im Sinne einer kleinen Aufmerksamkeit, überreichen wir Ihnen einen persönlichen Gutschein für ein Fotobuch Ihrer Wahl. Es würde uns freuen, eines Ihrer nächsten Fotoprojekte in unserem Buchbinde-Atelier im Zürcher Oberland fertigen zu dürfen.

Herzliche Grüsse aus Mönchaltorf

Julia
Projektleiterin Marketing

**Abb. 30:** Stiftgeschriebenes im Direktmarketing: Begleitschreiben zu Gutschein (MA01BUBU)

Während der Text in Abb. 30 offensichtlich mit Tinte und also mit einem Stift geschrieben wurde, ist das Geschriebene auf der anderen Kartenseite gedruckt und enthält lediglich die Aussage *With compliments*, darunter gross das Logo von *bookfactory* und sowohl Post- als auch Internetadresse. Die Karte

196 Entsprechend wird Handschriftlichkeit für diese Textsorten sowohl im Diskurs (vgl. z. B. *Neue Luzerner Zeitung*, 25.2.2014) als auch in normativen Quellen explizit gefordert: »Ein Kondolenzbrief wird im Normalfall immer handschriftlich verfasst« (Zacker 2005: 68).

wurde im Rahmen einer Direktmarketing-Kampagne gemeinsam mit einem gedruckten Gutschein verschickt. Lediglich das Kuvert wurde ebenfalls mit dem Stift beschriftet (darauf kommen wir gleich noch zurück, s. u.). Im Zentrum der folgenden Überlegungen steht die Schrift und die Materialität des Geschriebenen, den Text in seinem Wortlaut lasse ich hier weitgehend ausser acht (vgl. zur Rhetorik in Werbeschreiben aber Dürscheid & Gredig i. Dr.).

Bei einem persönlichen Kartentext, der für einen spezifischen, mit einem singulären Schriftstück zu erreichenden Adressatinnenkreis verfasst und nur einmal in dieser Form geschrieben wird, bietet sich das Schreiben von Hand aus verschiedenen Gründen an (s. o.). Im Gegensatz dazu ist es in der Regel ökonomischer, einen unpersönlichen Text, der mehrfach in (mehr oder weniger)[197] exakt derselben Weise geschrieben werden soll, zu drucken (und das heisst in aller Regel: zu tippen). Das Wissen um diese unterschiedlichen Bedingungen des Schreibens ist gesellschaftlich etabliert und führt, meistens in Verbindung mit anderen Wissenssegmenten, zu bestimmten Textsortenerwartungen: Beim Anblick von Handgeschriebenem erwarten wir einen Text, der nur einmal in dieser Erscheinungsform *geschrieben* und sogar eigens für dieses eine Schreibereignis *verfasst* wurde. Für die Empfängerin(nen) eines hand- bzw. stiftgeschriebenen Textes liegt die Vermutung nahe, dass diese Nachricht exklusiv an sie gerichtet ist.

Wichtig wird das vor dem Hintergrund, dass in modernen, westlichen Gesellschaften Geschriebenes derart allgegenwärtig ist, dass Leserinnen es zwangsläufig ›filtern‹ und nur selektiv wahrnehmen (wobei der Selektionsprozess zu grossen Teilen unterhalb der Bewusstseinsschwelle abläuft). Entsprechend müssen Produzentinnen insbesondere massenmedialer Texte zuallererst die Aufmerksamkeit potenzieller Leserinnen auf sich bzw. ihre Texte ziehen (vgl. Schmidt 2004: 106–107; Bleicher & Hickethier 2002). Die Exklusivität des Geschriebenen, also das an Textsortenwissen anknüpfende Versprechen, dass ein Text die angesprochene Leserin und nur diese angeht, ist dazu ein wirksames Mittel.[198] Deshalb ist es kein Zufall, dass im hier unter-

197 Viele massenhaft geschriebene Alltagstexte desselben Inhalts unterscheiden sich in bestimmten, oft peripher verorteten Elementen, wie z. B. der Anrede, der Kundinnennummer und dem Datum.

198 Textsortenerwartungen zu wecken, die im eigentlichen Text dann nicht eingelöst werden, ist allerdings kommunikativ riskant, vgl. Dürscheid & Gredig i. Dr.

suchten Direktmarketing-Beispiel nicht nur die Karte, sondern auch das Kuvert mit dem Stift beschrieben wurde. Das, was der Adressatin als erstes (beim Leeren des Briefkastens) in die Hände fällt, erregt durch Handschriftlichkeit ihre Aufmerksamkeit. Diese Aufmerksamkeit dann aufrecht zu erhalten, gelingt auch unter weniger grossem Aufwand.

Dass das Stiftgeschriebene im konkreten Fall nur vermeintlich von Hand geschrieben wurde, zeigt sich bei näherer Betrachtung:

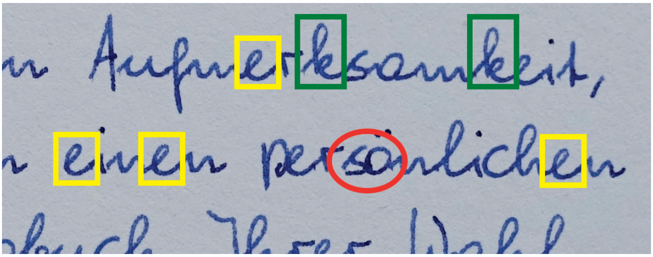



**Abb. 31:** (Quasi-)Identische Buchstabenformen (gelb und grün markiert) und Überschneidungen (rot markiert); simulierte Handschriftlichkeit bei Werbeschreiben

Vergleicht man etwa die verschiedenen Realisationen des |e| (gelb markiert) oder des |k| (grün markiert) untereinander so lässt sich eine für Handgeschriebenes verblüffende Ähnlichkeit konstatieren. Abgesehen von geringen Unterschieden im Tintenfluss sind die Graphe scheinbar deckungsgleich. Je komplexer die Bewegung, die zur Realisation eines Graphs vollzogen werden muss, desto augenfälliger ist die formale Identität seiner Realisierungen (bei den |k|'s kann man die Formgleichheit an vielen Stellen zeigen, z. B. beim Anstrich, bei den Bogen und Binnenformen, beim Neigungswinkel und beim Abstrich). Natürlich sind solche Ähnlichkeiten auch beim Schreiben von Hand möglich. Da sie hier aber durchgängig und bei sämtlichen Buchstaben vorkommen, liegt die Vermutung nahe, dass diese Schrift maschinell realisiert wurde und kein dynamisches, sondern ein statisches Graphinventar besitzt (das Geschriebene wirkt hier also nicht auf die Form der Schrift zurück, vgl. Kap. 4.4). Relevant ist in diesem Zusammenhang, dass die Graphe unabhängig davon, in welcher direkten Umgebung sie stehen, auf die gleiche Weise realisiert wurden. Für die Form des |k|'s spielt es im vorliegenden Beispiel nicht die geringste Rolle, ob ihm ein |m| oder ein |r| vorausgeht und ob ein

|s| oder ein |e| auf es folgt. Normalerweise führt beim Handschreiben der Kotext zu Variationen. Das gilt übrigens auch für gedruckten Text, zumindest in der professionellen Typographie: Um die Überschneidung oder zu weite Abstände von Graphen zu vermeiden, werden Buchstabenpaare ›gekernt‹, das heisst ihr Abstand wird spezifisch festgelegt (in diesen Bereich gehören auch Ligaturen). Das Kerning ist integraler Bestandteil der Schriftherstellung (vgl. Forssman & de Jong 2002: 96–109). Im vorliegenden Fall führt die mangelnde Kotextsensitivität zu einigen auffälligen Überschneidungen, in Abb. 31 sichtbar beim Zusammentreffen von |s| und |ö| (rot markiert). Solche Überschneidungen sind auch im Schriftbild handgeschriebener Graphe möglich, hier fällt aber auf, wie systematisch die Formen sich ›in die Quere‹ kommen.

Verbindet man diese Beobachtungen am Geschriebenen mit den bereits erwähnten Textsortenerwartungen und Fragen der Ökonomie und Aufmerksamkeitssteuerung, ist es mehr als plausibel, dass für die Herstellung des in Abb. 30 gezeigten Schriftstücks ein Roboter eingesetzt wurde, wie er in verschiedenen Medienberichten erwähnt wird (s. o. Kap. 9.1). Trotz der hier beschriebenen Schwächen in der Emulation bzw. Imitation von Handschriftlichkeit dürfte der gewünschte Effekt bei solchen Direktmarketing-Aktionen erreicht werden; zumindest auf den ersten Blick, wenn die Leserin den Briefumschlag in Händen hält. Selbst für ein geschultes und kritisches Auge ist die fehlende Variation in der Schrift bei geringer Textmenge schwer zu erkennen. Es ist deshalb zu erwarten, dass Stiftgeschriebenes (von Roboterhand)[199] in den nächsten Jahren weiterhin und vermehrt im Marketing zum Einsatz kommt.[200] Sollten diese Angebote sehr erfolgreich sein und von immer mehr Firmen eingesetzt werden, ist allerdings abzusehen, dass der damit erreichte Gewinn an Aufmerksamkeit mit der Zeit nachlässt: Der »Umgang mit [einer]

**199** Als Konkurrenz zu Anbieterinnen, die mit Robotern arbeiten, sind professionelle Schreiberinnen wie Charlotte von Wrede (https://bit.ly/2YRzCwt [22.10.2020], vgl. auch z. B. *Hannoversche Allgemeine Zeitung*, 5.5.2017) oder Schreibstuben wie *Schreibstatt* (http://schreibstatt.de [22.10.2020]) zu nennen, die nicht nur Stift-, sondern wirklich Handgeschriebenes anbieten.

**200** Grundsätzlich bestehen bereits heute die technischen Möglichkeiten, die sichtbaren Differenzen zu Handgeschriebenem auszumerzen oder zumindest auf ein Minimum zu reduzieren; einerseits ist es möglich, (scheinbar) zufällige formale Abweichungen zu generieren (vgl. *SZ online*, 27.7.2015), andererseits nutzen im Computersatz verschiedene Schriften die Möglichkeit kontextspezifischer alternativer Formen (vgl. dazu z. B. die Schrift *FF Mister K Regular*, s. o. Kap. 4.4.4).

vermeintlich neuen Strategie« normalisiert sich und ist »irgendwann lediglich ein weiteres Element in dem Set möglicher Werbealternativen« (Schmidt 2004: 107). Eine solche Normalisierung hat dann auch Auswirkungen auf die Wahrnehmung von Handgeschriebenem in anderen Kontexten und könnte im Zerfall seines sozialsemiotischen Wertes gipfeln.

Doch selbst wenn der Wert abnimmt, der Handgeschriebenem im Rahmen von Textsorten wie Briefen und Karten zugeschrieben wird, dürften sie weiterhin nicht getippt und gedruckt, sondern mit dem Stift geschrieben werden. Dafür gibt es, wie in diesem Kapitel gezeigt, schlagende praktikbezogene und handlungsökonomische Argumente.

# 14 Testament und Unterschrift

Textsorten sind in der Regel schwer zu fassen. So einfach es uns im Alltag fällt, Geschriebenes als »Brief«, »Visitenkarte«, »Einladung« oder »Rechnung« zu identifizieren, so schwer ist es oft, die für diese Zuordnung ausschlaggebenden Eigenschaften festzumachen (vgl. auch Kap. 11). Und selbst wenn es gelingt, die relevanten Merkmale zu benennen, so gelten sie vor allem für prototypische Exemplare einer Textsorte. Untypische Texte erfüllen die formulierten Anforderungen oft nur z.T. oder gar nicht. Anders gesagt: Textsortenränder sind unscharf. Die Textsorte Testament, um die es in diesem Kapitel geht, bildet diesbezüglich aber eine Ausnahme.

## 14.1 Testamente als deklarative Schreibakte mit institutionell gesetzten Grenzen

Lässt man die im Christentum zur Bezeichnung von Teilen der Bibel etablierten festen Fügungen »Neues Testament« und »Altes Testament« ausser Acht, so ist unter »Testament« gemäss Duden eine »letztwillige schriftliche Erklärung, in der jmd. die Verteilung seines Vermögens nach seinem Tode festlegt« zu verstehen (vgl. Duden Universalwörterbuch 2019: 1782). Mit dieser Umschreibung stehen zwar einige Eckwerte bzgl. Funktion und Inhalt fest,

über Formulierungsmuster, Länge und die (äussere) Form wissen wir aber noch nichts (abgesehen davon, dass ein Testament schriftlich vorliegen muss). Die Paraphrase des Lexems »Testament« im Duden sorgt also keineswegs für scharfe Textsortenränder. Mit der oben geäusserten Feststellung, dass die Sorte Testament klarer bestimmt ist als andere Textsorten, ist aber auch nicht gemeint, dass es in der Öffentlichkeit, der Forschung und in privaten Kreisen keine Unklarheiten darüber gibt, was genau ein Testament ist, welche Funktionen es erfüllt, wie es auszusehen hat und mit welchen anderen Textsorten es sich zu grösseren Verbünden zusammenfassen liesse. Das Gegenteil ist der Fall, wie sich am Diskurs über Handschrift zeigen lässt (s. o. Kap. 9.4.1): Bei Medienberichten, die sich mit Testamenten befassen, handelt es sich in der Regel um Beratungstexte. Sie alle reagieren auf Unsicherheiten bzgl. der Textsorte Testament in der Öffentlichkeit: »Wie setze ich ein Testament auf? Wo bewahre ich es auf? [...] Drei Experten beantworteten während unserer jüngsten Hotline zum Erbrecht nonstopp solche und ähnliche Fragen« (*Berner Zeitung*, 23.12.2004).[201]

Auch im (sehr schmalen)[202] linguistischen Forschungsdiskurs herrscht nicht einfach Klarheit über Funktion und Zugehörigkeit von Testamenten: Während Busse (2000: 663) sie beispielsweise als »Exemplare von Textsorten des Rechtswesens und der Justiz« auffasst, zählt Heinemann sie zu den Textsorten des Alltags bzw. des »(halb-)offiziellen öffentlichen Bereichs« (Heinemann 2000b: 610).[203] Auch was die Adressierung und die (genaue) Funktion angeht, werden unterschiedliche Meinungen vertreten.[204] Unumstritten ist aber, dass sich Testamente auf die Institution Staat (in seiner Recht ge-

**201** Auch die beachtliche Zahl an Ratgeberliteratur zum Thema Testament und entsprechende Internetseiten weisen in diese Richtung; vgl. z. B. Flüe 2002; Geckle 2009; BMJV 2017; http://www.testamente.ch [22.10.2020].

**202** Im 2017 erschienenen *Handbuch Sprache im Recht* (Felder & Vogel 2017) wird das Testament nur ganz kurz und nebenbei erwähnt, am ausführlichsten in Deutsch 2017.

**203** Heinemann erneuert diese Zuordnung ein Jahrzehnt später, vgl. Heinemann 2011: 269. In der jüngst von Deutsch vorgelegten Typologie fungiert das Testament als »rechtlicher Text« unter den »nicht hoheitlichen«, »einseitig verpflichtenden« und »bindenden« Textsorten (vgl. Deutsch 2017: 96).

**204** Gansel & Jürgens (2009: 78) und Busse (2000: 663) sehen als Adressatin des Testaments das (vollstreckende) Gericht, wobei Busse die Möglichkeit von Mehrfachadressierung explizit erwähnt; bei Heinemann stehen eher die Angehörigen oder die Verfasserin selbst als Adressatinnen im Fokus (nur implizit, vgl. Heinemann 2000b: 610; Heinemann 2011: 269). Bezüglich Funkti-

benden und Recht sprechenden Funktion) beziehen und eng mit ihr bzw. ihm verknüpft sind. Hier kann an die Sprechakttheorie von Austin (2002 [1962]) und ihre Weiterentwicklung und Ausdifferenzierung durch Searle (1982 [1979]) angeschlossen werden. Aus der Perspektive der Sprechakttheorie ist das Schreiben eines Testaments eine wirklichkeitsverändernde Handlung, konkret: In dem Moment, in dem ich »Ich vermache meine Uhr meinem Bruder«[205] schreibe, *tue* ich, was ich schreibe. Der Akt des Vermachens vollzieht sich nicht erst nach bzw. mit dem Tod der Schreiberin, wenn das Geschriebene z. B. im Rahmen der Testamentseröffnung oder -vollstreckung seine »juridische Wirkung entfaltet« (Neef 2008: 145; vgl. auch Busse 2000: 663–664) und mein Bruder meine Uhr physisch erhält. Die Schreiberin eines Testaments handelt im Moment des Schreibens und nimmt damit ihren Tod vorweg.[206] Mein Bruder *erbt* meine Uhr erst nach meinem Tod, ich *vererbe* sie ihm aber schon im Moment der Niederschrift. Genau darin liegt der ›Witz‹ der Sprechakttheorie.[207]

Die Handlung, die mit dem Schreiben eines Testaments vollzogen wird, kann nach Searle (1982 [1979]) den Deklarationen (*declarations*) zugeordnet werden. Diese zeichnen sich dadurch aus, dass ihr »erfolgreiche[r] Vollzug [...] eine Korrespondenz von propositionalem Gehalt und Realität zustande

on betont Heinemann (2000a: 610), dass sich Informationsvermittlung, Steuerungsabsicht und emotive Komponenten überlagern, Gansel & Jürgens (2009: 50) sprechen von der »Deklarationsfunktion« und Busse (2000: 660–661) untersucht (kritisch) die »normative Funktion«.

**205** Bei dieser Äusserung handelt es sich um ein ganz frühes Beispiel von Austin, an dem er die Idee performativer Äusserungen bzw. des Sprechhandelns überhaupt erst entwickelt und vorgeführt hat; vgl. Austin 2002 [1962]: 29.

**206** Für Derrida ist die Möglichkeit, über den eigenen Tod (und den der Adressatin) hinauszuschreiben, sogar konstitutiv für jede Schrift: »Jedes Graphem ist seinem Wesen nach testamentarisch« (Derrida 1974: 120) und: »Eine Schrift, die nicht über den Tod des Empfängers hinaus aus [sic!] strukturell lesbar – iterierbar – ist, wäre keine Schrift« (Derrida 1999 [1971]: 333). Vergleiche dazu auch Krämer 2001a: 225–226 und Neef 2008: 145–146.

**207** Es ist deshalb auch problematisch, die Funktion von Texten und die Handlungen, die beim Schreiben vollzogen werden, allzu eng zu verknüpfen (oder sogar gleichzusetzen). Ein Text, bei dessen Herstellung eine Autorin z. B. ein Versprechen äussert (d. h. niederschreibt), kann in seiner kommunikativen und gesellschaftlichen Einbettung sehr unterschiedliche, wechselnde Funktionen wahrnehmen (hier ist Heinemann zuzustimmen, die darauf hinweist, dass »Kommunikationsteilnehmer Textsorten *benutzen*«, vgl. Heinemann 2011: 269, Hervorhebung im Original).

bringt« (Searle 1982 [1979]: 36). Das ist aber nur möglich, weil bzw. wenn deklarative Sprech- und Schreibakte auf aussersprachliche Institutionen gestützt werden können (vgl. Searle 1982 [1979]: 37, siehe auch: Searle 1986 [1969]: 78–83). Diese Institutionen »gewährleisten den Erfolg der Deklarationen« (Rolf 1993: 292) und sie entscheiden entsprechend auch darüber, ob die Bedingungen für das erfolgreiche und vollständige Vollziehen des Schreibakts (*felicity conditions*) erfüllt sind (vgl. Searle 1986 [1969]: 84) oder ob es sich um Fehlzündungen handelt (*misfires* nach Austin, meist als »Versager« übersetzt; vgl. Austin 2002 [1962]: 38). Im Fall des Testaments ist diese Institution der Staat. Er ist es auch, der definiert, welche Eigenschaften ein Text erfüllen muss, um (›erfolgreich‹) zu dieser Textsorte gehören zu können.[208] Dass die Textsorte Testament im Gegensatz zu den meisten anderen Textsorten klare Grenzen hat, ist also nicht einer exakteren Definition geschuldet, sondern der Tatsache, dass eine Instanz existiert, die die Kompetenz besitzt, über die Zugehörigkeit zu urteilen.

## 14.2 Arten von Testamenten und ihre Umschreibung im Gesetzestext

Da der Staat über die Bedingungen entscheidet, die ein (gültiges) Testament erfüllen muss, finden sich dazu klare Angaben in Gesetzestexten. Sowohl das *Schweizerische Zivilgesetzbuch* (ZGB) als auch das *Bürgerliche Gesetzbuch* (BGB) sehen unterschiedliche Möglichkeiten zur ordentlichen Errichtung eines Testaments bzw. – in der schweizerischen Nomenklatur – einer letztwil-

208 Man könnte natürlich argumentieren, dass das Gelingen des mit einem Text verbundenen bzw. in ihm angelegten performativen Aktes nicht über die Zugehörigkeit eines Schriftstücks zu einer Textsorte entscheidet: Ein Formular, das nicht ausgefüllt wird, ist ja immer noch ein Formular. Gerade das Attribut »ungültig« (bzw. »gültig«), das dem Lexem »Testament« häufig prädikativ beigeordnet ist (vgl. das DWDS-Wortprofil von Testament: https://www.dwds.de/wp/Testament [22.10.2020]), verweist darauf, dass Schriftstücke auch dann als »Testament« taxiert werden, wenn sie ihre Funktion nicht erfüllen (können). Dennoch halte ich es an dieser Stelle – gerade mit Blick auf Handschriftlichkeit – für gerechtfertigt und sinnvoll, die (potenzielle) Gültigkeit und damit das Gelingen der Schreibhandlung als konstitutives Merkmal zu betrachten.

ligen Verfügung vor.[209] In Deutschland kann es entweder als »Öffentliches Testament« durch einen Notar erstellt werden oder durch die Erblasserin selbst als »Eigenhändiges Testament« (vgl. BGB, §2231, §2232 und §2247); in der Schweiz kommen eine »öffentliche Beurkundung«, eine »eigenhändige« oder eine »mündliche Erklärung« in Frage (vgl. ZGB, 498 I Ziff. 1).[210] Die Tatsache, dass die unterschiedlichen Arten, ein Testament zu erstellen, rechtlich gleichwertig sind, erlaubt es, die Funktionen einzelner Elemente und Eigenschaften näher zu bestimmen. Zunächst ist festzuhalten, dass sowohl im Schweizer Recht als auch im deutschen Recht eine institutionell berechtigte Person, d. h. eine Notarin oder eine »andere Urkundsperson« (ZGB, 499 I Ziff. 2a), beigezogen werden kann und dass dadurch das Geschriebene selbst formal und funktional entlastet wird. Diese funktionale Entlastung kann in der Schweiz sowohl bei der öffentlichen Beurkundung als auch bei der mündlichen Verfügung alternativ durch den Einbezug von (mindestens zwei) Zeuginnen geleistet werden (vgl. ZGB 501 I Ziff. 2c und ZGB 506 I Ziff. 4a). Ohne auf die für all diese Fälle geltenden formalen Vorgaben genauer eingehen zu können,[211] ist festzuhalten, dass das »Eigenhändige Testament« (in Deutschland) bzw. die »Eigenhändige Verfügung« (in der Schweiz) die einzigen Möglichkeiten sind, ein Testament ohne den Einbezug von Drittpersonen zu errichten. Nur diese Texte werden also schon im Moment des Schreibens, d. h. vor einer textexternen Beglaubigung durch Zeuginnen oder eine Amtsperson, zu Testamenten. Anders gesagt: Nur im Fall des Schreibens

209 In den folgenden Ausführungen beschränke ich mich auf das Schweizer Recht und das deutsche Recht. Beide einschlägigen Gesetzestexte sind online verfügbar, vgl. https://bit.ly/2G2S0ax [22.10.2020] für das BGB bzw. https://bit.ly/1DOXNsG [22.10.2020] für das ZGB. – Der hier relevante Gesetzesartikel hat sein Äquivalent aber auch im französischen *Code civil* (Art. 970), im italienischen *Codice civile* (Art. 602) und im österreichischen *ABGB* (§ 578); vgl. zur Situation in vielen weiteren Staaten sowie zum internationalen Recht: Prinz von Sachsen Gessaphe 2015 und den Sammelband Schmoeckel & Otte 2011.

210 Vergleiche für die Schweiz auch Flüe 2002: 18–20, für Deutschland BMJV 2017: 24–32. In Deutschland gibt es über das hier Genannte hinaus die Möglichkeit, ein »Nottestament« einzurichten (vgl. BGB, §§2249–2252), also eine ausserordentliche Testamentsform ähnlich der »mündlichen Verfügung« in der Schweiz. Zudem existieren spezielle Vorgaben für das Verfassen eines »Gemeinschaftlichen Testaments« (vgl. BGB, §§2265–2272).

211 Es sei hier lediglich erwähnt, dass in allen Fällen, also selbst im Rahmen einer *mündlichen* Verfügung, Unterschriften eine zentrale Rolle spielen, s. u. Kap. 14.6.

eines *eigenhändigen* Testaments wird wirklich ein deklarativer Akt im engeren Sinne vollzogen (vergleichbar mit dem Ja-Wort bei einer kirchlichen Hochzeit).[212] ›Eigenhändigkeit‹ scheint also eine wesentliche Bedingung für das (unmittelbare) Gelingen der testamentarischen Schreibhandlung zu sein. Sie ist eine konstitutive Regel, an die die Schreiberin sich halten muss, wenn sie keine ›Fehlzündung‹ des Schreibaktes riskieren will.

Im Folgenden soll dieser Bedingung anhand der zugrundeliegenden Gesetzesartikel nachgegangen werden, angefangen mit jenem aus dem ZGB:

> 3. Eigenhändige Verfügung
> [1] Die eigenhändige letztwillige Verfügung ist vom Erblasser von Anfang bis zu Ende mit Einschluss der Angabe von Jahr, Monat und Tag der Errichtung von Hand niederzuschreiben sowie mit seiner Unterschrift zu versehen.
> (ZGB 505 I Ziff. 3; vgl. https://bit.ly/2r9ZZNv [22.10.2020])

Das Adjektiv »eigenhändig« wird hier schon im Titel genannt, um die Abgrenzung zu den anderen Errichtungsarten (»öffentlich« oder »mündlich«) zu signalisieren. Das Lexem bedeutet im allgemeinen Sprachgebrauch soviel wie »selbst ausgeführt«, »persönlich« oder »mit eigener Hand« (vgl. Duden Universalwörterbuch 2019: 485 und Duden Synonymwörterbuch 2019: 286). Das Wort ist also kein Synonym zu »handschriftlich«, auch nicht im Kontext von Schrift – obwohl offensichtlich eine semantische Nähe zwischen den beiden Adjektiven besteht und im Sprachgebrauch z. T. nicht klar zwischen ihnen unterschieden wird (s. u.). Es sei kurz anhand von zwei Beispielen verdeutlicht, dass das eine das andere nicht bedingt: Einerseits ist durchaus ein Gespräch denkbar, in dem davon die Rede ist, dass z. B. eine Konzernchefin eine E-Mail »eigenhändig« geschrieben hat. Gemeint ist dann nicht, dass sie die Nachricht mit dem Stift geschrieben hat, sondern dass sie den Text *selbst getippt* hat – anstatt ihn zu diktieren oder ihn in ihrem Namen schreiben zu

212 Auf die Parallelität von deklarativen Sprech- und Schreibakten machen auch Halawa und Sachs-Hombach aufmerksam (mit Blick auf die Unterschrift, s. auch u.): »Am Beispiel der Vertragsunterzeichnung wird überdies sichtbar, dass Schreibakte bezüglich der Stiftung sozialer Tatsachen kaum weniger Kraft besitzen als die von der Sprachphilosophie so intensiv untersuchten Sprechakte« (Halawa & Sachs-Hombach 2015: 41). Vergleiche auch Macho 2005.

lassen (was in dieser Position üblicher wäre). Andererseits und umgekehrt ist es möglich, eine Einladung zu erhalten, die zwar »handschriftlich«, aber nicht von der einladenden Person geschrieben wurde (z. B. wenn ein Schreibbüro wie das Berliner Unternehmen *Schreibstatt* den entsprechenden Auftrag erhalten hat, s. o. Kap. 13.5). Dem Umstand, dass etwas eigenhändig erstellt werden kann, ohne gleichzeitig handschriftlich zu sein, trägt das ZGB durch die Ergänzung »von Hand« Rechnung (allerdings wird damit das latente Problem der Bedeutungsbestimmung von »Handschrift« nicht gelöst).

Im bundesdeutschen Äquivalent zum oben zitierten Gesetzesartikel wird auf eine Spezifizierung hinsichtlich Handschriftlichkeit verzichtet:

§ 2247 Eigenhändiges Testament

(1) Der Erblasser kann ein Testament durch eine eigenhändig geschriebene und unterschriebene Erklärung errichten.
(2) Der Erblasser soll in der Erklärung angeben, zu welcher Zeit (Tag, Monat und Jahr) und an welchem Ort er sie niedergeschrieben hat.
(3) Die Unterschrift soll den Vornamen und den Familiennamen des Erblassers enthalten. Unterschreibt der Erblasser in anderer Weise und reicht diese Unterzeichnung zur Feststellung der Urheberschaft des Erblassers und der Ernstlichkeit seiner Erklärung aus, so steht eine solche Unterzeichnung der Gültigkeit des Testaments nicht entgegen.
(4) Wer minderjährig ist oder Geschriebenes nicht zu lesen vermag, kann ein Testament nicht nach obigen Vorschriften errichten.
(5) Enthält ein nach Absatz 1 errichtetes Testament keine Angabe über die Zeit der Errichtung und ergeben sich hieraus Zweifel über seine Gültigkeit, so ist das Testament nur dann als gültig anzusehen, wenn sich die notwendigen Feststellungen über die Zeit der Errichtung anderweit treffen lassen. Dasselbe gilt entsprechend für ein Testament, das keine Angabe über den Ort der Errichtung enthält.

(BGB § 2247; vgl. https://bit.ly/2Kn7cCR [22.10.2020])

Erläuterungen zum Schreibvorgang und zur konstitutiven Eigenschaft von »Eigenhändigkeit« fehlen hier komplett. Auffällig ist, dass in beiden Gesetzesartikeln der Schreibmoment in seiner zeitlichen Verankerung besonders hervorgehoben wird (durch die Forderung der Angabe von »Tag, Monat und Jahr«). Damit wird die Handlungsdimension nochmals betont: Der Moment des Schreibens (im BGB auch: der Ort des Schreibens) ist relevant für das Geschriebene, das diesen Zeitpunkt überdauert (das hat auch mit der *Belegfunktion* des Testaments zu tun, vgl. Hausendorf et al. 2017: 236–238). In beiden Gesetzen wird zudem eine Unterschrift gefordert, was den Aspekt der Identifikation hervorhebt (s. u.).

Darüber, wieso und wie genau ein Testament »eigenhändig« geschrieben werden muss, erfährt man aber weder im Schweizerischen Zivilgesetzbuch noch im Bürgerlichen Gesetzbuch sehr viel – wer dazu mehr wissen will, muss deshalb auf Ratgeber, die Rechtsprechung und den fachjuristischen Diskurs zurückgreifen. Das soll im Folgenden vor allem deshalb recht ausführlich getan werden, weil in der juristischen Diskussion über die Textsorte Testament und die damit verbundenen kulturellen Praktiken ganz grundsätzliche Fragen zur gesellschaftlichen Wahrnehmung und Funktion von Handschriftlichkeit zur Sprache kommen. Dabei werden Probleme deutlich und greifbar, die über die Jurisprudenz und die hier besprochene Textsorte hinausweisen.

## 14.3 »Eigenhändig«, »holographisch« und »handschriftlich«

In den vom Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz herausgegebenen »Informationen und Erläuterungen zum Erbrecht« ist festgehalten, dass das »*eigenhändige Testament* [...] vom ersten bis zum letzten Buchstaben handschriftlich verfasst« sein muss (BMJV 2017: 19; Hervorhebung im Original). Mit dieser Spezifizierung geht die Broschüre bereits über den Gesetzestext hinaus; im BGB wird ja weder das Adjektiv »handschriftlich« noch – wie im ZGB – die Präpositionalphrase »von Hand« verwendet. Allerdings tut sie das nicht in dem Sinn, dass sie ein *sowohl* eigenhändig *als auch* handschriftlich verfasstes Testament fordert; stattdessen wird suggeriert, dass es sich bei

»eigenhändig« um eine fachsprachliche Bezeichnung für »handschriftlich« handle: »Zu den strengen Formerfordernissen des handgeschriebenen, sogenannten eigenhändigen Testaments wurde [...] bereits einiges gesagt« (BMJV 2017: 25). Explizit findet sich diese Gleichsetzung in einem Ratgeber zu Patientenverfügungen und Testamenten, wenn es im Zusammenhang mit der Rolle von Anwältinnen heisst: »Den Entwurf Ihres Anwalts müssen Sie daher eigenhändig, also handschriftlich, komplett abschreiben« (Geckle 2009: 105). Andernorts ist gar nicht erst von eigenhändig die Rede und es wird direkt und nur vom »handgeschriebene[n] Testament« gesprochen (vgl. Flüe 2002: 18).

Diese Gleichsetzung findet sich nicht nur in Ratgebern, sondern auch innerhalb des juristischen Fachdiskurses. Mit dem Beitrag *Mängel handschriftlicher Testamente* bezieht sich der Rechtsanwalts Matthias Bizzarro (2016) beispielsweise auf die »eigenhändige letztwillige Verfügung« und behandelt so »eigenhändig« und »handschriftlich« wie Synonyme (obwohl er im Verlauf des Textes eine Differenzierung vornimmt, s. u.). Auch in den Beiträgen eines neueren Sammelbandes zum Thema (Schmoeckel 2015) wird scheinbar ohne Unterschied vom »eigenhändigen« und vom »handschriftlichen Testament« gesprochen; hinzu kommen das in der Rechtssprache etablierte Adjektiv »holographisch« (im *Duden* als »[vollständig] eigenhändig geschrieben« umschrieben; vgl. Duden Universalwörterbuch 2019: 898), sowie die Bezeichnungen »privates« bzw. »privatschriftliches« Testament (in stärkerer Betonung des Gegensatzes zum »öffentlichen« Testament). All diese Adjektive werden zur Spezifizierung ein- und desselben Gegenstandes eingesetzt (Referenzidentität) und es lässt sich im Sprachgebrauch kein System erkennen, wann, welches verwendet wird. Dass überhaupt verschiedene Attribute gebraucht werden, scheint vor allem stilistischen Überlegungen geschuldet zu sein (Reduktion der Rekurrenz). Dennoch werden durch die Substitution jeweils unterschiedliche Aspekte oder Eigenschaften des Referenzobjekts betont, was z. B. im Fall von »privat« und »handschriftlich« offensichtlich ist. Immer werden »eigenhändig« und »handschriftlich« aber nicht synonym verwendet, wie das Auftreten von Reihungen, in denen beide vorkommen, und insbesondere des Kompositums »eigenhandschriftlich« zeigen. Die genaue Bedeutung von »eigenhändig« ist sowohl aus sprachtheoretischer Sicht (d. h. mit Blick auf die Semantik der Kompositum-Bestandteile und ihre Verknüpfung) als auch angesichts des Sprachgebrauchs im öffentlichen und fachlichen Diskurs aus heutiger Sicht unterspezifiziert und die Abgrenzung gegen-

über »handschriftlich« schwierig.[213] Während die uneinheitliche Verwendung des Lexems »Handschrift« im Mediendiskurs im schlimmsten Fall von einzelnen Diskursteilnehmerinnen ausgenutzt wird (z. B. zur Skandalisierung, s. o. Kap. 9.2.3), hat die hier beschriebene Ungenauigkeit bzgl. »eigenhändig« ganz praktische Folgen für die Rechtsprechung.

In der Schweiz hatte sich das Bundesgericht z. B. im Mai 2015 ganz konkret mit der Frage zu befassen, »was eigenhändige Niederschrift bedeute[t]« (BGer 5A_131/2015 vom 26.5.2015 E.4, vgl. https://bit.ly/2jU2gJt [22.10.2020]). Die Frage war im Zusammenhang mit einem als ungültig taxierten Testament aufgeworfen worden. Die Beschwerdeführerin hatte, wie sich anhand der im Urteil festgehaltenen Erwägungen nachvollziehen lässt,[214] argumentiert, dass auch am Computer eigenhändig geschrieben werden könne:

> Dieser Vorschrift [jener der »eigenhändigen Niederschrift«, AG] sei im richtig verstandenen Sinn durchaus nachgelebt worden, indem die letztwillige Verfügung auf dem Computer erstellt und dann original unterzeichnet worden sei. Es sei nicht mehr zeitgemäss, die Norm dahingehend zu verstehen, dass der Erblasser den Griffel halte; es gehe darum, dass das Testament aus eigener Hand entstehe. Heute könne man ja auch elektronische Eingaben ans Gericht machen und man habe die »Schnürlischrift« aufgegeben. [...] Es gehe darum, dass kein Dritter hineinwirke. Beim Begriff »Eigenhändigkeit« sei der Wortteil »eigen« dominant; was den Wortteil »Händigkeit« anbelange, so könne mit der Hand nicht nur am Griffel, sondern auch an einem technischen Gerät gearbeitet werden. (BGer 5A_131/2015 vom 26.5.2015 E.4, vgl. https://bit.ly/2jU2gJt [22.10.2020])

213 ›Aus heutiger Sicht‹ deshalb, weil zum Entstehungszeitpunkt der entsprechenden Gesetzesartikel im ZGB (1907, vgl. Seiler 2017: 25–26) bzw. BGB (1896, vgl. Otte 2011: 38) die Situation im Bereich privater Schriftlichkeit eine ganz andere war; zwar gab es bereits erste Schreibmaschinen, dass Testamente (zumal solche ohne Beglaubigung durch eine Notarin) getippt werden könnten, lag aber sicher nicht innerhalb des Vorstellungsraums der Gesetzgeberinnen (vgl. dazu schon Breitschmid 1982: 263, siehe auch: Meyers 1905–1909: Bd. 6, Sp. 436–437).

214 Es handelt sich bei den in diesem Zusammenhang angeführten Zitaten also nicht um die wörtliche Wiedergabe der Argumentation (der Beschwerdeführerin oder des Bundesgerichts), sondern um die von »Gerichtsschreiber Möckli« protokollarisch festgehaltene indirekte Rede.

Diese aus sprachwissenschaftlicher Sicht nachvollziehbare Auslegung des Wortlauts des Gesetzesartikels liess das Bundesgericht aber nicht gelten:

> Der klare Wortlaut von Art. 505 Abs. 1 ZGB, wonach die eigenhändige letztwillige Verfügung von Anfang bis zu Ende von Hand niederzuschreiben ist, lässt indes keinen entsprechenden Spielraum zu […]. Maschinenschrift ist ausgeschlossen […]. »Eigenhändig« und »niederschreiben« im Sinn dieser Norm bedeutet nämlich, dass der Erblasser das Schreibgerät selber führt und ein Schriftbild entsteht […]. (BGer 5A_131/2015 vom 26.5.2015 E.4, vgl. https://bit.ly/2jU2gJt [22.10.2020])

Hier wird sichtlich um klärende Worte gerungen, ohne dass es gelingt, die entscheidenden Eigenschaften des gerichtlichen Verständnisses von »eigenhändig Niedergeschriebenem«, die die Argumentation der Beschwerdeführerin entkräften könnten, auf den Punkt zu bringen: Auch wenn sie tippt, »führt« die Erblasserin »das Schreibgerät« (die Tastatur),[215] und ein »Schriftbild« entsteht auch beim Schreiben auf der Schreibmaschine oder am Computer. In der Erwägung des Bundesgerichts finden sich aber weiterführende Verweise, u. a. auf renommierte Gesetzeskommentare wie den *Basler Kommentar* (Breitschmid 2015) und den *Berner Kommentar* (Weimar 2009). Diese gehen ausführlicher auf die von der Beschwerdeführerin im Bundesgerichtsurteil monierte Begrifflichkeit ein und liefern recht elaborierte Definitionen, auf die ich noch zurückkommen werde. Auch hier wird aber grundsätzlich auf eine explizite Klärung des Verhältnisses der Adjektive »eigenhändig« und »handschriftlich« verzichtet und die Lexeme werden oft synonym verwendet (wenn auch nur implizit). So heisst es z. B. im *Berner Kommentar* zu Art. 505 des ZGB: »Der Erblasser muss die Verfügung eigenhändig niedergeschrieben haben. Die Handschrift besonders eines geübten Schreibers ist ein starker Ausdruck der Persönlichkeit« (Weimar 2009). Der Satzanschluss in diesem Zitat ist nur dann kohärent, wenn »eigenhändiges Niederschreiben« zu »Handschrift« führt. Vielfach wird auch der Gegensatz von »eigenhändig«

**215** Vergleich allerdings die Gegenüberstellung von »führen« und »betätigen« in Breitschmid 1982: 265.

und »maschinengeschrieben« betont (z.B. in Prinz von Sachsen Gessaphe 2015; Bizzarro 2016; Grüninger 2018). Es geht in den Gesetzeskommentaren, der juristischen Fachliteratur und in den Gerichtsurteilen also um »Handschriftlichkeit« in einem Verständnis, das sich durchaus mit dem in dieser Untersuchung vertretenen vereinbaren lässt (s.o. Teil II) – auch wenn die Ausdrücke »handschriftlich« und »Handschrift« nur selten explizit auftauchen. Die entsprechenden Abschnitte enthalten neben formalen Erläuterungen auch Begründungen für die Formansprüche, und ich werde sie im folgenden Kapitel ausführlich zitieren und kommentieren. Auf diese Weise sollen (auch) die Funktionen ergründet werden, die das Schreiben mit der Hand im deklarativen Akt des Testierens und ganz allgemein im Rechtswesen erfüllt.

## 14.4 Handgeschriebenes als Identitätsnachweis beim Testieren

Wie das Bundesgericht im oben zitierten Urteil (BGer 5A_131/2015 vom 26.5.2015) das »eigenhändige Niederschreiben« (in ZGB Art. 505) interpretiert hat, bringt Seiler folgendermassen auf den Punkt: »Eigenhändigkeit bedeutet, dass der Erblasser die Schrift selbst formt bzw. führt und das Geschriebene so seine individuellen Züge trägt« (Seiler 2017: 306). Während das auch vom Bundesgericht verwendete Verb »führen« ganz auf das Schreibgerät und das Schreiben – auf die Realisierung von Schrift – bezogen ist, betont »formen« stärker das Resultat des Schreibens, das Geschriebene als realisierte Form mit »individuellen Züge[n]«. Der »individuell geprägte Schriftzug« ist auch in der ausführlicheren Umschreibung von Breitschmid (2015) von Bedeutung:

> »Schreiben« bedeutet Setzung wahrnehmbarer, individueller, aber für Dritte (zumindest Experten) entzifferbarer Zeichen (meist übliche Handschrift des Erblassers, aber auch Schul- bzw. Schönschrift, evtl. Stenographie oder fremdsprachliche Schriftzeichen […]) durch Führen eines Hilfsmittels (beliebiges Schreibgerät, welches Bewahrung und Wahrnehmung der Schriftzeichen ermöglicht […]). Es hat die Hand den Erklärungsinhalt *nicht bloss mechanisch* wiederzugeben (Ab*zeichnen* einer Vorlage, Schablone, ebenso i.d.R. Maschinenschrift), son-

> dern mit dem *individuell geprägten Schriftzug* (welcher für Schriftfachkundige auch bei bewusst leserlicher Schrift noch erkennbar bleibt [...]). (Breitschmid 2015: 301, Hervorhebungen im Original)

Welche Schrift realisiert wird, ist also nicht entscheidend.[216] Auch was das Schreiben selbst angeht, ist vieles erlaubt, insbesondere hinsichtlich Schreibwerkzeug und Schreibfläche bzw. -grund:

> Mit welchem Gerät und auf was für eine Unterlage der Erblasser schreibt, ob mit Kugelschreiber, Füllfederhalter oder Bleistift (aus naheliegenden Gründen nicht zu empfehlen!) auf Papier, mit Gänsekiel und Sepia oder Pinsel und Farbe auf Papyrus oder Pergament oder mit einem Griffel auf Schiefer oder Wachstafeln (auch nicht zu empfehlen) oder mit Hammer und Meissel in eine Steinplatte (weniger üblich), ist, der Testierwille vorausgesetzt, einerlei. Nicht zugelassen ist dagegen der Ab- oder Ausdruck vorgeformter Lettern, sei das nach einer Schablone, mit Stempel, den Typen einer mechanischen oder elektrischen Schreibmaschine oder aus dem Font eines Computers. (Weimar 2009: 544–545)

Die hier elaborierte Unterscheidung zwischen dem Schreiben mit Stiften (im weitesten Sinn) und dem Ausdrucken bzw. Abdrücken (bzw. Tippen) erinnert an die Gegenüberstellung von Abdruck und Spur (die Sonja Neef kritisch beschreibt)[217] und lässt sich unmittelbar an die in dieser Untersuchung unternommenen Definitionsversuche von »Handschrift«, »Handschreiben« und »Handgeschriebenem« anschliessen (s.o. Teil II). Das Ziel der Differenzierung, die Weimar im zitierten Text unternimmt, ist allerdings nicht eine definitorische Begriffsbestimmung oder die Analyse kultureller Praktiken. Im juristischen Ringen um »eigenhändig« und »handschriftlich« geht es vielmehr darum, jene Schreibarten zu erfassen, deren Resultat den gesetzlichen

216 Vergleiche dazu auch: Weimar 2009: 542; Grüninger 2018: 1526; Seiler 2017: 305. Widersprüchliche Angaben finden sich zur Gültigkeit von Blindenschrift: Weimar (2009: 545) hält ihre Verwendung nicht für zulässig, Seiler (2017: 305) hingegen schon – interessanterweise unter Rückbezug auf Weimar.

217 Vergleiche ausführlich: Neef 2008. Sonja Neef (2008: 37–39) ordnete das Meisseln in eine Steinplatte allerdings explizit den Abdrücken zu.

Ansprüchen genügen. Die Form bzw. der Formanspruch ist in der Rechtsprechung stets funktionsbezogen. Bei der Auslegung und Anwendung der in ZGB Art. 505 bzw. BGB § 2247 genannten Formerfordernisse wird entsprechend immer wieder auf eben diese Funktion verwiesen.[218] So hält das Schweizerische Bundesgericht in einem Urteil aus dem Jahr 1972 fest:

> Die eigenhändige Niederschrift wird vom Gesetz vor allem deshalb verlangt, weil sich auf Grund eines handgeschriebenen Textes in der Regel zuverlässig ermitteln lässt, ob die Verfügung wirklich vom Erblasser stammt, d. h. echt ist, und weil die eigenhändige Niederschrift normalerweise Gewähr dafür bietet, dass die Verfügung seinem Willen entspricht. (BGE 98 II 73 E. 3, S. 79, vgl. https://bit.ly/2KqjWrC [22.10.2020])

Das Handgeschriebene soll also »vor allem« gewährleisten, dass die Handschreiberin »zuverlässig« ermittelt werden kann: Der von Breitschmid (2015: 301) geforderte »individuell geprägte Schriftzug«, die von Seiler (2017: 306) erwähnten »individuellen Züge« dienen offensichtlich der Identifikation der Schreiberin (vgl. auch Grundmann 1987: 450). Erst nach bzw. durch diese Identifikation kann festgestellt werden, ob das Testament, wie vom Gesetz gefordert, »eigenhändig« verfasst wurde.[219] Das ist genau dann der Fall, wenn die Schreiberin mit der Person identisch ist, deren Namen unter dem Testament steht (in Form der Unterschrift, s. u.). Das Schreiben von Hand ist also weder dasselbe wie eigenhändiges Schreiben noch ist Handschriftlichkeit Voraussetzung für eigenhändige Schriftlichkeit; dadurch, dass ein Testament handschriftlich geschrieben wird, wird *verbürgt,* dass es eigenhändig

218 Muscheler begegnet diesem Vorgehen allerdings mit Skepsis und hält fest: »Auf die Funktion, die der Gesetzgeber im Auge hatte, darf bei der Interpretation der Formvorschrift nicht umstandslos und nicht abstrakt zurückgegriffen werden« (Muscheler 2014: 29).

219 In eine ähnliche Richtung zielt Bizzarros Verständnis von »eigenhändig« als: »einerseits vom Erblasser (eigenschriftlich), andererseits von Hand (handschriftlich)« (Bizzarro 2016: 1481). Er folgt mit dieser Differenzierung Peter Breitschmid, der schon in seiner Dissertation von 1982 auf die terminologischen Probleme aufmerksam gemacht und zwischen »Handschriftlichkeit« und »Eigenschriftlichkeit« unterschieden hatte. Er hält fest, dass »*Eigenhändigkeit* [...] diese beiden Begriffe [verknüpft]«, ohne allerdings das Verhältnis der beiden Teile, ihre Relation, näher zu beleuchten (vgl. Breitschmid 1982: 262–264).

geschrieben wurde. Das Schreiben mit dem Stift tritt an die Stelle der Zeuginnen und/oder entspricht »funktional teilweise der notariellen Beurkundung öffentlicher Verfügungen« (Weimar 2009: 543).

Bezogen auf die weiter oben ausgeführten Überlegungen zum Schreibhandeln (Kap. 14.1) heisst das: Jene Institution, die den deklarativen Schreibakt des Testierens trägt und ermöglicht (der juristische Apparat), besteht in der Praxis auf der Authentifizierung der vom Gesetz geforderten Eigenhändigkeit durch Handschriftlichkeit. Dadurch wird das Schreiben von Hand zu einem konstitutiven Teil der Schreibhandlung, zur Glückensbedingung des Schreibaktes des Vererbens.

## 14.5 Handgeschriebenes als Mittel zur ›geistigen‹ Identifizierung

Die Vorstellung, dass eine Schreiberin anhand des von ihr von Hand Geschriebenen identifiziert werden kann, herrscht in weiten Teilen der Gesellschaft und ist unumstritten. Es ist also keine grosse Überraschung, dass auch in der Jurisprudenz mit Blick auf Testamente und darüber hinaus auf diese Eigenschaft zurückgegriffen wird. Schon eher überraschend ist, dass diese Identifikationsfunktion in der Rechtsprechung faktisch fast gar nicht zum Zug kommt: »Fälschungen eigenhändiger Testamente oder auch nur ernstliche Behauptungen solcher Fälschungen spielen in der Praxis keine Rolle« (Otte 2011: 34). Das heisst natürlich nicht, dass Handschriftlichkeit die Funktion des Echtheitsnachweises nicht erfüllt. Man könnte im Gegenteil argumentieren, dass gerade die hohe Hürde, die das Fälschen von Handgeschriebenem bietet (zumal für Gelegenheitstäterinnen, vgl. Michel 1996: 1045), vor Missbrauch schützt. Dennoch stellt sich die Frage, ob Handschriftlichkeit im Zusammenhang mit eigenhändigen Testamenten mehr leistet, als bloss die Identifizierung der Testierenden zu ermöglichen. Das weiter oben zitierte Bundesgerichtsurteil (BGE 98 II 73 E. 3, S. 79) deutet das im zweiten Teilsatz zumindest an: »[...] und weil die eigenhändige Niederschrift normalerweise Gewähr dafür bietet, dass die Verfügung seinem Willen [d. h. dem Willen der Testierenden] entspricht.« Wie genau Eigenhändigkeit diese »Gewähr bietet«,

führt das Bundesgericht nicht aus. Ähnlich klingt es bei Zaczyk, für den mit der Analyse von Handgeschriebenem

> eine Identifizierungsweise angesprochen [ist], die man gewiss als eine besondere ›geistige‹ Identifizierung des Humanen ansehen darf: Die Schrift als materielle Fixierung der Gedanken gerade dieses Schreibenden. (Zaczyk 2015: 31)

Auch Zaczyk bleibt weitere Erläuterungen aber schuldig. Etwas weniger mystisch heisst es bei Bizzarro: »Zum anderen schützt das Erfordernis der Eigenhändigkeit vor Übereilung. Darüber hinaus unterstreicht eine selbst errichtete Testamentsurkunde den Willen, letztwillig zu verfügen« (Bizzarro 2016: 1481–1482). Mit dem Schutz »vor Übereilung« ist ein Aspekt angesprochen, der auf einer ganz anderen Ebene liegt als die Identifikationsfunktion und auf den im Zusammenhang mit dem eigenhändigen Testament immer wieder verwiesen wird. Konkret ist das so zu verstehen, dass das Schreiben selbst als Handlung eine Geistesgegenwart bedingt, die z.B. beim Sprechen nicht gegeben ist. Anders als im mündlichen Sprachgebrauch, wo man Dinge ›leicht dahinsagen‹ kann, handelt es sich beim Schreiben um einen bewussten Akt. Diese Vorstellung ist in der Rechtsprechung im deutschen Sprachraum weitgehend unbestritten (vgl. Deutsch 2017: 109). Natürlich könnte man argumentieren, dass der Gegensatz zur Mündlichkeit bei jeder Art des Schreibens (auch beim Tippen) gegeben ist.[220] Mit Blick auf die Funktionen des Handschreibens ist wichtig, dass die Identifikationsleistung mit der Bewusstseinsaktivierung zusammenfällt, auf der der Übereilungsschutz aufbaut. Beide Funktionen werden gleichzeitig und mit der gleichen Handlung erfüllt. Diese Koinzidenz ist nicht nur entscheidend für die Rechtsform des eigenhändigen Testaments, auf ihr beruht auch die (immer noch!) einzigartige gesellschaftliche Stellung der Unterschrift.

220 So z.B. in Grundmann 1987: 449. Röthel (2015: 45) und Prinz von Sachsen Gessaphe (2015: 145) betonen hingegen, dass der Schutz vor Übereilung durch die Eigenhändigkeit in jüngster Zeit, im Zusammenhang mit der Verdrängung des Handschreibens aus der Alltagskommunikation, besonders wichtig geworden sei.

## 14.6 Vom Unterschreiben zur Unterschrift

Während es sich beim eigenhändigen Testament um eine auffällige Spezialform in der Rechtsprechung handelt, ist die ebenfalls eigenhändig und handschriftlich zu leistende *Unterschrift* allgegenwärtig. Dabei verstehe ich hier und im Folgenden unter »Unterschrift« ganz allgemein den mit dem Stift geschriebenen Namen der Schreiberin; ich verwende die Bezeichnung synonym zu Autogramm und Signatur.[221] Die im Kompositum enthaltene räumliche Positionsbestimmung (*Unter*schrift) ist in diesem allgemeinen Verständnis des Wortes nicht weiter von Bedeutung, mit Blick auf Rechtsfragen aber durchaus relevant.[222] So wird mit Blick auf das Testament festgehalten, dass die blosse Selbstbenennung den Ansprüchen an eine Unterschrift nicht genüge, zumal z. B. eine Oberschrift die in diesem Zusammenhang relevante »Abschlussfunktion« nicht erfülle (vgl. Muscheler 2014: 26, siehe auch: Seiler 2017: 310–311).

Unabhängig von ihrer im Wortsinn marginalen Platzierung ist die Unterschrift heute ein zentrales Element im Rechtsverkehr und darüber hinaus. Dabei werden ihr von der Jurisprudenz neben der *Abschlussfunktion* die (im Zusammenhang mit dem Testament bereits ausgeführten) Funktionen der Identifikation und des Übereilungsschutzes (≈ *Warnfunktion*) zugesprochen.[223] Zur Identifikation dient das Geschriebene, die Unterschrift: Jene auf

221 Zum semiotisch komplexen Verhältnis von Signatur und Schreiberin vgl. die »Tropik der Autographie« von Kammer (2014), siehe auch den Sammelband *Sign Here!* von Neef, Dijck & Ketelaar (2006). – Eigentlich müsste in der Nomenklatur dieser Untersuchung zwischen »Unter*schrift*« und, davon abgeleitet, »Unter*geschriebenem*« unterschieden werden. Ich verzichte darauf, weil hier andere Aspekte im Vordergrund stehen. Es soll aber explizit darauf hingewiesen werden, dass das Verhältnis zwischen Schrift und Geschriebenem beim Unterschreiben besonders spannungsvoll ist: Es wird dabei von einer Schrift mit dynamischem Graphinventar ausgegangen, aber verlangt, dass eine bestimmte Graphfolge immer (möglichst) gleich aussieht. Es wäre reizvoll, der damit verbundenen Vorstellung von geordneter, quasi-statischer Mikrovariation nachzugehen.

222 Im 17. und 18. Jahrhundert hatte die Platzierung der Unterschrift – ebenso wie ihre Grösse – zudem eine sehr spezifische sozialsemiotische Bedeutung, vgl. Beetz 1990: 205. Zum »Raumverhalten auf dem Papier« vgl. auch Ehlers 2004.

223 Vergleiche Muscheler 2014: 26. Von einigen Autorinnen werden diese Funktionen noch differenziert und es werden weitere genannt (vgl. Gruhn et al. 2007: 13–17, siehe auch: Holzhauer 1973: 205–210). Dinge

dem Kreditkartenbeleg kann mit derjenigen auf der Kreditkarte verglichen werden (*Ausweisfunktion*) und da sie einmal geschrieben als Spur die Zeit überdauert, kann sie später als Nachweis des Kaufvorgangs dienen (*Beweisfunktion*). Für den Übereilungsschutz ist aber nicht das Geschriebene relevant, sondern das Schreiben als bewusste Handlung. In Gesellschaften, in denen jeder Mensch nicht nur eine physisch-körperliche Identität besitzt, sondern auch eine ›papierene‹, auf- und festgeschriebene Identität (bestehend aus Register- und Datenbankeinträgen, Nennungen in Urkunden, einem Pass, Ausweispapieren und digitalen ›Profilen‹), kommt der geschriebenen Unterschrift mit ihrem Identifizierungspotenzial und der damit verbundenen Beweisfunktion eine kaum zu überschätzende Bedeutung zu. Wann immer in jüngerer Zeit über das Unterschreiben und die Unterschrift nachgedacht wird, steht deshalb dieser Aspekt im Vordergrund.[224]

Historisch betrachtet lag der Fokus aber lange auf dem Unter*schreiben,* dem Schreibakt. Man denke nur an das noch im 19. Jahrhundert sehr verbreitete Setzen von Kreuzen anstelle einer Unterschrift. Analphabetinnen schrieben ihr Kreuz (bzw. ihre Kreuze) »als vertreter wirklicher [!] schrift« (DWB 1854–1961: Bd. 11, Sp. 2183) unter ein Dokument und konnten so einen deklarativen Schreibakt vollziehen. In *Meyers Grossem Konversationslexikon* heisst es dazu:

> Die Sitte, daß des Schreibens Unkundige anstatt ihrer Namensunterschrift drei Kreuze zeichnen [...], findet sich schon im 6. Jahrh. und mag sich so erklären, daß das Kreuzeszeichen die Unterzeichnenden an die Pflicht der Wahrhaftigkeit erinnern sollte. (Meyers 1905–1909: Bd. 6, Sp. 646, Hervorhebung im Original)

Was hier als Erinnerung »an die Pflicht der Wahrhaftigkeit« bezeichnet wird, ist eng mit der oben erwähnten Funktion des Übereilungsschutzes verknüpft.

wie »Inhaltsklarheit« oder »Perpetuierung« beziehen sich aber nicht exklusiv auf die eigenhandschriftlich anzubringende Unterschrift, sondern ganz allgemein auf den Anspruch der Schriftform.

224 Vergleiche dazu schon die Arbeit von Holzhauer (1973), der in seiner historischen Betrachtung allerdings auch Einblicke in ältere Praktiken bietet. Um die Unterschrift im Kontext elektronischer Signaturen geht es u.a. in: Sanner 2001; VOI 2004; Schlauri, Jörg & Arter 2005; Gruhn et al. 2007.

Das *Deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm* sieht in der Praktik, die (Unter-)Schrift durch Kreuze zu ersetzen, einen »nachklang des alten handgemahls« (DWB 1854–1961: Bd. 11, Sp. 2183 [Stichwort: »Kreuz«, Erklärung 6, c)]), womit ganz konkret auf das Anbringen eines persönlichen Zeichens, eben eines Handzeichens verwiesen wird.[225] Gleichzeitig stellt das DWB damit aber auch eine Verbindung zu einer »feierliche[n] Rede, Gerichtsverhandlung« her (zumindest etymologisch, vgl. ahd. »mahal«, »mal«; DRW 1914–: Bd. V, Sp. 58); das Unterzeichnen mit drei Kreuzen schliesst unmittelbar an mündliche Formen und damit (deklarative) Sprechakte im Sinne Searles an (s. o. Kap. 14.1).

Das ist wenig überraschend: In einer Gesellschaft von Analphabetinnen, in der Übereinkünfte zwangsläufig meist mündlich geschlossen werden, steht der Moment des Vertragsabschlusses im Zentrum der Aufmerksamkeit – auch in Ausnahmefällen, in denen doch einmal ein Vertrag schriftlich eingegangen wird. Entsprechend ging es bis weit ins 19. Jahrhundert nicht (primär) um die Unterschrift bzw. das Handzeichen als Beweismittel, sondern um das Unterschreiben als Akt.[226] Besonders augenfällig wird diese Bedeutung des eigenhändigen Unterzeichnens in der Praktik karolingischer Könige, Urkunden, die in ihrem Namen ausgestellt wurden, durch blosses Berühren abzusegnen (vgl. Holzhauer 1973: 132–133). Für das Zustandekommen der rechtlichen Realität ist hier alleine der Moment der Handlung wichtig, die Spur der Handlung ist irrelevant.[227] Das gilt natürlich nicht im selben Masse für die drei

225 Ein *handgemahl* repräsentierte im Mittelalter »das grundstück, von welchem ein schöffenbar freier sein handzeichen als hauszeichen« führte (Lexer 1872–1878: Bd. 1, Sp. 1173, ausführlich auch in: BMZ 1854–1866: Bd. II/1, Sp. 25a). Für historische Überlegungen im Zusammenhang mit Personenzeichen vgl. Groebner 2004.

226 Das dürfte auch für das eigenhändige Testament gelten, zumal es bereits im 5. Jh. im Römischen Recht auftaucht (vgl. Beutgen 1992).

227 Überraschenderweise gibt es auch heute noch Praktiken, in denen der Akt des Unterschreibens hochgradig relevant, die Unterschrift selbst aber weitgehend unwichtig ist bzw. zu sein scheint. Bei der Auslieferung oder beim Abholen eines (unterschriftenpflichtigen!) Pakets muss häufig mit einem Stift (oder gar der Fingerspitze) auf dem Bildschirm eines elektronischen Geräts unterschrieben werden. Der ungewohnte Stift, die Materialität des Schreibuntergrunds und nicht selten auch die Schreibumstände (stehend, Postbotin in Eile etc.) führen dabei zu Geschriebenem, das mit der ›eigentlichen‹, unter ›normalen‹ Umständen auf Papier realisierten Unterschrift nicht viel gemeinsam hat. Die Post und andere Logistikunternehmen nehmen die starken Abweichungen im Aussehen der Unterschriften aber offensichtlich in Kauf – wichtig ist nur, dass je-

Kreuze von Schreibunkundigen, zumal diese sich, wie gesagt, bis in die Zeit der industriellen Revolution in vielen Dokumenten finden. Der Anteil der Analphabetinnen hatte bis zum Ende dieser Zeitspanne deutlich abgenommen und Schriftlichkeit war selbstverständlicher geworden.[228]

Vor allem aber kam es im Verlauf des 18. und dann umfassend im 19. Jahrhundert zu einer »Anthropologisierung des Schreibens« (Kammer 2009: 39), in deren Rahmen sich die Vorstellung etablierte, Handgeschriebenes könne als Ausdruck einer Person gelesen und dieser unmittelbar zugeordnet werden.[229] Es kann als Zeichen für das aufkommende Bewusstsein dieser Relation gelesen werden, dass sich die »Kreuzerln«, »X-erln« und »Nockerln« verschiedener Analphabetinnen aus dem 19. Jahrhundert in Strichführung, Anordnung etc. deutlich unterscheiden und »keineswegs willkürlich gesetzt« oder »unbeholfen« wirken, sondern »zuweilen im Schriftzug Sicherheit und Selbstbewusstsein« vermitteln (Staudacher 2003: 323): Auch Schreibunkundige hatten eine Handschrift. Die Aufwertung des Geschriebenen als Ausdruck und Zeichen der Schreiberin kulminiert an der Schwelle zum 20. Jahrhundert zum einen in der Graphologie, die aus dem Geschriebenen den Charakter extrahieren zu können glaubt, zum anderen in der forensischen Handschriftenuntersuchung, die sich ganz in den Dienst des Rechtsstaates stellt (vgl. Kammer 2014). Die Beweisfunktion der Unterschrift gewinnt an Bedeutung, der Akt des Schreibens tritt in den Hintergrund. Zwar sehen sowohl das *Bürgerliche Gesetzbuch* (BGB, § 126) in Deutschland als auch das *Schweizerische Obligationenrecht* (OR, Art. 15d) das Anbringen eines »Handzeichens« als Ersatz für die Unterschrift auch heute noch vor, dieses muss, um Rechtsgültigkeit zu erlangen, aber beglaubigt sein. Es ist nicht zuletzt dieser Relevanzverschiebung vom Schreibakt zum Beweis geschuldet, dass »juristische Laien« heute vielfach einen »generellen Vorrang der Schriftlichkeit« im modernen Privatrecht vermuten (Deutsch 2017: 108), obwohl sowohl das BGB als auch das ZGB und das OR dem Grundsatz der Formfreiheit folgen. Rechtlich gesehen, können in den allermeisten Fällen die Vertragspartnerinnen selbst wäh-

mand das Paket entgegengenommen und unterschrieben hat.

228 Für die Entwicklung in der Schweiz vgl. Grunder 2015.

229 Zum komplexen semiotischen Verhältnis zwischen Signatur und Person vgl. den in verschiedener Hinsicht sehr aufschlussreichen Aufsatz *Signatur des Individuellen* von Stephan Kammer (2014).

len, ob sie die Übereinkunft z. B. schriftlich oder mündlich, face-to-face oder telefonisch, durch Handschlag oder Unterschrift treffen. Bei mündlichen Vereinbarungen fehlt aber die beweisende Spur, die heute oft als Kern jedes Vertrages wahrgenommen wird.

## 14.7 Von der Unterschrift zur elektronischen Signatur (Exkurs)

Einige Facetten der gesellschaftlichen Vorstellung vom Schreiben mit der Hand und insbesondere vom *Unter*schreiben mit der Hand werden im Zusammenhang mit der Einführung »elektronischer Signaturen« besonders deutlich. Da schon am Ende des 20. Jahrhunderts viele Geschäfte online abgewickelt wurden, stellte und stellt sich die Frage, wie im Internet für Vertrags- und Rechtssicherheit gesorgt werden kann. Was auf den ersten Blick aussieht wie ein rein technisches Problem, birgt nicht nur Zündstoff für die Jurisprudenz, sondern ist direkt verknüpft mit Konzepten von Identität, Raum und Zeit.

Diese drei Grössen sind heute für das Eingehen von Verträgen höchst relevant: Beide Parteien müssen wissen, wer das Gegenüber ist, und davon ausgehen können, dass diese Identität stabil ist; dafür sorgt der Staat, indem er die Namen seiner Staatsbürgerinnen schon bei der Geburt fixiert, mit ihrem Körper verknüpft und diese Verknüpfung durch Ausweispapiere, Registereinträge und Ähnliches garantiert.[230] Darüber hinaus sorgen die Staaten dafür, dass rechtliche Ansprüche geltend gemacht und durchgesetzt werden können, so dass der Ort, an dem ein Vertrag eingegangen wird (und damit die Gerichtsbarkeit, der er unterliegt), wichtig ist. Gleichzeitig wird darauf verwiesen, dass die Vertragspartnerin an einem bestimmten Ort anwesend war – und zwar im Moment des deklarativen Sprech- bzw. Schreibaktes. Abgesehen davon, dass das Festschreiben dieses Moments für die nachträgliche Verifizierung und Plausibilisierung rechtlicher Vorgänge relevant sein kann,

**230** Vergleiche dazu den sehr lesenswerten Aufsatz *Write me down, make me real* des Medienwissenschaftlers Christoph Engemann (2013).

ist dadurch auch nochmals die Relevanz der Handlung selbst hervorgehoben. Die Kombination von Identität, Zeit und Ort ist über rechtliche Fragen hinaus ein Kernkonzept unserer Kultur und Wahrnehmung: Ein bestimmter Mensch ist zu einer bestimmten Zeit immer an einem bestimmten Ort.[231]

Das Problem ist nun, dass alle drei relevanten Dimensionen im Rahmen von computer- bzw. internetbasierten gesellschaftlichen Praktiken fehlen bzw. instabil sind. Wir sprechen zwar vom »digitalen Raum« und von »digitalen Identitäten« und ›Zeitstempel‹ suggerieren, dass sich die physikalische Zeit unmittelbar in den digitalen Daten wiederfindet. All das sind aber Metaphern, die es uns ermöglichen, uns abstrakte Dinge wie Algorithmen, Bits und »Datenströme« (selbst schon wieder eine Metapher) vorzustellen – ähnlich dem »Ordner«, in den wir unsere »Dokumente« am Computer »ablegen«. Fakt ist: Das Internet hat keinen Ort und es gibt darin keine Körper, an die wir Namen und also Identitäten heften könnten.

### 14.7.1 Authentifizierung durch Wissen: Das Klopfzeichen im Internet

Um dieses Problem zu lösen, wird heute auf »elektronische Signaturen«[232] gesetzt, die wiederum in der Regel auf vorgängiger »Authentifizierung« beruhen.[233] Das heisst, dass die Identität der beteiligten Personen *vor* der relevanten Handlung (zum Beispiel dem Vertragsabschluss, der Finanztransaktion

231 Das spiegelt sich auch in der Lexik, insofern sich alle deiktischen Ausdrücke (wie »ich«, »hier«, »morgen« etc.) auf eine dieser Dimensionen beziehen lassen (vgl. personale, temporale und lokale Deixis). Den Nullpunkt des sich in diese drei Dimensionen aufspannenden Koordinatennetzes bildet die »Origo« (vgl. Bühler 1999 [1934]: 102–120).

232 Die sogenannte »qualifizierte elektronische Signatur«, die komplexen technischen Ansprüchen genügen muss, hat heute sowohl in der Schweiz als auch in der EU weitgehend die gleiche Rechtswirkung wie die handschriftliche Unterschrift (vgl. EU-Verordnung 910/2014 Art. 25; https://bit.ly/2sOQ7d2 [22.10.2020] und OR Art. 14, §2bis; https://bit.ly/2Fqq6Kh [22.10.2020]).

233 Der Ausdruck »Authentifizierung« (bzw. »authentifizieren«) hat zwar griechische und lateinische Wurzeln (griech. *authentikós* ›echt‹, und lat. *facere* ›machen‹), scheint aber eine Neuschöpfung im Zusammenhang mit dem hier beschriebenen Problem zu sein. Er taucht erst ganz am Ende des 20. Jahrhunderts auf, erlebt seither aber eine beeindruckende Karriere (bzgl. Frequenz, vgl. https://bit.ly/38NZhe3 [22.10.2020]).

etc.) verifiziert wird. Ganz grundsätzlich ist die einfachste Möglichkeit der Authentifizierung die Vereinbarung geheimer Zeichen, wie den aus Spielfilmen bekannten Klopfzeichen: Klopft eine Person im richtigen Rhythmus und die korrekte Anzahl Schläge an die Türe, ist ihre Identität bestätigt und sie erhält Einlass. Möglicherweise wird darüber hinaus noch ein Schlüssel verlangt, die Authentifizierung basiert aber wesentlich auf dem Wissen der Person. Das internetspezifische Äquivalent zum Klopfzeichen ist das Passwort bzw. der Geheimcode: Mit ihm bestätigt eine Person ihre Identität und loggt sich bei Plattformen, Shops und Banken ein. Selbstverständlich sind diese Prozesse inzwischen meistens sehr viel komplexer als Klopfzeichen und verlangen oft nicht nur mehrere Passwörter, sondern darüber hinaus den Besitz eines Dokuments (z. B. eine Liste mit indizierten Transaktionsnummern), einer Bankkarte oder eines Mobiltelefons mit einer bestimmten SIM-Karte (an die während der Transaktion Informationen gesendet werden). Unabhängig davon, wie ausgeklügelt das entsprechende System ist, bleiben zwei wesentliche Aspekte unverändert: Erstens findet die Identifizierung *vor* der eigentlichen (Vertrags-)Handlung statt und zweitens ist sie losgelöst vom Körper der zu identifizierenden Person. Bei allen Vorsichtsmassnahmen lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, wessen Hände das Passwort eingetippt und das Mobiltelefon gehalten haben. Besitz und Wissen können gestohlen werden – und ehe man sich versieht, gewährt man aufgrund des richtigen Klopfzeichens der Falschen den Zutritt (auch das kennt man aus Spielfilmen). Auf die staatliche Identifikation von Internetuserinnen gemünzt schreibt Engemann treffend:

> Die Lücke zwischen Schrift und Körper [...] ist im Internet für den Staat noch unüberbrückbar. Anhand der Verbindungsdaten können lediglich die IP-Nummern der Computer, an denen geschrieben wurde, identifiziert werden. Es kann jedoch nicht rechtsgültig nachgewiesen werden, wessen Hände Autoren dieser Schrifthandlungen waren. (Engemann 2013: 212)

Weder die Vertragspartnerin noch der Rechtsstaat kann wissen, ob die Tippende und Klickende ist, wer sie vorgibt zu sein. Zumindest nicht, solange nicht sogenannte »biometrische Merkmale« hinzugezogen werden.

### 14.7.2 Der Körper im Netz: Biometrische Merkmale

Die Biometrie ist ein »Verfahren zur (Wieder-)Erkennung von Menschen«, das auf der Annahme beruht,

> dass alle menschlichen Körper über biologische Merkmale verfügen, die sie einerseits mit allen anderen Körpern teilen, die jedoch andererseits in ihrer Ausprägung einzigartig sind. (Wichum 2017: 7)

Lange Zeit war das Gesichtsbild das wichtigste biometrische Merkmal, so dass es bzw. ein Abbild davon sich als zentrales Element auf Steckbriefen und Ausweisen fand und findet – allenfalls in Kombination mit weiteren Körpereigenschaften wie Grösse, Gewicht etc. (vgl. zur »Identifikationsgeschichte«: Groebner 2004).[234] Prototypisch für die Identifizierung im Rahmen der Strafverfolgung ist zweifellos der Fingerabdruck, für dessen Ermittlung bzw. Vergleich schon am Ende des 19. Jahrhunderts ein eigenes erkennungsdienstliches Verfahren entwickelt wurde (die Daktyloskopie, vgl. Seidel 2015) und der seit der Einführung des Fingerabdruckscanners auf vielen Smartphones für breite Gesellschaftsschichten alltägliches Authentifizierungsmerkmal geworden ist. Ähnliches gilt für das menschliche Auge, genauer: die Iris.

Um diese Merkmale für die Identifizierung im Internet nutzbar zu machen, werden die Papillarlinien auf den Fingerkuppen, die Muster auf der Regenbogenhaut des Auges oder die Textureigenschaften des Gesichts möglichst exakt vermessen und als Daten gespeichert. Will sich jemand mit einem biometrischen Merkmal authentifizieren, wird es erneut vermessen und mit den gespeicherten Werten verglichen. So kann der Körper bzw. können bestimmte Eigenschaften davon digitalisiert und gespeichert werden, so dass sich die Lücke zwischen Daten und Person – vermeintlich – schliesst.

Aus philosophischer und anthropologischer Perspektive ist eine solche ›Digitalisierung‹ von Personen bzw. Identitäten sicher nicht folgenlos und man kann sich mit dem Rechtswissenschaftler Rainer Zaczyk fragen,

234 Gerade im Zusammenhang mit der Identifikation im Internet kommt dem Gesichtsbild unter dem Schlagwort »Face Recognition« heute grosse Bedeutung zu (vgl. Wichum 2017: 99–144). Auch zum Entsperren von Smartphones wird das Gesichtsbild heute eingesetzt (vgl. Trojahn 2016: 27).

> ob das überhaupt noch humane Identität ist, oder ob hier nicht eine Verdinglichung, ja eine Mathematisierung der Person vorliegt, durch die in Wahrheit Identität in einem substantiellen Sinn aufgelöst wird. Der Mensch, wir alle, nur eine Kompilation aus Nullen und Einsen, dazu ein paar Buchstaben aus der DNA, aber auch sie letztlich nichts anderes als Nullen und Einsen, alles bunt anschaulich gemacht auf einem zweidimensionalen Bildschirm? (Zaczyk 2015: 32)

Ganz unabhängig von dieser (kulturpessimistisch bunt anschaulich gemachten) Einschätzung sind mit dem Erfassen von Körpermerkmalen zur Identifizierung zwei grundsätzliche Probleme vorprogrammiert (im Wortsinn):

- Einerseits sind Menschen nicht zeitlos. Ihre Körpermerkmale verändern sich durch äussere Einflüsse oder den Alterungsprozess, so dass die physische Person und ihre digitale Annotation auseinanderdriften. Auch kann die Messung (bei der ersten Erfassung oder im Authentifizierungsprozess) ungenau oder fehlerhaft sein, so dass identische Merkmale nicht als solche erkannt werden.[235] Schliesslich kann der als Datensatz gespeicherte Körper gestohlen, verändert, umgeschrieben werden. In all diesen Fällen stimmen die gespeicherten und die körperlichen Eigenschaften nicht überein, eine Person ist nicht sie selbst und hat im schlimmsten Fall den Zugriff auf ihre Identität verloren.
- Andererseits handelt es sich bei Gesichtsbild, Fingerabdruck und Iris-Muster um *passive* biometrische Merkmale.[236] Dadurch, dass sie ›einfach da‹ und nicht an irgendeine bewusste Handlung geknüpft sind, »könnten sie jederzeit, teilweise unbemerkt, aufgenommen werden« (Gruhn et al. 2007: 21). Ist ein Merkmal erfasst und in sein digitales Datenäquivalent umgerechnet, besitzt die Diebin quasi den Körper der Bestohlenen und damit ihre Identität: »Passive Merkmale sind daher zur Bestätigung von Willenserklärungen eher ungeeignet« (Gruhn et al. 2007: 21).

235 Besonders deutlich wird dieses Problem im Zusammenhang mit der massenhaften Verbreitung von Technologien zur Erfassung und zum Vergleich von biometrischen Merkmalen, wie ein Blick in Internetforen zu dem Thema zeigt (vgl. z.B. https://bit.ly/2kXAMmV [22.10.2020] und https://bit.ly/37mxqAK [17.12.2020]).

236 Vergleiche die Gegenüberstellung passiver und aktiver biometrischer Merkmale in Trojahn 2016: 26.

Genau hier kann der Bogen zur Handschrift bzw. der Unterschrift geschlagen werden. Das Problem ist ja nicht neu, dass die körpergebundene, menschliche Identität und ihre staatlich festgehaltene Repräsentation (und sei dies ›nur‹ der Name, vgl. Engemann 2013) lediglich lose verknüpft sind. Früher klaffte »die Lücke zwischen Papier und Person« (Groebner 2004: 162), heute zwischen Person und Halbleiterspeicher. Die historisch etablierte und gesellschaftlich akzeptierte Antwort auf dieses Problem ist die Unterschrift. Ihr bzw. Handgeschriebenem allgemein wird der Status eines aktiven biometrischen Merkmals zugeschrieben: Beim Unterschreiben, »[schreibt] der Körper seine Identität selbst […]« (Wichum 2017: 21; vgl. auch Gruhn et al. 2007: 21). Weitere als aktiv-biometrisch eingestufte Merkmale sind die Stimme bzw. das Sprechen, die Mimik und der Gang eines Menschen; in ihnen allen fallen Authentifizierung und Handlung zusammen. Nur mit der Stimme und dem Handschreiben können in unserer Gesellschaft deklarative Akte vollzogen werden.[237] Nur das Handschreiben hinterlässt dabei eine mit menschlichen Sinnen wahrnehmbare, dauerhafte Spur (die dann als Beweismittel zu Rate gezogen werden kann). Sie liefert damit eine (offenbar einzigartige) Brücke zwischen Papier oder Datenbank auf der einen und der physisch-handelnden Person auf der anderen Seite.[238]

In der Textsorte Testament und in der Praktik des Unterschreibens spiegeln sich, wie in diesem Kapitel gezeigt, die gesellschaftliche und kulturelle Wahrnehmung und Bedeutung von Handschriftlichkeit. Durch ihre enge Verzahnung mit dem Rechtsstaat hat das, was Handschreiben ist und sein kann, in diesen Bereichen handfeste gesellschaftliche und soziale Auswirkungen (weshalb ich den Überlegungen in diesem Zusammenhang viel Raum gegeben habe). Die Textsorte bzw. kulturelle Praktik, die im nächsten Kapitel untersucht wird, die Skizze, ist ebenso eng mit grundsätzlichen anthropologischen Fragen verknüpft, institutionell aber kaum von Bedeutung.

237 Es ist allerdings durchaus denkbar bzw. sogar wahrscheinlich, dass wirklichkeitsverändernde, kommunikative Handlungen (Verträge im weitesten Sinne) in anderen, nicht schriftbasierten Gesellschaften auch durch (rituelle) Bewegungsabläufe vollzogen werden (z. B. Tänze oder ähnliches).

238 Inwiefern diese Brücke juristisch jüngst zu bröckeln beginnt, zeigt Röthel im Hinblick auf das eigenhändige Testament (vgl. Röthel 2015: 44–47).

# 15 Diagrammatische Skizzen

Im Gegensatz zu der im letzten Kapitel untersuchten Textsorte Testament, deren Grenzen von Staates wegen relativ klar definiert sind, ist die Textsorte Skizze, auf die ich im Folgenden eingehen möchte, schwer zu fassen und kaum eindeutig von benachbarten Sorten wie »Notiz« oder »Konzept« abzugrenzen. Obwohl das Lexem »Skizze« im öffentlichen Diskurs zum Schreiben mit dem Stift vergleichsweise selten auftaucht, handelt es sich bei den damit bezeichneten Texten und vor allem bei den dahinterstehenden (Schreib-)Praktiken um Prototypen moderner Handschriftlichkeit. Das gilt, wie ich in diesem Kapitel zeigen werde, insbesondere für eine spezifische Ausformung dieses Texttyps: für die *diagrammatische* Skizze.

## 15.1 Typische Eigenschaften der Textsorte Skizze

Der im 17. Jahrhundert aus dem Italienischen (*schizzo* ›Spritzer‹) entlehnte Ausdruck »Skizze« wurde, wie in *Zedlers Universal-Lexicon* nachzulesen ist, ursprünglich in der Malerei verwendet: »Skitze [...] nennen die Mahler den ersten Entwurff ihrer Gemaehlde, oder ihrer Gedancken mit blosser Feder, Kreiden, oder Pinsel-Strichen, wornach sie es hernach ausarbeiten« (Zedler 1732–1754, Bd. 39, Sp. 12). Gemäss DWB wurde die Bezeichnung aber »schon früh auf die darstellung durch worte« übertragen (DWB 1854–1961: Bd. 16, Sp. 1309). Die Eigenschaften, die die Skizze noch heute (bzw. insbesondere heute) für das Schreiben von Hand prädestinieren, sind aber bereits im von Zedler beschriebenen Gebrauch angelegt: Skizzen sind Entwürfe,[239] sie werden schnell gemacht, quasi hin*geworfen*, unfertig und vorläufig, wodurch sie sowohl mit dem Geschwindigkeits- als auch mit dem Vorläufigkeitstopos im medialen Diskurs über Handschriftlichkeit korrespondieren (s. o. Kap. 10.3.4 und 10.4.1). Wenn das *Duden Fremdwörterbuch* (2015: 991) heute unter einer

239 Die beiden Ausdrücke werden synonym verwendet; siehe Duden Synonymwörterbuch 2019: 811, vgl. auch DWB 1854–1961: Bd. 16, Sp. 1309.

»Skizze« (und nicht etwa unter »Skizzieren«) »das Festhalten eines Eindrucks od. einer Idee in einer vorläufigen Form« versteht, werden damit, wie Bahmer zu Recht festhält, »das Moment des Spontanen und der Aspekt der Tätigkeit betont« (vgl. Bahmer 2012: 1224). Bei der Skizze ist das Schreiben wichtiger als das Geschriebene.

Für die folgenden Überlegungen ist zentral, um welche Art des Schreibens, d. h. um was für eine »spontane Tätigkeit« es sich beim Skizzieren handelt. Dabei ist zuerst festzuhalten, dass Skizzen nicht mehr nur in der Malerei und der Literaturwissenschaft von Bedeutung sind,[240] sondern auch eine sehr verbreitete Alltagstextsorte bilden. Rolf (1993) rechnet sie in seiner Klassifizierung von Gebrauchstextsorten zu den »registrierenden Textsorten«, einer Untergruppe der darstellenden, assertiven Texte. In seiner Taxonomie dienen Skizzen vor allem dazu, »ein Bild, eine Vorstellung von dem thematisierten Gegenstand zu vermitteln« (Rolf 1993: 188), wodurch stärker als bei den oben zitierten Definitionen und Umschreibungen das Geschriebene in den Vordergrund rückt (in seiner darstellenden Kraft). Richtig ist sicherlich, dass es beim Skizzieren in irgendeiner Form um Information oder Wissen geht, damit also weder primär Beziehungsarbeit verrichtet wird (wie bei Kondolenzkarten, s. o. Kap. 13.2), noch deklarative Akte vollzogen werden (wie beim Testament und der Unterschrift, s. o. Kap. 14). Das geschriebene Resultat, die Spur des Schreibens, ist dabei aber offensichtlich nur ein Nebenprodukt. Im Fokus steht der Prozess, das »Festhalten eines Eindrucks od. einer Idee«, wie die Dudenredaktion schreibt bzw. eines »Gedanckens« wie es bei Zedler heisst (s. o.).

Gemäss dem Wissenschaftshistoriker Christoph Hoffmann ist »das Skizzieren [...] ›Mittel eines Wissens im Entwurf‹« (*Tagesspiegel*, 4.8.2012). Das Anfertigen von Skizzen sei eine Form des »Schreibens und Zeichnens von Hand«, die als »epistemisches Verfahren« aufzufassen sei. Skizzieren ist demnach kein Festhalten vorgängig bereits vorhandener Informationen (wie es bei Rolf den Eindruck macht, s. o.), sondern eine Handlung, innerhalb derer und durch die Erkenntnisse erst entstehen; das Schreiben mit der Hand hat »im Akt der Aufzeichnung an der Entfaltung von Gegenständen des Wissens«

**240** Siehe für die Bedeutung in der Kunst Günther 2010, für jene in der Literaturwissenschaft Baßler 2003.

teil (Hoffmann 2008b: 7). In dieser Betrachtungsweise, die im Rahmen der Reihe *Wissen im Entwurf* von Wissenschaftlerinnen aus unterschiedlichen Bereichen ausgearbeitet wurde,[241] ist weder die Geschwindigkeit noch die Vorläufigkeit des Skizzierens das zentrale Element (obwohl sie natürlich eine Rolle spielen). Es ist die Verbindung von Handschreiben und Denken, die hier anklingt und die seit einigen Jahren auch im medialen Diskurs dominanter wird (s. o. Kap. 10.3.3).

Im Diskurs wird allerdings in der Regel nicht die Emergenz von Wissen beim Handschreiben thematisiert, sondern es wird auf die Vorstellung verwiesen, dass Menschen einen Teil ihres (bereits erworbenen) Wissens bzw. ihrer Kompetenzen nicht »im Kopf«, sondern »im Körper« haben. Handschreiben wird konzipiert als Körperwissen (vgl. dazu allgemein Kogge 2016). Insbesondere wenn besagtes Wissen eng mit Handlungen – bzw. genauer: Bewegungen – verknüpft ist, deckt sich diese theoretische Konzeption mit unseren Alltagserfahrungen: Wesentliche Aspekte des Wissens darüber, wie man z. B. fahrrad-, auto- oder skifährt, lassen sich nicht theoretisch aus Büchern lernen oder als gedankliche Konstrukte fassen. Auch das Zehnfingersystem an der Tastatur und die Bewegungen, die mit dem Stift zu vollziehen sind, um Handschrift zu realisieren, haben jene, die die entsprechende Technik beherrschen, nicht im Kopf, sondern ›in den Händen‹. Die Tatsache, dass das zugehörige Wissen unterhalb der Bewusstseinsschwelle liegt, macht einerseits seinen sicht- und/oder messbaren Ausdruck (die jeweilige Körperbewegung) zu einem Kandidaten für ein biometrisches Merkmal (s. o. Kap. 14.7.2) und befeuert andererseits Theorien und Spekulationen über den Zusammenhang von Körperwissen und bewusstem Denken. Mit Blick auf Handschriftlichkeit kumulieren diese Theorien einerseits in der Graphologie, andererseits in der Vorstellung, die Handschrift sei »ein direkter Draht ins Gehirn« (*Süddeutsche Zeitung*, 12.4.2008, s. o. Kap. 10.3.3). Dazu passt auch die Auffassung des »Wissens im Entwurf«; Erkennen und Denken erscheinen als Co-Produkte von Hand und Hirn, die beide unmittelbar miteinander verbunden sind. Sichtbarer Ausdruck dieser Kooperation sind Skizzen, deren Inhalte in den meisten Fällen nicht strikt linear organisiert sind, sondern *diagrammatisch*.

**241** Vergleiche die vier Bände der Reihe: *Daten sichern* (Hoffmann 2008a), *Spuren erzeugen* (Wittmann 2009), *Notieren, Skizzieren* (Krauthausen & Omar 2010) und *Welten schaffen* (Voorhoeve 2011).

## 15.2 Die Diagrammatik in der Skizze

Als »Skizze« gilt Geschriebenes, das schnell realisiert wurde und Informationen oder Wissen nur vorläufig darstellt bzw. diese/s erst im Prozess der Realisation hervorbringt. Diese Eigenschaften prädestinieren die Textsorte Skizze dafür, mit der Hand geschrieben zu werden. Es gibt aber noch einen weiteren – wie ich zeigen werde: entscheidenden – Grund, um beim Skizzieren zum Stift zu greifen. Er kommt nicht bei jeder Skizze gleichermassen zum Zug, weshalb ich die Grenzen der Textsorte, die in diesem Kapitel zur Disposition steht, noch etwas enger fassen möchte.

### 15.2.1 Nicht-lineare Ordnungsstrukturen

Viele Skizzen sind rein linear organisiert. Das heisst, sie bestehen aus Graphen, die der Zeile folgen und z. B. von links nach rechts und von oben nach unten geschrieben und gelesen werden (mit kulturabhängiger Variation). Diese Linearität ist unabhängig davon, ob Schrift in medialen Gefügen mit oder ohne Stift realisiert wird; Handgeschriebenes ist prinzipiell nicht weniger linear als Gedrucktes organisiert (auch wenn die Graphe vielleicht weniger exakt auf einer Linie liegen). Gerade in der Skizze als Gebrauchstextsorte finden sich aber oft Elemente, die mit dieser Linearität brechen, wie ich im Folgenden an zwei Beispielen kurz erläutern möchte.

Die in Abb. 32 dargestellte Skizze[242] ist von ihrer grundsätzlichen Anlage her linear aufgebaut; auf dem verwendeten Papier sind bereits dünne Linien vorgedruckt und die Schreiberin hält sich auf den ersten Blick weitgehend an

242 An diesem Beispiel zeigt sich deutlich, wie schwer die Abgrenzung der in diesem Kapitel thematisierten Textexemplare gegenüber anderen Textsorten wie »Notiz«, vielleicht auch »Memo«, »(privates) Protokoll« etc. ist – zweifellos gibt es hier eine grosse Schnittmenge. Bezeichnung und Abgrenzung der Textsorte sind im Rahmen der hier vollzogenen Argumentation aber kaum von Bedeutung; die dahinterstehenden Praktiken sind weitgehend dieselben (obwohl sich die kommunikativen Kontexte z.T. stark unterscheiden), genauso wie der zentrale Grund für die Verwendung eines oder mehrerer Stifte(s).

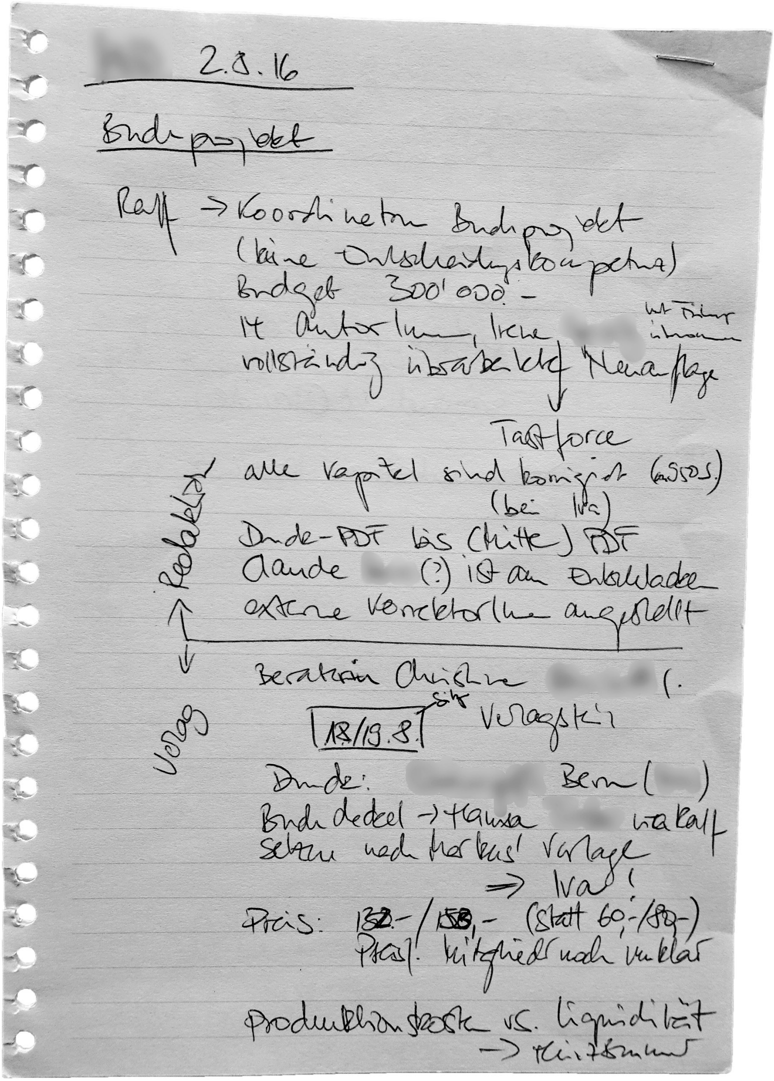



**Abb. 32:** Skizze mit nicht-linear organisierten Elementen (Original im A5-Format)

diese Vorstrukturierung.[243] Allerdings fällt sofort die Einrückung nach rechts auf (genau wie natürlich Titel und Untertitel, die zusätzlich zu ihrer Position durch Unterstreichung markiert sind). Unter der hängenden ersten Zeile (*Ralf*) bleibt die Fläche weitgehend leer. Aus rein platzökonomischer Sicht ist diese Gestaltung des Geschriebenen unsinnig, die Einrückung trägt also zweifellos eine Bedeutung (z. B. jene, dass alles, was in besagtem Abschnitt folgt, irgendwie *Ralf* zugeordnet ist). Bei näherer Betrachtung fallen die Trennlinie unterhalb der waagrechten Blattmitte, die insgesamt sieben Pfeile, die Umrahmung einer Zahlenfolge (die wir sofort als Datum erkennen; *18./19.8.*) und diverse kleiner Einrückungen und Zeilenumbrüche auf. Die Leserichtung folgt weitgehend den in westlichen Gesellschaften üblichen Konventionen; unweigerlich folgt, wer die Graphe als solche erkennt, sie als Zeichen auffasst und mit den zugehörigen Konventionen vertraut ist (anders gesagt: wer lesen kann und der deutschen Sprache mächtig ist), den Wörtern von links nach rechts.[244] Auch Analphabetinnen sind mit solchen Konventionen in der Regel aus anderen Kontexten vertraut (zumal ihnen auch Anordnungen von Bildern folgen, z. B. Comics oder die Sicherheitshinweise in Flugzeugen). Sie könnten sich im konkreten Fall aber auch an den bereits erwähnten Pfeilen orientieren: sämtliche waagerechten Pfeile zeigen nach rechts. Auch die Orientierung von oben nach unten wird weitgehend eingehalten, wobei sie zur Links-rechts-Orientierung in einem Fall in direkte Konkurrenz tritt (ein Pfeil zeigt von *Irene* zum zwei Zeilen weiter unten platzierten *Taskforce*). Nur an einer Stelle wird die gewohnte Leserichtung komplett über den Haufen geworfen, so dass sogar das Blatt (oder der Kopf der Leserin) gedreht werden muss, um den Text richtig lesen zu können. Die oben bereits als »Trennlinie« identifizierte Gerade zwischen *externe KorrektorInnen angestellt* und *Beraterin Christine* […] wird durch zwei senkrecht stehende Pfeile und die Ausdrücke *Verlag* und *Redaktion* funktional spezifiziert. Alles was oberhalb dieser Linie

243 Die Linien sind (vertrautheitsabhängig) auch ein Signal dafür, wo sich oben und unten bzw. links und rechts befindet. Die Lochung entlang einer Längsseiten und die Heftklammer in der Ecke auf der gegenüberliegenden Seite sind ebenfalls klare Zeichen dafür, wie eine Leserin das Blatt zu halten hat (wobei sich die beiden Dinge im konkreten Fall bzgl. der durch sie nahegelegten Form des Umblätterns widersprechen).

244 Darauf, dass dieser Vorgang im Wortsinn *unweigerlich* vonstattengeht, für Lesemächtige also unvermeidlich ist, machen u. a. Hausendorf et al. (2017: 53) aufmerksam.

liegt, gehört zu *Redaktion*, alles darunter zu *Verlag*; womit neben der (weitgehend) linear organisierten Textentwicklung eine zweite semiotische Ebene eingeführt wird. In einer genauen Analyse (unter Berücksichtigung des Wortmaterials) würden zweifellos weitere Überlagerungen und Verknüpfungen zu Tage treten. Es sollte aber bereits deutlich geworden sein, dass selbst bei einer vergleichsweise simplen Skizze, wie jener in Abb. 32, die semiotischen Möglichkeiten, die die Fläche bietet, in vielfacher Weise genutzt werden.[245]

Noch deutlicher wird dieses Potenzial und wird der Umgang damit in der Skizze in Abb. 33 (s. u.). Die Fläche des Papiers, das dieser Skizze zugrunde liegt, ist nicht nur doppelt so gross wie jene in Abb. 32, es fehlt auf ihr auch jede Vorstrukturierung. Nur das Geschriebene gibt (gebunden an die Vertrautheit mit der räumlichen Orientierung der verwendeten Graphe) Auskunft darüber, ob die kurze oder die lange Kante waagerecht bzw. senkrecht liegt (und also darüber, wie eine Leserin das Blatt bei der Lektüre zu halten hat). In der oben besprochenen Skizze (Abb. 32) ordnen sich die nicht-schriftlichen Elemente in die Linearität des Textes ein und durchbrechen sie nur vereinzelt und entlang des durch die Schrift vorgegebenen Koordinatensystems. Auf der Skizze in Abb. 33 dominieren hingegen Kreise, Verbindungslinien und Leerräume das Geschriebene. Der etymologische Ursprung der »Skizze« in der Malerei tritt in diesem Beispiel deutlich zu Tage: hier wurde kein Text geschrieben und mit ikonischen Zeichen angereichert, sondern eine (Land-)Karte gezeichnet und beschriftet. Um das zu erkennen, braucht man noch nicht einmal zu wissen, dass es sich bei *Bern*, *Luzern*, *St. Gallen* und *ETH* tatsächlich (auch) um Orte handelt. Die Landkartenstruktur ergibt sich schon dadurch, dass Elemente gleicher Ordnung als solche gekennzeichnet und auf der Fläche verteilt sind; alleine durch das Umkreisen einzelner Graphfolgen, die nicht auf einer Linie liegen, werden diese Kreise zu ›Orten‹ – vorausgesetzt natürlich, eine Leserin ist mit dem Konzept einer Landkarte grundsätzlich vertraut. Sybille Krämer (2016b: 87–94) spricht in diesem Zusammenhang von einem »kartographischen Impuls«. Besonders auffällig

245 Sybille Krämer macht darauf aufmerksam, dass es »empirisch keine zweidimensionalen Flächen« gibt; »etwas *gilt* als Fläche« (Krämer 2014b: 17). Tatsächlich ist selbst ein noch so dünnes Papier ein dreidimensionales Objekt und seine Wahrnehmung als Fläche eine Abstraktion. Flächen sind folgenschwere menschliche Erfindungen und daher schon in ihrer Anlage eng mit dem Denken verbunden (s. auch u.).

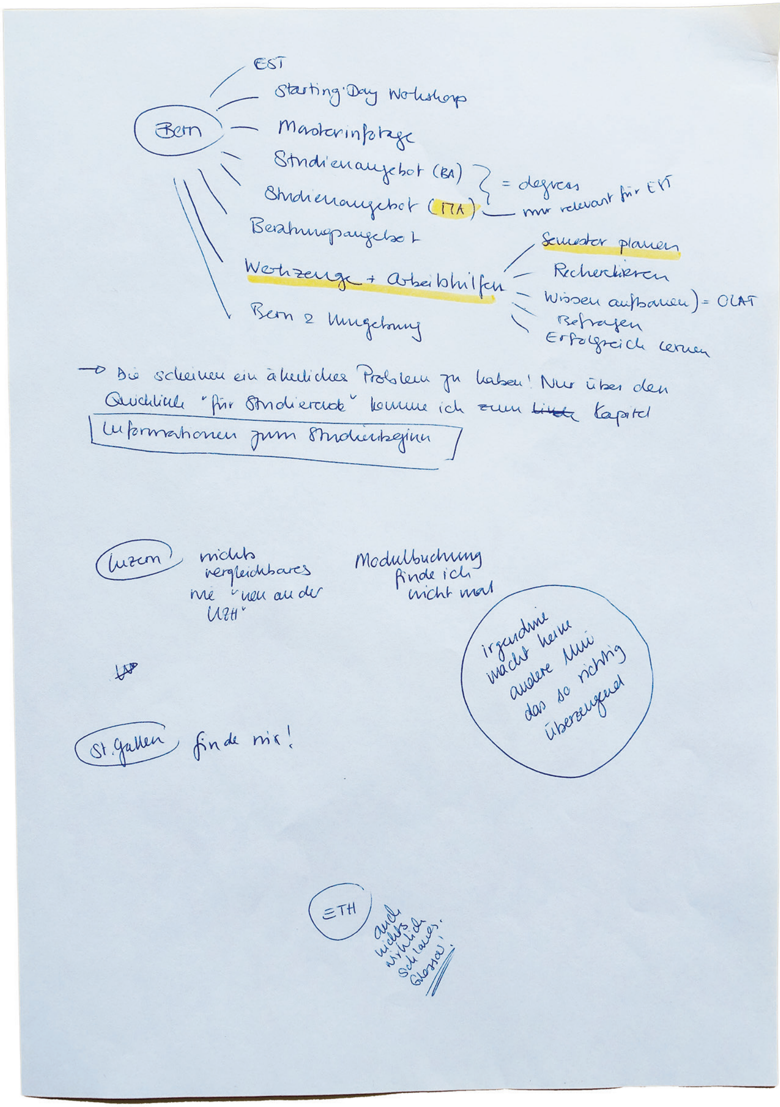



**Abb. 33:** Skizze mit flächenorientierter Informationsstruktur (Original im A4-Format)

an der Skizze in Abb. 33 ist neben der Platzierung und Hervorhebung dieser Orte auch die Anordnung der Wörter im oberen Bereich des Blattes, die durch Geraden mit dem eingekreisten *Bern* verbunden sind. Im allgemeinen Sprachgebrauch werden solche Strukturen heute oft ganz allgemein als »Mind-Map« bezeichnet. Da der Ausdruck »Mind-Map« aber eigentlich für sehr spezifische Darstellungstechniken reserviert ist,[246] bietet sich für die in den Beispielen dokumentierten Strukturen der Begriff »Diagramm« an.

### 15.2.2 Diagramme, Visualisierung und die ›Exteriorität des Geistes‹

Vorwissenschaftlich hat sich ein recht enges Verständnis von »Diagramm« etabliert: Wir verbinden damit vor allem Balken- oder Kuchendiagramme, wie sie sich relativ leicht in sehr verbreiteten Computerprogrammen wie *Microsoft Excel*, *Numbers* oder *Calc* erstellen lassen. Es handelt sich dabei jeweils um eine »grafische Darstellung von Größenverhältnissen bzw. Zahlenwerten in anschaulicher, leicht überblickbarer Form« (Duden Universalwörterbuch 2019: 426), also um eine Visualisierung von Informationen. Solche ›Infografiken‹, werden heute u. a. in den Massenmedien vielfältig eingesetzt und können sehr viel komplexer sein, als ein simples Balkendiagramm mit Werten derselben Kategorie.[247] Unabhängig vom Komplexitätsgrad handelt es sich dabei aber immer um ›Präsentationsgrafiken‹, die bereits vorhandenes Wissen systematisch darzustellen versuchen. Sie können damit als Diagramme im Sinne von Wöpkings »Arbeitsdefinition« verstanden werden:

246 »Reserviert« sogar in juristischer Hinsicht: Der Psychologe Tony Buzan hat den Ausdruck »Mind-Map« in den 1970er Jahren als Bezeichnung für ein »visuelles und grafisches holistisches Denkinstrument« (Buzan & Buzan 2013: 61) markenrechtlich schützen lassen (vgl. auch Schmidt-Burkhardt 2012: 213–215).

247 In jüngster Zeit werden zur Darstellung komplexer Informationen neben Geschriebenem und Bildern auch weitere Zeichenmodalitäten (z. B. Gesprochenes, bewegte Bilder) eingesetzt; zudem existieren heute interaktive Infografiken, bei denen der Rezipientin verschiedene Steuerungsoptionen zur Verfügung stehen, vgl. dazu den Sammelband von Weber, Burmester & Tille (2013).

> Basis jedes Diagramms ist ein System mindestens zur Darstellung, oftmals auch zur Analyse von Informationen. Dieses System repräsentiert mittels externer, materieller, zweidimensionaler Strukturen andere, möglicherweise nicht räumliche Strukturen. Dabei sind Konstruktion, Manipulation und Interpretation der räumlichen Sachverhalte regelbasiert. (Wöpking 2016: 59)

Nicht nur nebeneinander angeordnete Balken, Kurven in einem Koordinatensystem und ›Kuchendarstellungen‹ mit unterschiedlich grossen ›Kuchenstücken‹ können also Diagramme sein. Vielmehr ist jede systematische, regelbasierte Form der Darstellung von Information diagrammatisch. Entscheidend ist dabei zudem: »Diagramme zeigen Relationen« (Krämer 2016b: 70). In Diagrammen werden Elemente nicht nur (regelbasiert) abgebildet, sondern gleichzeitig auch zueinander in Beziehung gesetzt (und zwar analog zu dem – jeweils als relevant erachteten – Verhältnis der Elemente des Dargestellten).

Im Zusammenhang mit Handschriftlichkeit ist nun Wöpkings Einschub »oftmals auch zur Analyse« besonders aufschlussreich: Diagramme veranschaulichen nicht nur bereits gewonnene Erkenntnisse, sie sind auch ein Arbeitsinstrument. Als »explorative Visualisierungen« spielen Diagramme »in den Wissenschaften eine wichtige Rolle im Forschungsprozess« und bilden »eigenständige Mittel der Erkenntnisgewinnung« (Bubenhofer & Kupiez 2018: 7). Sprich: Diagramme, ihre Herstellung und ihre Interpretation, sind Techniken des Denkens bzw. »graphische Denkzeuge« (Krämer 2016b: 83). Damit wird impliziert, dass wir auch ausserhalb des Gehirns denken, was wiederum im ersten Moment irritieren mag, zumal im öffentlichen Diskurs heute medizinische und naturwissenschaftliche Interpretationen menschlichen Denkens dominieren. Gerade unter Stichworten wie »Diagrammatik« und »Embodiment« gibt es in jüngster Zeit aber vermehrt ›nicht-mentalistisch‹ angelegte Forschungsbemühungen, die sich – wie Krämer klarstellt – auf eine lange philosophische Tradition berufen könn(t)en, in der immer wieder aufmerksam gemacht wurde auf die Unabdingbarkeit des »Gebrauch[s] von sinnlich wahrnehmbaren Zeichen […], um Gedanken nicht nur zu artikulieren, sondern Erkenntnisse überhaupt entwickeln zu können« (Krämer 2016b: 12). Auch wenn sich Tony Buzan in seinen erfolgreichen populärwissenschaftlichen Publikationen zu Mind-Maps dem Mainstream entsprechend fast ununterbrochen auf das Gehirn und die Gehirnforschung bezieht (vgl.

Buzan & Buzan 2013), beruht seine Technik des *Mind-Mapping* im Prinzip auf dieser »Exteriorität des menschlichen Geistes« (Krämer 2016b: 12).

Mind-Maps sind eine bestimmte Art von Diagrammen und als solche weder einzigartig noch neu. Im Gegenteil: In ihrer grundsätzlichen Systematik gleichen sich viele Diagramme und sie alle folgen wissenschaftlichen und kulturellen Trends. Jahrhunderte lang war das Baumdiagramm in verschiedensten Formen ein dominantes Mittel der Visualisierung (sehr schön dargestellt in Lima 2014; vgl. auch Bubenhofer 2020: 172–179). Mitte der 1970er Jahre wehrten sich der Philosoph Gilles Deleuze und der Psychiater Félix Guattari aber gegen den mit Baumdiagrammen verbundenen Blick auf die Welt und machten sich stark für ein neues, am Wurzelgeflechten (Rhizom) orientiertes Denkmuster (vgl. Deleuze & Gauttari 1976, siehe auch Schmidt-Burkhardt 2017: 218–219). Tatsächlich ist die Wahl des Diagramms, die Systematik der Darstellungsmittel nicht ›unschuldig‹ oder neutral, sondern wirkt stets auf den dargestellten Gegenstand zurück. Es ist deshalb kulturanalytisch von Bedeutung, dass es heute en vogue ist, die Welt in all ihren Bereichen – insbesondere, wenn sie direkt Menschen betrifft – als Netzwerk darzustellen (vgl. dazu Bubenhofer 2020: 179–192).

Während Trends und die damit verbundenen Effekte in Massenmedien und wissenschaftlichen Publikationen gut nachvollziehbar sind und teilweise auch reflektiert werden, folgen die meisten Schreiberinnen beim Skizzieren im Alltag diagrammatischen Regeln, die sie weder explizit gelernt noch systematisch überdacht haben. Zweifellos folgt das Diagramm in der oberen Hälfte der Skizze in Abb. 33 einer Baumstruktur, es ist aber zu bezweifeln, dass die Produzentin des Geschriebenen sich explizit einer Denktradition anschliessen wollte oder sich der damit verbundenen Implikationen bewusst war. Gerade weil in der Schule nicht ausdrücklich diagrammatische Techniken vermittelt werden (ganz im Gegensatz zum linearen Schreiben), nehmen wir sie (fälschlicherweise) als kulturunabhängig, als ›natürliche‹ Mittel der Reflexion wahr. Pfeile, Kreise, Tabellen und flächige Strukturen gehen vielen Menschen beim Skizzieren entsprechend leicht von der Hand – sofern sich darin ein Stift befindet.

## 15.3 Monoergonale Multimodalität

Diagrammatische Skizzen werden nicht nur deshalb mit der Hand realisiert, weil das schnell geht und weil sie oft nur vorläufiges Wissen enthalten, sondern vor allem, weil der Stift dafür besonders geeignet ist. Das hängt damit zusammen, dass jene Teile der Information bzw. der Bedeutung, die in einer Skizze nicht linear geordnet sind, nicht nur durch ihre Anordnung auf der Fläche, sondern häufig auch durch bildliche Elemente strukturiert werden (s. o. Abb. 32 und 33).

Pfeile, Verbindungslinien, Rechtecke und Kreise bilden neben dem Geschriebenen einen zweiten Kode, eine zweite Zeichenmodalität, die in Kombination mit Schrift die Etablierung mehrerer semiotischer Ebenen erlaubt (vgl. zu den Ausdrücken »Kode« und »Multimodalität«: Dürscheid 2011: 92–93). Im Gegensatz zu den Graphen der Schrift sind die Elemente dieses zweiten Kodes nur lose an Konventionen gebunden; zwar sind auch sie zur Entfaltung ihres semiotischen Potenzials auf Vertrautheit und Wissen angewiesen, bei der Verwendung machen sich die Beteiligten aber ihre ikonische Kraft zu Nutze: Eine mehr oder weniger geschlossene Form (ein Kreis, ein Rechteck etc.) passt z. B. zur menschlichen Wahrnehmung eines ›Behälters‹ (bei dem es ein Innen, eine Grenze und ein Aussen gibt) und ist damit anschlussfähig an eine der basalen Metaphern unserer subjektiven Konzeption von Welt: »Categories Are Containers« (Lakoff & Johnson 1999: 51). Ist ein Kreis ein Behälter, ein ›Container‹, so gehört alles, was sich auf der Fläche befindet, die er umschliesst, kategorial zusammen. Welche Eigenschaften die Elemente (z. B. Wörter) im Inneren teilen und in welchem Verhältnis sie stehen, kann offenbleiben, ohne dass der semiotische Grundsatz gleicher kategorialer Zugehörigkeit gefährdet wäre. Das hat damit zu tun, dass »die Perzeption und Interpretation [und Produktion, AG] von Diagrammen eingebettet [ist] in ein Netz kultureller Gepflogenheiten, die keineswegs explizit als Regeln thematisiert sein müssen« (Krämer 2014b: 23). Kurz: Ein Kreis in einer Skizze trägt eine recht universelle Bedeutung, er ist semiotisch aufgeladen aber unterspezifiziert. Dasselbe gilt für Pfeile, Verbindungslinien etc. Natürlich kann eine Diagrammproduzentin die einzelnen Elemente spezifizieren, Regeln definieren und ausweisen und so Klarheit schaffen. Im wissenschaftlichen Diskurs wird eine regelhafte Verwendung von Zeichen und Anordnungen z. T. sogar als wesentlich für jedes Diagramm angenommen: »Erst ein gemäß bestimm-

ter Regeln aufgefasstes Diagramm kann Wissen darstellen und produzieren«, hält beispielsweise Wöpking (2016: 22) fest. Für Krämer (2014b: 18) ist zumindest das »Gerichtetsein der Fläche [...] eine *conditio sine qua non* des Diagrammatischen«. Beides trifft aber nur bedingt auf diagrammatische Skizzen zu: Einzelne Elemente folgen hier nicht den ansonsten etablierten Regeln und/oder durchbrechen die eigentliche Ausrichtung des gesamten Textes bzw. Diagramms.[248] Gerade diese semiotische Unschärfe mit ihrer losen Regelhaftigkeit macht die diagrammatischen Elemente im Zusammenspiel mit Schrift zu einem universellen und praktischen Werkzeug der Realisierung von individuellem Wissen und persönlicher Erkenntnis. »Die idiosynkratische Ausprägung des Notierens und Skizzierens ersetzt«, wie Krauthausen (2010: 18) treffend festhält, dabei »deren instrumentellen Charakter nicht, sondern macht ihn vielfältig ausrichtbar«. Beim diagrammatischen Skizzieren werden die Relationen zwischen den Elementen des abzubildenden Gegenstands bzw. Phänomens nicht einfach dargestellt (und so dem Nachdenken darüber und Operieren damit zugänglich gemacht), sondern erst erkundet. Verhältnisse werden entworfen und innerhalb desselben epistemischen Prozesses auf derselben Fläche auch wieder verworfen.

Diese explorative Art des Skizzierens ist eng verbunden mit dem multimodalen Potenzial des Stifts. Nur der Stift als ›diagrammatische Maschine‹ und die damit verbundenen Techniken ermöglichen den unmittelbaren Wechsel von einem Kode in den anderen; vom Schreiben zum Zeichnen, von der linearen zur flächig organisierten Bedeutungskonstruktion.[249] Mediale Gefüge mit Tastatur stossen bei einem solchen Vorhaben sofort an ihre Grenzen: Selbst mit den neuesten Geräten und der aktuellsten Software wäre die Skizze in Abb. 33 alleine mittels Tastatur nur schwer herstellbar (auch wenn man miteinbezieht, dass durch Tastenkombinationen das Ausführen einer

**248** Beides lässt sich für das ›Fazit‹ auf der Skizze in Abb. 33 behaupten: *irgendwie macht keine andere Uni das so richtig überzeugend* wird durch die Einkreisung formal den Orten auf der Skizze gleichgestellt (s. o., S. 228) ohne ihnen funktional zu entsprechen. Zudem ist die Textausrichtung eine andere, was das Koordinatensystem des gesamten Diagramms in Frage stellt.

**249** Bubenhofer (2020: 29) spricht im Zusammenhang mit Diagrammen, die auf algorithmischem Weg entstanden sind, vom Computer als »diagrammatischer Maschine«; meine Formulierung lehnt sich daran an. Mit Blick auf »analoge« Diagramme hält er fest, wie relevant die »Praxis des Zeichnens« sei (Bubenhofer 2020: 30).

Vielzahl von Befehlen möglich ist). Um eine Skizze mit diagrammatischen Anteilen am Computer zu erstellen, braucht man mindestens zwei Werkzeuge: nämlich noch eine Maus oder ein Touchpad neben der Tastatur. Mit der entsprechenden Software und etwas Übung kann eine Schreiberin dann ohne grossen Aufwand komplexe multimodale Texte produzieren, sie muss bei der Realisierung aber zwischen den Eingabegeräten wechseln. Zwar gibt es für einzelne diagrammatische Formen eigens spezialisierte Programme, die eine Realisation nur mit der Tastatur z.T. möglich machen (z.B. *Mapul*, vgl. https://bit.ly/2lv320u [22.10.2020]), die Diagrammkonstruktion ist dann aber festgelegt und spontane, individuelle Anpassungen – wie sie für Skizzen konstitutiv sind – fallen weg. Nur der Stift als semiotisches Multifunktionstool ermöglicht bei der entsprechenden Kompetenz sowohl das Schreiben von Hand als auch die Realisierung anderer Kodes. Beim Handschreiben ist mit nur einem Werkzeug (*mono-ergonal*) ein fliessender Wechsel zum Zeichnen möglich; Multimodalität bei Monoergonalität. Es ist dieses Spezifikum, das den Stift und das damit verbundene Schreiben mit der Hand für das Erstellen diagrammatischer Skizzen (noch immer) unersetzlich macht.

# 16 Haftnotizen

Mit den im letzten Kapitel diskutierten (diagrammatischen) Skizzen unmittelbar verwandt sind die im Diskurs zu Handschriftlichkeit häufig erwähnten Notizen. Die Textsortenbezeichnung »Notiz« wurde Ende des 17. Jahrhunderts aus dem lateinischen *notitia* bzw. *noscere* (›kennenlernen, erkennen‹) entlehnt und bezeichnet gemäss Duden eine »kurze, stichwortartige schriftliche Aufzeichnung« (Duden Universalwörterbuch 2019: 1295; vgl. auch Duden Herkunftswörterbuch 2020: 587). Rolf (1993) zählt Notizen genau wie Skizzen zu den assertiven Textsorten, ordnet sie dann aber nicht den darstellenden, sondern den transmittierenden (genauer den emittierenden) Sorten zu; sie richten sich nicht an ein Gegenüber, sondern sind »vornehmlich für ein späteres Ich verfaßt«, dem »ein Einblick in und ein Überblick über frühere seiner Entwicklungsstadien möglich gemacht werden« sollen (Rolf 1993: 177). Im Mediendiskurs zum Schreiben mit der Hand werden Notizen ebenso wie Skizzen mit der Schreibgeschwindigkeit in Verbindung gebracht (s.o. Kap. 10.3.4), aber auch Unmittelbarkeit und Vorläufigkeit spielen bei beiden

Textsorten eine Rolle und sie teilen die Tendenz zur Verwendung diagrammatischer Elemente. Die Textsorte Notiz erfüllt also gleich eine ganze Reihe von Eigenschaften, die diskursiv mit dem Schreiben von Hand verbunden werden. Es ist entsprechend wenig überraschend, dass das Adjektiv »handschriftlich« die Kollokationenliste im DWDS-Wortprofil von »Notiz« deutlich anführt (vgl. https://www.dwds.de/wp/Notiz [22.10.2020]).

Viel stärker als zur diagrammatischen Skizze gehört zur Notiz aber auch das Konzept der Unabhängigkeit, das sich deutlich in ihrer prototypischen Materialität ausdrückt. Weil Notizen in der Regel nicht für Dritte bestimmt und stets kurzgehalten sind, bietet sich für ihre Realisierung die Verwendung von Papier in kleinem Format und mit geringerer materieller Qualität an: Notizen finden sich meist auf »Zetteln«.[250] Neben dem sozialsemiotisch überhöhten »Brief« (s. o.) sind die mannigfaltigen Arten von Texten, die auf einen Zettel – also ein »kleines, meist rechteckiges Stück Papier« (Duden Universalwörterbuch 2019: 2101) – geschrieben werden, sicher die am häufigsten genannten Textsorten im Zusammenhang mit Handschriftlichkeit. Dabei ist das Festhalten einer Notiz ebenso prototypisch für Zettel, wie der Zettel umgekehrt prototypisch die materielle Grundlage für Notizen bildet. Notizzettel gehören gemäss Heinemann (2000a: 610) zu den »Textsorten der Privatsphäre«, werden »in der Regel spontan produziert und enthalten expressive Lexik ebenso wie elliptische Satzkonstruktionen«. All das gilt explizit für Notizen auf Zetteln und nur begrenzt für umfangreichere Arten des Notierens wie Vorlesungsnotizen, Notizbücher oder »Notizzettel für die Hochschulsprechstunde«, wie sie Buchholz (2011) untersucht.[251] Diese komplexeren Notizen, die in meiner Nomenklatur meist den Skizzen zuzurechnen wären, klammere ich im Folgenden aus. Stattdessen möchte ich mich mit einer speziellen Art des Notizzettels befassen: mit der Haftnotiz.

250 Zum Zettel aus mediologischer Sicht vgl. die kurzen, essayistischen Überlegungen von Stanitzek (2012).

251 Buchholz befasst sich mit »Notizzetteln«, die Studierende vor einer Besprechung erstellen und in selbige mitbringen (wo sie dann fortgeschrieben werden), nimmt dabei eine systemtheoretische Perspektive ein und richtet seinen Blick speziell auf die kommunikative und institutionelle Einbettung dieser Texte, vgl. auch Gansel 2011: 46–48.

Bei der Haftnotiz, umgangssprachlich oft mit dem Deonym *Post-it* bezeichnet,[252] handelt es sich um eine Textsorte, die noch stärker als der allgemeiner gefasste »Notizzettel« über ihre Materialität definiert ist. Nicht das Geschriebene selbst, die realisierten Graphe, das Wortmaterial, die Syntax oder die Kommunikationssituation, bestimmen darüber, ob es sich bei einem »lesbaren Etwas« (Hausendorf 2016) um eine Haftnotiz handelt, sondern die Materialität des Schriftträgers. Man könnte sich sogar fragen, ob mit »Haftnotiz« überhaupt eine Textsorte bezeichnet wird oder nur eine bestimmte Art von Papier (wie in der alternativen Bezeichnung »Klebezettel« suggeriert). Fest steht aber, dass sich seit der Markteinführung der ersten *Post-its* Ende der 1970er Jahre gleich mehrere kommunikative Praktiken herausgebildet und etabliert haben, in deren Mittelpunkt die Haftnotiz steht.[253] Sie werden im Folgenden anhand von einigen Beispielen kurz erläutert.

Die in Abb. 34 sichtbare Haftnotiz wäre in einer blossen Abschrift des Wortmaterials (das heisst ohne räumlichen Kontext) wohl vollkommen unverständlich. Dies nicht nur deshalb, weil es sich beim Ausdruck *SCHWUPSTI* weder um ein in Wörterbüchern auffindbares deutsches Wort noch um einen bekannten Eigennamen handelt. Auch die bekannten Wörter sind in der hier dokumentierten Kombination und Abfolge nicht unmittelbar kohärent. Gemäss *Duden* handelt es sich bei »Schwupp« bzw. »Schwups« um eine umgangssprachliche Bezeichnung für eine »rasche u. kurze Bewegung« bzw. einen »Stoß« (vgl. Duden Universalwörterbuch 2019: 1612; ein deutlich breiteres Bedeutungsspektrum findet sich in Havlik 1981: 122). Das *-ti* könnte ein schweizerdeutsches Diminutiv-Suffix darstellen (wobei die Lautumgebung eher dagegenspricht; vgl. Hofer 2016: 34). Alternativ kann das ganze Wort als eine Verkürzung von »schwupp(s)diwupp« gedeutet werden, womit gemäss DWDS eine »schnelle, plötzliche, ruckartige Bewegung« (vgl. https://www.dwds.de/wb/schwuppdiwupp [22.10.2020]) bezeichnet wird. Nicht auszuschliessen ist auch, dass es sich um einen (wenig bekannten) Eigennamen handelt (in dem Sinn, dass sich die Haftnotiz an eine Person

252 Bei der Firma *3M*, die die (ursprünglich stets aus gelbem Papier bestehenden) »Post-its« herstellt und vertreibt, handelt es sich nicht nur um die Marktführerin im Bereich der Haftnotizen, sondern auch um die Erfinderin; vgl. dazu Schneider 2002: 25–32.

253 Deutliches Zeichen dafür sind die Verkaufszahlen von Haftnotizen: Alleine die Marke *Post-it* verkaufte im Jahr 2013 mehr als 50 Milliarden Stück (vgl. https://bit.ly/2tMmc5F [22.10.2020]).




**Abb. 34:** Haftnotiz mit Warnung/Empfehlung

namens *Schwupsti* richtet) oder um eine idiolektale (Spontan-)Prägung. Klar ist, dass die abgebildete Haftnotiz die Leserinnen warnt (*VORSICHT*; wahrscheinlich vor einem Stoss oder einer schnellen Bewegung) und ihnen be- oder empfiehlt, die *TÜRE NICHT* zu *ÖFFNEN*. Welche Türe gemeint ist, lässt sich nur durch die Position der Notiz erschliessen; das Geschriebene weist deiktisch über sich selbst hinaus in die es umgebende Welt. Es ist semantisch untrennbar verknüpft mit der Tür, an der es haftet.

Auffällig ist nun, dass ein solchermassen lokal verankerter Text nicht auch in seiner Materialität untrennbar an seinen Ort gebunden ist (indem er z. B. auf die Türe selbst geschrieben würde), sondern auf einem Klebezettel steht, der sich explizit dadurch auszeichnet, dass er »rückstandsfrei gelöst und erneut festgeklebt werden kann« (vgl. den Wikipedia-Eintrag zu Klebezettel, https://bit.ly/33j4hDa [22.10.2020]). Die von Konrad Ehlich (1994: 29–30) in diesem Zusammenhang eingeführte, sehr nützliche Unterscheidung zwischen »lokostatischen« und »lokomobilen« Texttypen greift zu kurz, wenn man sie nur auf die Transportierbarkeit des Textträgers bezieht. Bei ei-

ner Grabinschrift und einem Taschenbuch mögen materielle und semiotische Mobilität weitgehend zusammenfallen, insofern eine unbewegliche Grabinschrift nur vor Ort sinnvoll ist und umkehrt der Taschenbuchroman unabhängig vom Lektüreort funktioniert. Es gibt aber durchaus Geschriebenes, dessen Textträger sich zwar nicht bewegen lässt, das aber auch andernorts (z. B. als Abschrift) in weitgehend gleicher Weise verständlich und kohärent wäre (das trifft z. B. auf viele Graffiti oder Toilettensprüche zu). Und es gibt umgekehrt sehr leicht entfern- und transportierbare Texte, deren »pragmatische Nützlichkeit« elementar von ihrer »Lokalität« (als Lesbarkeitsquelle) abhängt (vgl. Hausendorf et al. 2017: 94–96): Dafür ist das in Abb. 34 gezeigte Post-it ein gutes Beispiel (ein noch besseres ist der »Zettel auf einem Tisch« den Heiko Hausendorf als »kleinen Text« in einem Aufsatz unter die Lupe nimmt, vgl. Hausendorf 2009: 10). Das hier zu beobachtende Auseinanderdriften von materialem und semiotischem Ortsbezug ist kein Zufall, sondern mit der dahinterstehenden kommunikativen Praktik und der Textfunktion verknüpft. Die mittels Klebezettel angebrachte Aufforderung, die Tür nicht zu öffnen, ist ja nur deshalb notwendig, weil es die konstitutive Eigenschaft einer Tür ist, geöffnet werden zu können. Türen sind, wie überhaupt jedes architektonische Element (vgl. Hausendorf & Kesselheim 2013), Sedimente menschlicher Handlungsabläufe und Praktiken und verdanken ihre Existenz dem Umstand, dass man sie öffnen, durch sie hindurchgehen und sie schliessen kann. Die abgebildete Haftnotiz setzt kommunikativ die pragmatische Nützlichkeit der Tür ausser Kraft, was nur dann notwendig und entsprechend wahrscheinlich ist, wenn die Tür nicht ohnehin (permanent) (ab-)geschlossen ist (würde sie sich nicht öffnen lassen, müsste man davor nicht warnen). Die in Abb. 34 sichtbare Tür kann und darf geöffnet werden, nur eben – *VORSICHT* – nicht jetzt.

Der (Hinter-)Grund für die vorübergehende Funktionsenthebung der Tür wird in zetteltypisch elliptischer und bzgl. Wortmaterial maximal reduzierter Form im Anschluss an die Warnung kommuniziert: *SCHIRM-FUSS*.[254]

254 Folgt man prototypischen Textmustern unserer Alltagskommunikation, könnte *Schirm-Fuss* theoretisch auch der Name der Schreiberin der Haftnotiz sein (so wie *Schwupsti* Adressatin, s. o.). Da es sich dabei aber um keinen gängigen Kosenamen handelt, sondern um einen verständlichen, in spezifischen Kontexten etablierten Begriff, ist das eher unwahrscheinlich (der Ausdruck *Schirm-Fuss* findet sich zwar nicht im Wörterbuch, eine Google-Suche ergibt aber immerhin gut 28'000 Treffer [17.12.2019]).

Bei etwas verändertem Blickwinkel wird sichtbar, inwiefern der Fuss eines (Sonnen-)Schirms dem Öffnen der Türe, an der diese Haftnotiz hängt, im Wege steht; der steinerne Fuss würde der Leserin mit einer ›schnellen, ruckartigen Bewegung‹ (*SCHWUPSTI*) auf die Füsse fallen:




**Abb. 35:** Lokale Umgebung der Haftnotiz in Abb. 34 (»Schirm-Fuss« markiert)

Sobald der auf Abb. 35 in der linken Bildhälfte sichtbare Schirmfuss an einen anderen Ort transportiert wird (wovon auszugehen ist, da er seine Funktion, wie man wissen kann, in dieser Position nicht zu erfüllen vermag), ist auch die Nachricht auf der Haftnotiz und damit der ganze Zettel seiner pragmatischen Nützlichkeit beraubt. Es handelt sich beim abgebildeten Klebezettel also um einen *ephemer lokostatischen* Text, d.h. um (nur) vorübergehend ortgebundenes Geschriebenes.

Dasselbe gilt für die Beispiele in den Abb. 36 und 37 (s.u.). Die gezeigten Post-its haften allesamt auf Tischflächen und befinden sich damit an Orten, die funktional darauf ausgerichtet sind, bewegliche Dinge zu tragen. Ein Tisch wird – *totum pro parte* für die Tischfläche – vollgestellt, abgeräumt, abgewischt und gedeckt.[255] Natürlich finden sich auf Tischen immer wieder

255 Sehr interessante kulturlinguistische Überlegungen zum prototypischen Tisch, dem *Esstisch* bzw. der Tafel, finden sich in Linke 2018.

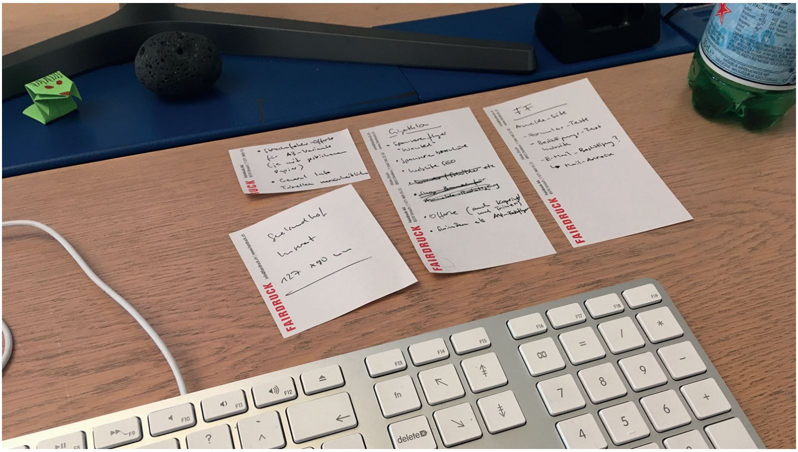


Abb. 36: Post-its auf Tischfläche zwischen Tastatur und Bildschirm…



Abb. 37: … und vor der Tastatur

Gegenstände, die dort gewollt und geplant längere Zeit liegen oder stehen (z. B. ein Computer auf einem Schreibtisch), zumindest ein Teil der allermeisten Tischflächen ist aber explizit als Operationsraum aufzufassen, als Ort, an dem etwas bewegt wird. Dies trifft insbesondere auf jene Bereiche zu, die sich

unmittelbar vor der Tischbenutzerin befinden, also bei einem (heute) prototypischen Schreibtisch die Fläche zwischen Person und Computerbildschirm. Und genau dort kleben in beiden dokumentierten Situationen Post-its: Während sich die Zettel im Fall von Abb. 36 wenigstens zwischen Tastatur und Bildschirm befinden, eine Person also Tippen kann, ohne dass ihre Hände räumlich mit den Haftnotizen in Konkurrenz treten, ist die Benutzung des Computers im Fall von Abb. 37 nur möglich, indem entweder die Post-its oder die Tastatur verschoben oder aber mit den Händen die Zettel überdeckt (und damit ausser Kraft gesetzt) werden.

Auch hier sind die Texte also nur vorübergehend lokostatisch, wobei der Grund der Platzierung an dieser Stelle sich nicht ohne weiteres aus dem Geschriebenen erschliessen lässt (wie oben in Abb. 34, S. 237):

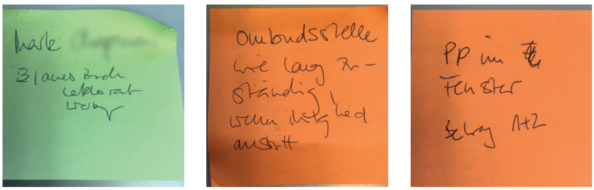



**Abb. 38 bis 40:** Detailaufnahme einiger der Post-its in Abb. 37

Zwar wird auch bei den Post-its in Abb. 37 Raum bzw. Lokalität als semiotische Ressource genutzt, im Gegensatz zu der Haftnotiz in Abb. 34 bezieht sich diese Nutzung aber nicht auf die physische Welt und die darin enthaltenen Gegenstände, sondern instrumentalisiert die Tischfläche ähnlich wie die Papierfläche in diagrammatischen Skizzen (s. o. Kap. 15).

Eine nochmals etwas andere Praktik der Verwendung von Post-its finden wir in Abb. 41, wo der Zettel auf einem offensichtlich beweglichen Untergrund statisch angebracht ist (s. u.).

Unabhängig von der genauen Ausprägung teilen alle hier gezeigten Verwendungsweisen von Haftnotizen die Eigenschaft ephemerer Lokostatik. In ihr liegt letztlich auch die Tatsache begründet, dass diese Texte mit dem Stift geschrieben werden und nicht getippt: Die geplante Vorläufigkeit des Geschriebenen impliziert eine ökonomische Realisierung desselben. Gleichzeitig sind


Universität Zürich[UZH]

Spesenabrechnung UZH-Angestellte

Finanzen
Zahlungsverkehr

Spesenempfänger/in Vorname Name
Personal-Nr. (bitte 0 weglassen)
Kontaktperson Vorname Name
Telefonnummer 044 634
Institut
Adresse
Buchungstext (sichtbar im SAP) Poster VG und WhatsApp
Datum: 12.01.18

| Nr. | Beleg Datum | Kategorie/Konto | Reisegrund/Erklärung (Ort und Geschäftszweck bei Einladungen) | Original Währung | Betrag | Kurs Währungsrechner | Betrag CHF | KST/PSP (Kostenstelle/Projekt) |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | 12.01.18 | Drucksachen | Druck Poster VG und WhatsApp für Hochschultag Mittelschulen | CHF | 21.90 | | 21.90 | |
| 2 | | | | | | | | |
| 3 | | | | | | | | |
| 4 | | | | | | | | |
| 5 | | | | | | | | |
| 6 | | | | | | | | |
| 7 | | | | | | | | |
| 8 | | | | | | | | |
| 9 | | | | | | | | |
| 10 | | | | | | | | |
| 11 | | | | | | | | |
| 12 | | | | | | | | |
| 13 | | | | | | | | |
| 14 | | | | | | | | |
| 15 | | | | | | | | |

*** BITTE IMMER ORIGINALBELE[…] Auszahlungsbetrag: 21.90 CHF

Bemerkungen optional (bitte übersc[…]

—o

Bitte unterschreiben und zurück an mich.
Danke! Herzlich

Unterschrift Spesenempfänger/in
Name und Unterschrift der finanziell verantwortlichen bzw. vorgesetzten Person (andere Person als Spesenempfänger/in)

Mit Unterschrift wird die Einhaltung des UZH-Spesenreglements bestätigt.
Version 1.6

**Abb. 41:** Lokostatische Notiz auf lokomobilem Textträger

solche Texte, bedingt durch ihren engen Bezug zu einem bestimmten Ort in einem bestimmten Zustand, meist Einzelexemplare, so dass das Schreiben mit dem Stift praktischer ist. Das gilt insbesondere dann, wenn die konstitutiven Anteile einer Textsorte im Bereich des Materiellen liegen: Musterhaft reproduziert wird bei Haftnotizen nicht etwa eine bestimmte sprachliche Textgestalt, sondern der Schreibuntergrund. Die Zettel sind industriell für das Schreiben von Hand vorbereitet. Klebezettel werden stets als Block verkauft und die einzelnen Papierstücke können kaum in handelsübliche Drucker eingespannt werden.

# V Fazit

Handschrift ist Gegenstand der Sprachwissenschaft. Das macht die vorliegende Untersuchung – performativ! – deutlich. Obwohl die Grundlagen des (deutschen) Schriftsystems von der konkreten Art der Graphrealisation weitgehend unbeeinflusst sind, ist es (auch) aus linguistischer Sicht nicht irrelevant, mit welchem Werkzeug geschrieben wird. Schreibtechniken und -praktiken wirken wesentlich darauf zurück, wie die komplexe, vielschichtige kulturelle Errungenschaft Schrift konzipiert wird. Das zeigt sich bereits in der Begrifflichkeit (Teil II): Bei Schriften, die als feste Formen gestaltet werden bzw. wurden und die entsprechend über ein statisches Graphinventar verfügen, ist die Unterscheidung der Schrift als Schreib*ressource* und dem Geschriebenem als Schreib*resultat* nur von geringer Bedeutung. Beim Schreiben von Hand, verstanden als Schreiben mit dem Stift, sind Type und Token, sind Muster und Realisation, aber interdependent und ihre Unterscheidung ist für das Verständnis des Schreibprozesses und für die Wahrnehmung und Bewertung von Schrift entscheidend. Schrift als Ressource, *in* oder *mit* der eine Person schreibt, hat selbst keine Form, sondern ist abstrahiert aus Geschriebenem.

Wie sehr die Art und Weise des Schreibens auf die Wahrnehmung von Schrift zurückwirkt, zeigt sich aber auch im Diskurs über das Handschreiben (Teil III). Der (tippenden) Realisation von Schriften mit statischen Graphinventaren werden ganz andere Eigenschaften zugesprochen als dem Schreiben mit dem Stift, ihre Resultate werden unterschiedlich bewertet. Dem Handschreiben, der Handschrift und dem Handgeschriebenen werden eine ganze Reihe von Fähigkeiten und Funktionen zugeordnet, die sich empirisch nur schwer nachweisen oder gar begründen lassen. Beweise und wissenschaftliche Evidenz sind aber auch gar nicht notwendig, um die Richtigkeit solcher Zuordnungen zu belegen. Es gehört zum gesellschaftlich geteilten Wissen, zum *common ground*, dass Handschriftlichkeit ein schützenswertes Kulturgut ist, das beim Denken hilft und Gefühle zum Vorschein bringt. Als kulturelles und soziales Phänomen ist Handschrift genau das, wofür sie die jeweilige Gesellschaft hält, und kann genau das, was ihr als Fähigkeit zugeschrieben wird.

Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass die kulturellen Praktiken, in die Handschriftlichkeit eingebunden ist, sich zum Teil wesentlich weniger rituell und mystisch präsentieren, als es das Reden und Schreiben über sie vermuten liesse (Teil IV). Kondolieren, gratulieren und lieben lässt es sich gut auch ohne einen Stift; dass er dabei trotzdem sehr häufig zum Einsatz kommt, hat oft ganz profane Gründe und hängt eng mit den pragmatischen Anforderungen an die jeweilige Textproduktion und -übergabe zusammen. Diese Einschränkung macht Handschrift nicht obsolet. Im Gegenteil: Es gibt eine ganze Reihe gesellschaftlich, sozial und kommunikativ relevanter Orte, an denen das Handschreiben jenseits diskursiver Zuschreibungen wesentliche Funktionen erfüllt. Das betrifft z. B. den anthropologisch grundlegenden und gesellschaftspraktisch hoch brisanten Bereich der Darstellung und Verifizierung von Identität, wie er in Praktiken des Unterschreibens zu Tage tritt. Es betrifft aber auch ganz alltägliche und durchaus private Gewohnheiten wie das schreibende und zeichnende Konzipieren von Abläufen und Phänomenen (in diagrammatischen Skizzen) und die (Auto-)Kommunikation mit lokomobilen kleinen Texten (z. B. Haftnotizen). Um zu verstehen, wie genau all diese (und viele weitere) kulturellen Praktiken rund um Handschriftlichkeit funktionieren, reicht es nicht, sich introspektiv auf die eigenen Erfahrungswerte zu verlassen (auch wenn sie eine wertvolle Hilfe sein können). Vielmehr müssen Wege gefunden werden, dem vielschichtigen, schwer greifbaren Phänomen des Handschreibens wissenschaftlich zu begegnen, ohne dabei auf das schwer objektivierbare eigene Vorwissen als Sprach- und Stiftbenutzerin zu verzichten oder es gar zu leugnen. Die moderne Linguistik bietet dafür eine ganze Palette an Möglichkeiten.

So kann mit Hilfe diskurslinguistischer Methoden auf die intersubjektiv geteilte Wahrnehmung und Einschätzung von Handschriftlichkeit zugegriffen werden: Äusserungen, in denen Handschrift, Handschreiben und verwandte Phänomene reflektiert werden, können in Korpora gesammelt und mittels qualitativer und quantitativer Analysen auf ihre Aussagen hin untersucht werden (Teil III). Dass mit diesem Vorgehen immer nur ein Diskurs*ausschnitt* berücksichtigt wird, ändert nichts am möglichen Erkenntnisgewinn. Das gilt im Besonderen für Phänomene, die wie Handschriftlichkeit zu wesentlichen Teilen diskursiv hervorgebracht werden.

Auch jene Aspekte des Handschreibens, die nicht das gesellschaftlich geteilte Wissen betreffen, sondern seine konkreten Funktionen im kommunikativen Handeln, können mit etablierten linguistischen Methoden erfasst und untersucht werden. In vielen Fällen bieten sich dafür die Analysemittel einer ethnomethodologisch fundierten Textlinguistik an (Kap. 2.3). Dabei können in einer Bewegung weg vom eigenen Vorwissen hin zu konkreten Textexemplaren, d. h. zum Geschriebenen, Schreib- und Schriftpraktiken rekonstruiert und vorwissenschaftliche Intuitionen bestätigt oder widerlegt werden. Ergänzt werden kann dieses Vorgehen durch einen kulturlinguistischen Zugriff auf die Praktiken, in die die untersuchten Textexemplare eingebunden sind (Kap. 2.2). Das damit verbundene Abstandnehmen von den Merkmalen konkreter Einzeltexte und das Hinwenden zu ihrer Musterhaftigkeit und ihrer Einbettung in grössere gesellschaftliche Zusammenhänge steht nicht im Widerspruch zur textlinguistischen Verfahrensweise. Vielmehr lassen sich die Funktion und die Funktionsweise des Handschreibens erst durch die Kombination textlinguistischer und kulturlinguistischer Analysen adäquat erfassen. Die Gewichtung des jeweiligen Zugangs ist dabei für jede Textsorte bzw. kulturelle Praktik neu vorzunehmen, zumal es sehr unterschiedliche Ausprägungen von Handschriftlichkeit gibt. Bei Haftnotizen ist die Interdependenz von Schreiben, Schrift und den sie umgebenden kommunikativen Ansprüchen und Bedingungen beispielsweise eine ganz andere als bei Testamenten: Ein starres Untersuchungsdesign würde diesem Umstand nicht gerecht. In den hier geleisteten Analysen dominierte deshalb mal die kulturlinguistische (Kap. 14), mal die textlinguistische Perspektive (Kap. 16).

Anschlussfähig sind Überlegungen zu bzw. Analysen von Handschriftlichkeit weit über Diskurs-, Text- und Kulturlinguistik hinaus. Ein gezielter Blick auf das Schreiben von Hand kann auch im Zusammenhang mit schrifttheoretischen Überlegungen (Kap. 4) oder im Rahmen der medienlinguistischen Begriffsbildung lohnend sein (Kap. 5). Je nach Textsorte können Untersuchungen von Handschrift darüber hinaus einen Beitrag zur Erforschung von Emotionskulturen (Kap. 13), der Rechtssprache (Kap. 14) oder der Diagrammatik (Kap. 15) leisten.

Was nun die Handschrift selbst als Artefakt, Praktik und Phänomen betrifft, bleibt festzuhalten: Handschrift stirbt nicht aus. Sie muss nicht gerettet werden und sie verkümmert nicht. Handschriftlichkeit gehört zum festen In-

ventar öffentlicher Debatten und ist auf vielfältige Weise in alltägliche, soziale und gesellschaftspolitische Praktiken eingebunden. Weder in Finnland noch irgendwo sonst auf der Welt gibt es derzeit ernsthafte Bestrebungen, das Schreiben mit der Hand aus der Grundschule zu verbannen. Und selbst wenn sich die kommunikativen Gewohnheiten breiter Gesellschaftsschichten in irgendeiner nicht absehbaren Zukunft in eine Richtung entwickeln sollten, in der das Schreiben von Hand nicht mehr praktiziert wird, würden die Menschen dadurch weder jegliches feinmotorische Gefühl verlieren noch das Denken verlernen, ihnen würde nicht die Fähigkeit abhanden kommen, ihre Emotionen adäquat auszudrücken, und sie würden auch nicht ihrer individuellen Identität beraubt. Es sei jeder Schreiberin und jeder Leserin unbenommen, dem Handschreiben und dem Handgeschriebenen einen grossen persönlichen und kulturellen Wert zuzuschreiben. Weder aus moralischer noch aus sozialpolitischer Perspektive ist zudem etwas dagegen einzuwenden, dass die Gesellschaft oder Teile davon Handschriftlichkeit rituell instrumentalisieren oder mystisch überhöhen. Kulturpessimismus ist beim Verständnis der Welt aber keine Hilfe.

Jenseits von kollektiven Fantasien und persönlichen Befindlichkeiten, aus explizit (sprach-)wissenschaftlicher Sicht, ist das Schreiben von Hand eine weitverbreitete, zweckmässige Methode der Sprachrealisierung und ein multifunktionales Kommunikationsinstrument sui generis – und damit ein idealer Untersuchungsgegenstand.

# Endnoten (Formalia)

**a** Im vorliegenden Text verwende ich das generische Femininum. Das heisst, dass ich bei Pronomen und Personenbezeichnungen, mit denen auf Personen(-gruppen) referiert wird, deren Geschlecht nicht bekannt und/oder gemischt ist, feminine Formen verwende. Neben Frauen sind damit auch Männer und Menschen gemeint, die sich keinem oder einem anderen Geschlecht zugehörig fühlen. Mir ist bewusst, dass die Verwendung generischer Formen immer problematisch ist, weil sie Menschen ›entnennen‹ bzw. unsichtbar machen (vgl. https://bit.ly/3jhoph3 [22.10.2020]). Nach reiflicher Überlegung habe ich mich dennoch für diese Form entschieden (vgl. dazu auch Kotthoff 2020).

**b** Die Gestaltung der Literaturverweise in dieser Untersuchung weicht formal leicht vom etablierten Fach-Usus ab und ist entsprechend erklärungsbedürftig: Es ist in der germanistischen Linguistik üblich, mit einer Kombination aus dem Nachnamen der Autorin(nen) und dem Jahr des Erscheinens auf einen (im Literaturverzeichnis genannten) Text zu verweisen. So verfahre ich auch in dieser Arbeit. Allerdings wird in der vorliegenden Untersuchung typographisch unterschieden, ob jeweils die Autorin oder der Text das Referenzobjekt bilden: Während in einer Phrase wie »Spitzmüller (2013) hält fest« auf den *Autoren* »Spitzmüller« verwiesen wird, bezieht sich »wie in Spitzmüller 2013 festgehalten« auf den *Text* »Spitzmüller 2013«. Die Jahreszahl ist also nur von Klammern umgeben, wenn auf Autorinnen referiert wird (dann aber immer). – Innerhalb von runden Klammern kommen stets eckige Klammern zum Einsatz (vgl. dazu Forssman & de Jong 2002: 186).

**c** Analog zur Phonologie, wo Phone zur Notation in eckige Klammern und Phoneme in Schrägstriche gefasst werden ([x] vs. /x/), stehen Graphe (bzw. Buchstaben) in neueren graphematischen Untersuchungen z.T. zwischen geraden Strichen und können so von den Graphemen, die sich zwischen spitzen Klammern befinden, abgegrenzt werden (|a| vs. <a>; vgl. z.B. Berg, Primus & Wagner 2016 oder Reinken 2018). Ich folge dieser typographischen Unterscheidung, obwohl mein Verständnis von *Graph* und *Buchstabe* nicht mit jenem der genannten Arbeiten identisch ist.

**d** Verweise auf Internetseiten (Hyperlinks) sind inzwischen auch aus wissenschaftlichen Texten nicht mehr wegzudenken. Allerdings sind die Adressen der Links z.T. sehr lang und komplex, so dass ein Abschreiben derselben (aus einem gedruckten Text) nicht praktikabel ist. Deshalb werden die meisten Internetadressen hier gekürzt angegeben. Einzig sehr kurze, inhaltlich verständliche Adressen sind im Original abgedruckt. Im Anhang findet sich eine Liste mit den Entsprechungen der gekürzten mit den langen Internetadressen (s.u. S. 285).

**e** In dieser Untersuchung unterscheide ich zwischen dem Ausdruck »Realisierung«, den ich prozesshaft, also als Geschehensbezeichnung, verstehe und auf die Handlung des Schreibens beziehe, und dem Wort »Realisation«, das ich als Ergebnis einer Realisierung, also als Zustandsbezeichnung, begreife und auf Geschriebenes anwende (vgl. Zweifelsfälleduden 2016: 670–671, 771).

**f** Verweise auf Medienberichte und andere Quellen aus dem Diskurskorpus, das dem Teil III zugrunde liegt, enthalten jeweils den kursiv gesetzten Titel der Zeitung bzw. Radio-/TV-Senders sowie das Erscheinungs-/Ausstrahlungsdatum. In der zugrunde gelegten Datenbank *Factiva* sind die Seitenzahlen der Artikel nicht systematisch erfasst, weshalb sie in den Verweisen im Text nicht ausgewiesen werden. Genauere Angaben finden sich im Quellenverzeichnis im Anhang (S. 271).

**g** Die einzelnen Exemplare der Karten-Beispielsammlung, auf die ich mich in Kap. IV.2 stütze, sind thematisch geordnet und durchnummeriert. Zur eindeutigen Identifikation sind sie mit Siglen versehen (z. B. KON19SI): Der erste Teil der Sigle bezieht sich auf die Sortenzugehörigkeit, die Ziffern fungieren als Laufnummern, der hintere Teil verweist auf die Herkunft.

# Glossar

**Geschriebenes:** Realisation von Schrift und damit Resultat des Schreibens. Eingebunden in semiotische bzw. kommunikative Handlungen, d. h. in aller Regel verbunden mit Sprache und meist Exemplar einer Textsorte. Spur sowohl des Schreibens (innerhalb eines spezifischen medialen Gefüges) als auch des Verfassens. Wirkt als Realisation einer Schrift mit dynamischem Graphinventar auf diese zurück.

**Graph:** Form bzw. Gestalt. Als sicht- und/oder greifbares *Token* Teil von Geschriebenem. Als abstraktes bzw. virtuelles *Type* bildet es gemeinsam mit anderen Graphen eine Schrift (als Element des zugehörigen Inventars). Im Schriftgebrauch verbunden mit einem oder mehreren Elemente(n) einer Sprache und/oder eines anderen Zeichensystems.

**Handgeschriebenes:** Konkrete sicht- und/oder greifbare Realisation einer Schrift mit dynamischem Graphinventar. Resultat des Schreibens von Hand. Steht in einem interdependenten, zirkulären Verhältnis zur realisierten Handschrift.

**Handschreiben:** Von Hand, d.h. mit einem Stift, durchgeführte Realisierung einer Schrift mit dynamischem Graphinventar. Führt zu Handgeschriebenem.

**Handschrift:** Dynamisches Graphinventar, abstrahiert aus Handgeschriebenem und zirkulär mit ihm verbunden. Dient im Schriftgebrauch als Ressource zum Handschreiben.

**kulturelle Praktik:** Kultur- und zeitspezifischer, musterhafter Handlungskomplex, in dem in der Regel Sprache bzw. bestimmte Textsorten und Gesprächsarten eine mehr oder weniger zentrale Rolle spielen (z. B. Bewerbungsverfahren, Vererben, Kondolieren etc.).

**mediales Gefüge:** Anordnung von Medien (im weitesten Sinn), die in einer spezifischen Kommunikationssituation in geordneter, sich z.T. überlagernder Weise zwischen Senderin und Empfängerin treten bzw. zwischen ihnen vermitteln (z.B. Smartphone/WhatsApp/virtuelle Tastatur oder Stift/Papier/Postdienstleister etc.).

**Schreiben:** Realisierung von Schrift, führt zu Geschriebenem. Die medialen Gefüge in bzw. mit denen geschrieben wird, können grob danach kategorisiert werden, ob der Schreibprozess mittels Diktieren, Tippen oder Handschreiben vollzogen wird. Schreiben umfasst lediglich die im weitesten Sinn motorischen/mechanischen Handlungen zur Herstellung von Geschriebenem und ist damit ein Teilprozess des Verfassens.

**Schrift:** Abstraktes bzw. virtuelles Inventar von Graphen. Dient als Ressource zum Schreiben und ist diesem entsprechend vorgelagert. Neben Schriften mit klar begrenzten und definierten *festen* Inventaren, die durch das Schreiben nicht verändert werden, gibt es Schriften mit *dynamischem*, offenem Graphinventar, auf die das Schreiben bzw. das Geschriebene zurückwirkt.

**Verfassen:** Gesamtheit der Handlungen, die zu Geschriebenem führen. Umfasst sowohl das Schreiben als auch damit verbundene, vorgängige und zeitgleiche, planerische und semiotische Prozesse.

# Literaturverzeichnis

Bei Titeln, die im Sinne von Quellen verwendet wurden, erscheinen die Namen der Autorinnen in Kapitälchen. Der Übergang zwischen Sekundärliteratur und Quellen ist allerdings fliessend (insbesondere im Zusammenhang mit dem rechtswissenschaftlichen Diskurs zu Testament und Unterschrift).


**A**

Abels, Heinz (2009): Ethnomethodologie. In: Kneer, Georg; Schroer, Markus (Hg.): Handbuch Soziologische Theorien. Wiesbaden: Springer VS, 87–110.

Adamzik, Kirsten (2016): Textlinguistik. Grundlagen, Kontroversen, Perspektiven. 2., völlig neu bearbeitete, aktualisierte und erweiterte Neuauflage. Berlin: De Gruyter.

Adamzik, Kirsten (2018): Was ist ein Text? In: Birkner, Karin; Janich, Nina (Hg.): Handbuch Text und Gespräch. Berlin: De Gruyter (= HSW 5), 26–51.

Altmann, Hans (2011): Prüfungswissen Wortbildung. 3., durchgesehene Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (UTB).

Auer, Peter (2013): Sprachliche Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern. 2., aktualisierte Auflage. Berlin: De Gruyter.

Austin, John L. (2002 [1962]): Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words). Deutsche Bearbeitung von Eike von Savigny. Bibliographisch ergänzte Auflage. Stuttgart: Reclam.

**B**

Bahmer, Lonni (2012): Skizze. In: Ueding, Gert (Hg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Band 10: A–Z. Berlin: De Gruyter, Sp. 1224–1229.

Baines, Phil; Haslam, Andrew (2002): Lust auf Schrift! Mainz: Hermann Schmidt.

Baldy, René (2009): »Dessine-moi un bonhomme«. Universaux et variantes culturelles. [»Draw me a Little Man.« Universals and Cultural Variations.] In: Gradhiva 9 (1), 132–151. Online unter: https://bit.ly/2MhM2IT [22.10.2020].

Bartnitzky, Horst (Hg.) (2010): Grundschrift – damit Kinder besser schreiben lernen. Frankfurt am Main: Grundschulverband e.V. (= Grundschule aktuell 110).

Bartnitzky, Horst; Hecker, Ulrich; Mahrhofer-Bernt, Christina (Hg.) (2011): Grundschrift. Damit Kinder besser schreiben lernen. Frankfurt am Main: Grundschulverband e.V. (= Beiträge zur Reform der Grundschule 132).

Bartnitzky, Horst; Brinkmann, Erika; Fruhen-Witzke, Anna; Hecker, Ulrich; Kindler, Linda; van der Donk, Barbara (Hg.) (2016): Grundschrift. Kinder entwickeln ihre Handschrift. Frankfurt am Main: Grundschulverband e.V. (= Beiträge zur Reform der Grundschule 142).

Baßler, Moritz (2003): Skizze. In: Müller, Jan-Dirk (Hg.): Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Band III: P–Z. Berlin: De Gruyter, 444–445.

Beetz, Manfred (1990): Frühmoderne Höflichkeit. Komplementierkunst und Gesellschaftsrituale im altdeutschen Sprachraum. Stuttgart: Metzler (= Germanistische Abhandlungen 67).

Beinert, Wolfgang (2018): Bastardschriften. In: Beinert, Wolfgang: Typolexikon.de, Lexikon der Typografie. Online unter: https://www.typolexikon.de/bastardschriften/ [22.10.2020].

Berg, Kristian; Primus, Beatrice; Wagner, Lutz (2016): Buchstabenmerkmal, Buchstabe, Graphem. In: Domahs, Ulrike; Primus, Beatrice (Hg.): Handbuch Laut, Gebärde, Buchstabe. Berlin: De Gruyter (= HSW 2), 337–355.

Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas (1977 [1966]): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Übersetzt von Monika Plessner. Frankfurt am Main: Fischer.

Bergerhausen, Johannes; Poarangan, Siri (2011): decodeunicode – Die Schriftzeichen der Welt. Mainz: Hermann Schmidt.

Beutgen, Monika (1992): Die Geschichte der Form des eigenhändigen Testaments. Berlin: Duncker & Humblot (= Schriften zur Rechtsgeschichte 59).

Birkner, Karin (2001): Bewerbungsgespräche mit Ost- und Westdeutschen. Eine kommunikative Gattung in Zeiten gesellschaftlichen Wandels. Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten 441).

Birkner, Karin; Auer, Peter; Bauer, Angelika; Kotthoff, Helga (2019): Einführung in die Konversationsanalyse. Berlin: De Gruyter.

Bizzarro, Matthias (2016): Mängel handschriftlicher Testamente. In: Aktuelle Juristische Praxis (AJP/PJA) 11, 1480–1493. Online unter: https://bit.ly/2K6Cc8Y [22.10.2020].

Bleicher, Joan K.; Hickethier, Knut (Hg.) (2002): Aufmerksamkeit, Medien und Ökonomie. Münster: Lit (= Beiträge zur Medienästhetik und Mediengeschichte 13).

BMJV 2017 = Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz (Hg.) (2017): Erben und Vererben. Informationen und Erläuterungen zum Erbrecht. Frankfurt am Main: Zarbock. Online unter: https://bit.ly/2Z93XGR [22.10.2020].

BMZ 1854–1866 = Müller, Wilhelm; Zarncke, Friedrich (1854–1866): Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Mit Benutzung des Nachlasses von Georg Friedrich Benecke ausgearbeitet. 3 Bände. Leipzig: Hirzel. Online unter: http://www.woerterbuchnetz.de/BMZ? [22.10.2020].

Böhm, Manuela; Gätje, Olaf (Hg.) (2014a): Handschreiben – Handschriften – Handschriftlichkeit. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr (= Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 85).

Böhm, Manuela; Gätje, Olaf (2014b): Handschreiben – Handschriften – Handschriftlichkeit: Zu Praktik, Materialität und Theorie des Schreibens mit der Hand. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST) 85, 7–21.

Bolter, Jay David; Grusin, David (1999): Remediation. Understanding New Media. London: MIT Press.

Bösch, Frank (2011): Mediengeschichte. Vom asiatischen Buchdruck zum Fernsehen. Frankfurt am Main: Campus.

Breitschmid, Peter (1982): Formvorschriften im Testamentsrecht: de lege lata – rechtsvergleichend – de lege ferenda, dargestellt insbesondere am Beispiel des eigenhändigen Testaments. Zürich: Schulthess (= Zürcher Studien zum Privatrecht 23).

Breitschmid, Peter (2015): Kommentar zu: Art. 505 ZGB. In: Honsell, Heinrich; Vogt, Nedim Peter; Geiser, Thomas (Hg.): Basler Kommentar. Zivilgesetzbuch II. 5. Auflage. Basel: Helbling Lichtenhahn, 299–307.

Brinkmann, Erika (2016): Die Vorgaben zur Schrift in den Bundesländern. In: Bartnitzky, Horst; Brinkmann, Erika; Fruhen-Witzke, Anna; Hecker, Ulrich; Kindler, Linda; van der Donk, Barbara (Hg.): Grundschrift. Kinder entwickeln ihre Handschrift. Frankfurt am Main: Grundschulverband e.V. (= Beiträge zur Reform der Grundschule 142), 70–78.

Brommer, Sarah (2018): Sprachliche Muster. Eine induktive korpuslinguistische Analyse wissenschaftlicher Texte. Berlin: De Gruyter (= Empirische Linguistik 10).

Brügelmann, Hans (2016): Vorgaben zur Schrift in anderen Ländern. In: Bartnitzky, Horst; Brinkmann, Erika; Fruhen-Witzke, Anna; Hecker, Ulrich; Kindler, Linda; van der Donk, Barbara (Hg.): Grundschrift. Kinder entwickeln ihre Handschrift. Frankfurt am Main: Grundschulverband e.V. (= Beiträge zur Reform der Grundschule 142), 79–84.

Bubenhofer, Noah (2009): Sprachgebrauchsmuster. Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse. Berlin: De Gruyter (= Sprache und Wissen 4).

Bubenhofer, Noah (2013): Quantitativ informierte qualitative Diskursanalyse. Korpuslinguistische Zugänge zu Einzeltexten und Serien. In: Roth, Kersten Sven; Spiegel, Carmen (Hg.): Angewandte Diskurslinguistik. Felder, Probleme, Perspektiven. Berlin: De Gruyter (= Diskursmuster– Discourse Patterns 2), 109–134.

Bubenhofer, Noah (2017): Kollokationen, n-Gramme, Mehrworteinheiten. In: Roth, Kersten Sven; Wengeler, Martin; Ziem, Alexander (Hg.): Handbuch Sprache in Politik und Gesellschaft. Berlin: De Gruyter (= HSW 19), 69–93.

Bubenhofer, Noah (2020): Visuelle Linguistik. Zur Genese, Funktion und Kategorisierung von Diagrammen in der Sprachwissenschaft. Berlin: De Gruyter (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 90).

Bubenhofer, Noah; Dreesen, Philipp (2019): Das Konzept «Übersetzen» in der digitalen Transformation. Soziolinguistische Reflexion des Maschinellen Übersetzens. In: Germanistik in der Schweiz 16, 26–49.

Bubenhofer, Noah; Kupietz, Marc (2018): Einleitung. In: Bubenhofer, Noah; Kupietz, Marc (Hg.): Visualisierung sprachlicher Daten. Visual Linguistics – Praxis – Tools. Heidelberg: Universität Heidelberg, 7–21.

Buchholz, Stefan (2011): Textsorten als Operationen von sozialen Systemen am Beispiel des Notizzettels für die Hochschulsprechstunde. In: Gansel, Christina (Hg.): Systemtheorie in den Fachwissenschaften. Zugänge, Methoden, Probleme. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 201–212.

Bühler, Karl (1999 [1934]): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Stuttgart: Lucius & Lucius.

Bulut, Necle (2019): Handschrift in der digitalisierten Welt. Köln: Mercator-Institut für Sprachförderung und Deutsch als Zweitsprache. Online unter: https://bit.ly/2PyayGt [22.10.2020].

Busse, Dietrich (2000): Textsorten des Bereichs Rechtswesen und Justiz. In: Brinker, Klaus; Antos, Gerd; Heinemann, Wolfgang; Sager, Sven F. (Hg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbband. Berlin: De Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft [HSK] 16.1), 658–675.

Busse, Dietrich; Teubert, Wolfgang (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse, Dietrich; Hermanns, Fritz; Teubert, Wolfgang (Hg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag, 10–28.

Bußmann, Hadumod (Hg.) (2008): Lexikon der Sprachwissenschaft. 4., durchgesehene und bibliographisch ergänzte Auflage unter Mitarbeit von Hartmut Lauffer. Stuttgart: Kröner.

Buzan, Tony; Buzan, Barry (2013): Das Mind-Map Buch. Die beste Methode zur Steigerung Ihres geistigen Potenzials. München: mvg [englisches Original: The Mind-Map Book. Unlock your Creativity, Boost your Memory, Change your Life. 2010.]

**C**

Campe, Chris (2017): Handbuch Handlettering. Eigene Buchstaben & illustrative Schrift gestalten. Bern: Haupt.

Cheng, Karen (2013): Anatomie der Buchstaben. Basiswissen für Schriftgestalter. Übersetzt von Henning Krause. 2. Auflage. Mainz: Hermann Schmidt.

Coulmas, Florian (1981): Über Schrift. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Coulmas, Florian (1996): Script. In: Coulmas, Florian (Hg.): The Blackwell Encyclopedia of Writing Systems. Oxford: Blackwell, 454. Online unter: https://bit.ly/34PcX55 [22.10.2020].

**D**

de Jong, Stephanie; de Jong, Ralf (2008): Schriftwechsel. Schrift sehen, verstehen, wählen und vermitteln. Mainz: Hermann Schmidt.

Deleuze, Gilles; Gauttari, Félix (1976): Rhizome: Introduction. Paris: Les Eitions de Minuit.

Deppermann, Arnulf; Feilke, Helmuth; Linke, Angelika (2016): Sprachliche und kommunikative Praktiken: Eine Annäherung aus linguistischer Sicht. In: Deppermann, Arnulf; Feilke, Helmuth; Linke, Angelika (Hg.): Sprachliche und kommunikative Praktiken. Berlin: De Gruyter (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2015), 1–23.

d'Eramo, Marco (2018): Die Welt im Selfie. Eine Besichtigung des touristischen Zeitalters. Aus dem Italienischen von Martina Kempter. Berlin: Suhrkamp.

Derrida, Jacques (1974): Grammatologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Derrida, Jacques (1999 [1971]): Signatur Ereignis Kontext. In: Jacques Derrida: Randgänge der Philosophie. Herausgegeben von Peter Engelmann. 2., überarbeitete Auflage. Wien: Passagen, 325–351.

Deutsch, Andreas (2017): Schriftlichkeit im Recht: Kommunikationsformen/Textsorten. In: Felder, Ekkehard; Vogel, Friedmann (Hg.): Handbuch Sprache im Recht. Berlin: De Gruyter (= HSW 12), 91–117.

Diekmannshenke, Hajo (2002): »und meld' dich mal wieder!« Kommunizieren mittels Postkarte. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST) 64, 93–124.

Diekmannshenke, Hajo (2008): Text-Bild-Kommunikation am Beispiel der Postkarte. In: Pohl, Inge (Hg.): Semantik und Pragmatik. Schnittstellen. Frankfurt am Main: Lang, 85–108.

Diekmannshenke, Hajo (2011): Zwischen Ansicht und Adresse: Tradition und Variation in der Postkartenkommunikation. In: Luginbühl, Martin; Perrin, Daniel (Hg.): Muster und Variation. Medienlinguistische Perspektiven auf Textproduktion und Text. Bern: Lang, 19–50.

DRW 1914– = Deutsches Rechtswörterbuch: Wörterbuch der älteren deutschen Rechtsprache. Herausgegeben von der Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften, ab Band 5: in Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften der DDR hrsg. von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Weimar: Böhlau 1914–. Online unter: https://bit.ly/35QLGRf [22.10.2020].

Duden Fremdwörterbuch 2015 = Dudenredaktion (Hg.) (2015): Duden – Das Fremdwörterbuch. 11., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage. Berlin: Dudenverlag.

Duden Herkunftswörterbuch 2020 = Dudenredaktion (Hg.) (2020): Duden – Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der Deutschen Sprache. 6., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin: Dudenverlag.

Duden medizinische Fachbegriffe 2011 = Kilian, Ulrich: Dudenredaktion (Hg.) (2011): Duden – Wörterbuch medizinischer Fachbegriffe. 9., überarbeitete und ergänzte Auflage. Mannheim: Dudenverlag.

Duden Synonymwörterbuch 2019 = Dudenredaktion (Hg.) (2019): Duden – Das Synonymwörterbuch. 7., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin: Dudenverlag.

Duden Universalwörterbuch 2015 = Dudenredaktion (Hg.) (2015): Duden – Deutsches Universalwörterbuch. 8., überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin: Dudenverlag.

Duden Universalwörterbuch 2019 = Dudenredaktion (Hg.) (2019): Duden – Deutsches Universalwörterbuch. 9., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin: Dudenverlag.

Dunker, Axel (2009): Robinsonade. In: Lamping, Dieter (Hg.): Handbuch der literarischen Gattungen. Stuttgart: Kröner, 622–626.

Dürscheid, Christa (2011): Medien in den Medien – Szenen im Bild. Eine pragmatische Kommunikat-Analyse. In: Schneider, Jan Georg; Stöckl, Hartmut (Hg.): Medientheorien und Multimodalität . Ein TV-Werbespot – Sieben methodische Beschreibungsansätze. Köln: Halem, 88–108.

Dürscheid, Christa (2016a): Einführung in die Schriftlinguistik. 5., aktualisierte Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (UTB).

Dürscheid, Christa (2016b): Nähe, Distanz und neue Medien. In: Feilke, Helmuth; Hennig, Mathilde (Hg.): Zur Karriere von ›Nähe und Distanz‹. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells. Berlin: De Gruyter (= Reihe Germanistische Linguistik 306), 357–385.

Dürscheid, Christa (2018): Bild, Schrift, Unicode. In: Mensching, Guido; Lalande, Jean-Yves; Hermes, Jürgen; Neuefeind, Claes (Hg.): Sprache – Mensch – Maschine. Beiträge zu Sprache und Sprachwissenschaft, Computerlinguistik und Informationstechnologie. Köln: KUPS, 269–285. Online unter: https://kups.ub.uni-koeln.de/9849/ [22.10.2020].

Dürscheid, Christa; Frick Karina (2016): Schreiben digital. Wie das Internet unsere Alltagskommunikation verändert. Stuttgart: Kröner (= Einsichten 3).

Dürscheid, Christa; Gredig, Andi (i. Dr.): Rhetorik des Werbebriefs (off-/online). In: Janich, Nina; Roth, Kersten Sven (Hg.): Handbuch Werberhetorik. Berlin: De Gruyter (= Handbücher Rhetorik 12).

DWB 1854–1961 = Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bände in 32 Teilbänden. Leipzig 1854–1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online unter: http://www.woerterbuchnetz.de/DWB? [22.10.2020].

**E**

Eckkrammer, Eva Maria (1996): Die Todesanzeige als Spiegel kultureller Konventionen: eine konstrastive Analyse deutscher, englischer, französischer, spanischer, italienischer und portugiesischer Todesanzeigen. Bonn: Romanistischer Verlag.

Ehlers, Klaas-Hinrich (2004): Raumverhalten auf dem Papier. Der Untergang eines komplexen Zeichensystems dargestellt an Briefstellern des 19. und des 20. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 32, 1–31.

Ehlich, Konrad (1994): Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation. In: Günther, Hartmut; Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. 1. Halbband. Berlin: De Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft [HSK] 10.1), 18–41.

Eisenberg, Peter (2013): Grundriss der deutschen Grammatik. Band 1: Das Wort. 4., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart: Metzler.

Elias, Friederike; Franz, Albrecht; Murmann, Henning; Weiser, Ulrich Wilhelm (2014): Hinführung zum Thema und Zusammenfassung der Beiträge. In: Elias, Friederike; Franz, Albrecht; Murmann, Henning; Weiser, Ulrich Wilhelm (Hg.): Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Berlin: De Gruyer (= Materiale Textkulturen 3), 3–12.

Elmentaler, Michael (2018): Historische Graphematik des Deutschen. Eine Einführung. Tübingen: Narr.

Engemann, Christoph (2013): Write me down, make me real – zur Gouvernemedialitätdigitaler Identität. In: Passoth, Jan-Hendrik; Wehner, Josef (Hg.): Quoten, Kurven und Profile. Zur Vermessung der sozialen Welt. Wiesbaden: Springer, 205–227.

Eule, Wilhelm (1955): Mit Stift und Feder. Kleine Kulturgeschichte der Schreib- und Zeichenwerkzeuge. Leipzig: Fachbuchverlag.

Euw, Anton von (2008): Psalterium Gallicanum mit Cantica. In: Euw, Anton von: Die St. Galler Buchkunst vom 8. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts. Band I: Textband. St. Gallen: Verlag am Klosterhof (= Monasterium Sancti Galli 3), 394–395. Online unter: https://bit.ly/2Qg96bV [22.10.2020].

**F**

Fandrych, Christian; Thurmair, Maria (2011): Textsorten im Deutschen. Linguistische Analysen aus sprachdidaktischer Sicht. Tübingen: Stauffenburg.

Felder, Ekkehard; Vogel, Friedmann (Hg.) (2017): Handbuch Sprache im Recht. Berlin: De Gruyter (= HSW 12).

Fischer, Martin (1997): Schrift als Notation. In: Koch, Peter; Krämer, Sybille (Hg.): Schrift, Medien, Kognition. Über die Exteriorität des Geistes. Tübingen: Stauffenberg, 83–101.

Flüe, Karin von (2002): Im Reinen mit den letzten Dingen. Ratgeber für den Todesfall. 2., aktualisierte Auflage. Zürich: Beobachter-Buchverlag.

Forssman, Friedrich; de Jong, Ralf (2002): Detailtypografie. Nachschlagewerk für alle Fragen zu Schrift und Satz. 4. Auflage. Mainz: Hermann Schmidt.

Foucault, Michel (1992 [1973]): Archäologie des Wissens. Übersetzt von Ulrich Köppen. 5. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2001 [1968]): Über die Archäologie der Wissenschaften. Antwort auf den Cercle d'épistémologie. (Übersetzt von Hermann Kocyba.) In: Foucault, Michel: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band 1: 1954–1969. Herausgegeben von Daniel Defert und François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Lagrange. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 887–931.

Frey, Thomas; Bossert, Martin (2008): Signal- und Systemtheorie. 2. Auflage. Wiesbaden: Vieweg+Teubner.

Frick, Karina (2019): #RIP – kollektive Fan-Trauer auf Twitter. In: Hauser, Stefan; Luginbühl, Martin; Tienken, Susanne (Hg.): Mediale Emotionskulturen. Bern: Peter Lang (= Sprache in Kommunikation und Medien 12), 179–200.

Frick, Karina (2020): Graphische Variation im Rahmen emotionaler Online-Praktiken. In: Androutsopoulos, Jannis; Busch, Florian (Hg.): Register des Graphischen. Variation, Interaktion und Reflexion in der digitalen Schriftlichkeit. Berlin: De Gruyter, 159–182.

**G**

Gansel, Christina (2011): Situativität und Sozialdimension – soziale Systeme und Textsorten. In: Gansel, Christina: Textsortenlinguistik. Göttingen: Vandenhock & Ruprecht, 45–53.

Gansel, Christina; Jürgens, Frank (2009): Textlinguistik und Textgrammatik. Eine Einführung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (UTB).

Geckle, Gerhard (2009): Patientenverfügung und Testament. 3. Auflage. Freiburg i. Br.: Rudolf Haufe.

Gee, James Paul (2015): The New Literacy Studies. In: Rowsell, Jennifer; Pahl, Kate (Hg.): The Routledge Handbook of Literacy Studies. London: Routledge, 35–48.

Geertz, Clifford (2015 [1973]): Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. In: Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. 13. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 7–43.

Georges, Karl-Ernst (2013 [1913]): Der neue Georges. Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch. Aus den Quellen zusammengetragen […] von Karl-Ernst Georges. Herausgegeben von Thomas Baier, bearbeitet von Tobias Dänzer. Erster Band: A–H. Darmstadt: WBG.

Glück, Helmut; Rödel, Michael (Hg.) (2016): Metzler Lexikon Sprache. 5., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart: Metzler.

Goodman, Nelson (2015 [1976]): Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie. 8. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Goschler, Juliana (2008): Metaphern für das Gehirn. Eine kognitiv-linguistische Untersuchung. Berlin: Frank & Timme (= Sprachwissenschaft 6).

Grammatikduden 2016 = Wöllstein, Angelika; Dudenredaktion (Hg.) (2016): Duden – Die Grammatik. 9., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage. Berlin: Dudenverlag.

Gredig, Andi (2014): Texte gestalten – Texte markieren. Eine Untersuchung zu Produktion und Rezeption geisteswissenschaftlicher Aufsätze. Zürich (= Networx 66). Online unter: https://bit.ly/2sSgClA [22.10.2020].

Gredig, Andi (2019): Die Spur der Gefühle – Kulturanalytische Überlegungen zum emotionalen Wert der Handschrift. In: Hauser, Stefan; Luginbühl, Martin; Tienken, Susanne (Hg.): Mediale Emotionskulturen. Bern: Lang (= Sprache in Kommunikation und Medien 12), 39–56.

Groebner, Valentin (2004): Der Schein der Person. Steckbrief, Ausweis und Kontrolle im Europa des Mittelalters. München: Beck.

Grossberg, Lawrence (1999): Was sind Cultural Studies? [übersetzt von Marion Kirisch und Nora Räthzel] In: Hörning, Karl H.; Winter, Rainer (Hg.): Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 43–83.

Grube, Gernot; Kogge, Werner (2005): Zur Einleitung: Was ist Schrift? In: Grube, Gernot; Kogge, Werner; Krämer, Sybille (Hg.): Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine. München: Fink, 9–19.

Gruhn, Volker; Wolff-Marting, Vincent; Köhler, André; Haase, Christian; Kresse, Torsten (2007): Elektronische Signaturen in modernen Geschäftsprozessen. Schlanke und effiziente Prozesse mit der eigenhändigen elektronischen Unterschrift realisieren. Wiesbaden: Vieweg.

Grunder, Hans-Ulrich (2015): Alphabetisierung. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 21.1.2015. Online unter: https://bit.ly/378XazT [22.10.2020].

Grundmann, Stefan (1987): Favor Testamenti – Zu Formfreiheit und Formzwang bei privatschriftlichen Testamenten. In: Archiv für die civilistische Praxis (AcP) 187, 429–476.

Grüninger, Harold (2018): Kommentar zu: Art. 505 ZGB. In: Büchler, Andrea; Jakob, Dominique (Hg.): Kurzkommentar ZGB. 2. Auflage. Basel: Helbling Lichtenhahn, 1529 – 1531.
Günther, Antje (2010): Skizze. In: Jaeger, Friedrich (Hg.): Enzyklopädie der Neuzeit. Band 12: Silber–Subsidien. Stuttgart: Metzler, Sp. 62 – 65.
Günther, Hartmut (1995): Die Schrift als Modell der Lautsprache. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 51, 15 – 32.
Günther, Hartmut (1996): Schrift als Zahlen- und Ordnungssystem – alphabetisches Sortieren. In: Günther, Hartmut; Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. 2. Halbband. Berlin: De Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft [HSK] 10.2), 1568 – 1583.
Günther, Hartmut; Ludwig, Otto (1994): Vorwort. In: Günther, Hartmut; Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. 1. Halbband. Berlin: De Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft [HSK] 10.1), V–XXII.
Günthner, Susanne (2019): ›Kultur-in-kommunikativen-Praktiken‹. Kommunikative Praktiken zur Übermittlung schlechter Nachrichten in onkologischen Aufklärungsgesprächen. In: Schröter, Juliane; Tienken, Susanne; Ilg, Yvonne; Scharloth, Joachim; Bubenhofer, Noah (Hg.): Linguistische Kulturanalyse. Berlin: De Gruyter (= Reihe Germanistische Linguistik 314), 269 – 292.

**H**

Haarmann, Harald (2002): Geschichte der Schrift. München: Beck.
Habermann, Mechthild; Ziegler, Arne (2012): Sind wir nicht alle ein bisschen Pragmatik? Möglichkeiten und Grenzen der Historischen Pragmatik. In: Ernst, Peter (Hg.): Historische Pragmatik. Berlin: De Gruyter (= Jahrbuch für germanistische Sprachgeschichte 3), 1 – 23.
Habscheid, Stephan (2000): ›Medium‹ in der Pragmatik. Eine kritische Bestandsaufnahme. In: Deutsche Sprache. Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation 2, 126–143.
Halawa, Mark A.; Sachs-Hombach, Klaus (2015): Zur Medialität der Handschrift. In: Büttner, Urs; Gotterbarm, Mario; Schneeweiss, Frederik; Seidel, Stefanie; Seiffarth, Marc (Hg.): Diesseits des Virtuellen. Handschrift im 20. und 21. Jahrhundert. München: Fink (= Zur Genealogie des Schreibens 18), 33 – 45.
Hartling, Florian (2009): Der digitale Autor. Autorschaft im Zeitalter des Internets. Bielefeld: transkript.
Harralson, Heidi H. (2013): Developments in Handwriting and Signature Identification in the Digital Age. Oxford/Waltham: Elsvier.
Hasebrink, Uwe (2014): Medienrepertoires: Ein analytischer Rahmen zur Untersuchung des »Nebeneinander« verschiedener Medien. In: Kleinen-von Königslöw, Katharina; Förster, Kati (Hg.): Medienkonvergenz und Medienkomplementarität aus Rezeptions- und Wirkungsperspektive. Baden-Baden: Nomos (= Reihe Rezeptionsforschung 31), 15–36.
Hausendorf, Heiko (2007): Gesprächs-/Konversationsanalyse. In: Straub, Jürgen; Weidemann, Arne; Weidemann, Doris (Hg.): Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder. Stuttgart: Metzler, 403 – 415.
Hausendorf, Heiko (2009): Kleine Texte. Über Randerscheinungen von Textualität. In: Germanistik in der Schweiz 6. Online unter: https://bit.ly/2PNKwQT [22.10.2020].
Hausendorf, Heiko (2015): Interaktionslinguistik. In: Eichinger, Ludwig M. (Hg.): Sprachwissenschaft im Fokus. Positionsbestimmungen und Perspektiven. Berlin: De Gruyter (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2014), 43 – 70.

Hausendorf, Heiko (2016): Warum der Text ein lesbares Etwas ist. Überlegungen zu Lesbarkeit als Bedingung schriftsprachlicher Kommunikation. In: Wagner, Franc (Hg.): Was ist ein Text? Aspekte einer interdisziplinären Texttheorie. Basel: Schwabe (= TENOR: Text und Normativität 4), 23 – 54.

Hausendorf, Heiko (2019): Das Ferienwetter auf der Ansichtskarte. Ein Wetterbericht im Schnittpunkt von Textlinguistik, Medienlinguistik und Korpuspragmatik. In: Schröter, Juliane; Tienken, Susanne; Ilg, Yvonne; Ilg, Yvonne; Scharloth, Joachim; Bubenhofer, Noah (Hg.): Linguistische Kulturanalyse. Berlin, Boston: De Gruyter (= Reihe Germanistische Linguistik 314), 293 – 321.

Hausendorf, Heiko; Kesselheim, Wolfgang (2008): Textlinguistik fürs Examen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (= Linguistik fürs Examen 5).

Hausendorf, Heiko; Kesselheim, Wolfgang (2013): Können Räume Texte sein? Linguistische Überlegungen zur Unterscheidung von Lesbarkeits- und Benutzbarkeitshinweisen. Zürich: Universität Zürich (= Arbeitspapiere des UFSP Sprache und Raum 02). Online unter: https://bit.ly/2MnVquv [22.10.2020].

Hausendorf, Heiko; Kesselheim, Wolfgang; Kato, Hiloko; Breitholz, Martina (2017): Textkommunikation. Ein textlinguistischer Neuansatz zur Theorie und Empirie der Kommunikation mit und durch Schrift. Berlin: De Gruyter (= Reihe Germanistische Linguistik 308).

Hausendorf, Heiko; Schmitt, Reinhold (2013): Interaktionsarchitektur und Sozialtopografie. Umrisse einer raumlinguistischen Programmatik. Zürich: Universität Zürich (= Arbeitspapiere des UFSP Sprache und Raum 01). Online unter: https://bit.ly/2QbT5Ut [22.10.2020].

Havlik, Ernst J. (1981): Lexikon der Onomatopöien. Die lautimitierenden Wörter im Comic. Frankfurt am Main: Fricke.

Hecker, Ulrich (2010): Kinder – Hand – Schrift. In: Grundschule aktuell 110, 9 – 16.

Heilmann, Till A. (2012): Textverarbeitung. Eine Mediengeschichte des Computers als Schreibmaschine. Bielefeld: transcript (= MedienAnalysen 10).

Heilmann, Till A. (2014): Handschrift im digitalen Umfeld. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST) 85, 169 – 192.

Heilmann, Till A. (2015): Handschrift und Algorithmus. In: Büttner, Urs; Gotterbarm, Mario; Schneeweiss, Frederik; Seidel, Stefanie; Seiffarth, Marc (Hg.): Diesseits des Virtuellen. Handschrift im 20. und 21. Jahrhundert. München: Fink (= Zur Genealogie des Schreibens 18), 47 – 61.

Heinemann, Wolfgang (2000a): Textsorte – Textmuster – Texttyp. In: Brinker, Klaus; Antos, Gerd; Heinemann, Wolfgang; Sager, Sven F. (Hg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbband. Berlin: De Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft [HSK] 16.1), 507 – 523.

Heinemann, Margot (2000b): Textsorten des Alltags. In: Brinker, Klaus; Antos, Gerd; Heinemann, Wolfgang; Sager, Sven F. (Hg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbband. Berlin: De Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft [HSK] 16.1), 604 – 614.

Heinemann, Margot (2011): Textlinguistische Typologisierungsansätze. In: Habscheid, Stephan (Hg.): Textsorten, Handlungsmuster, Oberflächen. Linguistische Typologien der Kommunikation. Berlin: De Gruyter, 257 – 274.

Hellige, Hans Dieter (2008): Krisen- und Innovationsphasen in der Mensch-Computer-Interaktion. In: Hellige, Hans Dieter (Hg.): Mensch-Computer-Interface. Zur Geschichte und Zukunft der Computerbedienung. Bielefeld: transcript, 11–92. Online unter: https://bit.ly/35SRGZF [22.10.2020].

Hepp, Andreas (2010): Cultural Studies und Medienanalyse. Eine Einführung. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Hepp, Andreas; Hasebrink, Uwe (2014): Kommunikative Figurationen – ein Ansatz zur Analyse der Transformation mediatisierter Gesellschaften und Kulturen. In: Stark, Birgit; Quiring, Oliver; Jackob, Nikolaus (Hg.): Von der Gutenberg-Galaxis zur Google-Galaxis. Alte und neue Grenzvermessungen nach 50 Jahren DGPuK. Konstanz: UVK, 345–362.

Hermanns, Fritz (2012): Der Sitz der Sprache im Leben. Beiträge zu einer kulturanalytischen Linguistik. Herausgegeben von Heidrun Kämper, Angelika Linke & Martin Wengeler. Berlin: De Gruyter.

Herrmann, Emanuel (1869): Ueber eine neue Art der Correspondenz mittelst der Post. In: Neue Freie Presse, Nr. 1584, 26.1.1869, 4. Online unter: https://bit.ly/2Sivlkb [22.10.2020].

Hess-Lüttich, Ernest W. B. (1981): Soziale Interaktion und literarischer Dialog. Berlin: E. Schmidt (= Philologische Studien und Quellen 97).

Hickethier, Knut (2010): Einführung in die Medienwissenschaft. 2., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Stuttgart: Metzler.

Hilgert, Markus (2014): Praxeologisch perspektivierte Artefaktanalysen des Geschriebenen. Zum heuristischen Potential der materialen Textkulturforschung. In: Elias, Friederike; Franz, Albrecht; Murmann, Henning; Weiser, Ulrich Wilhelm (Hg.): Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Berlin: De Gruyer (= Materiale Textkulturen 3), 149–164.

Hochuli, Jost (1991): Kleine Geschichte der geschriebenen Schrift. Einführung in die abendländische Schriftgeschichte von den Römern bis ins 20. Jahrhundert. St. Gallen: Typophil.

Hofer, Roland (2016): Der Einfluss von Sprachkontakt und Silbenstruktur auf die Wortbildung. In: Hentschel, Elke (Hg.): Wortbildung im Deutschen. Tübingen: Narr, 29–39.

Hoffmann, Christoph (Hg.) (2008a): Daten sichern. Schreiben und Zeichnen als Verfahren der Aufzeichnung. Zürich: Diaphanes (= Wissen im Entwurf 1)

Hoffmann, Christoph (2008b): Festhalten, Bereitstellen. Verfahren der Aufzeichnung. In: Hoffmann, Christoph (Hg.): Daten sichern. Schreiben und Zeichnen als Verfahren der Aufzeichnung. Zürich: Diaphanes (= Wissen im Entwurf 1), 7–20.

Hölscher, Sandra (2011): Familienanzeigen. Zur Geschichte der Textsorten Geburts-, Verbindungs- und Todesanzeige, ihrer Varianten und Strukturen in ausgewählten regionalen und überregionalen Tageszeitungen von 1790 bis 2002. Berlin: Weidler (= Berliner Sprachwissenschaftliche Studien 23).

Holzhauer, Heinz (1973): Die eigenhändige Unterschrift. Geschichte und Dogmatik des Schriftformerfordernisses im deutschen Recht. Frankfurt am Main: Athenäum.

Holzheid, Anett (2011): Das Medium Postkarte. Eine sprachwissenschaftliche und mediengeschichtliche Studie. Berlin: Erich Schmidt (= Philologische Studien und Quellen 231).

Hugger, Paul (2010): Schön schreiben! Blüte und Zerfall einer Kultur. Zürich: NZZ Verlag.

Hügli, Anton; Lübcke, Poul (Hg.) (2013): Philosophielexikon. Personen und Begriffe der abendländischen Philosophie von der Antike bis zur Gegenwart. Erweiterte und vollständig revidierte Ausgabe. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Hüllweg, Julia (i. V.): Handschreiben im Studium. Zur Relevanz und Funktion handschriftlicher Praktiken in studentischen Schreibkontexten. Dissertation Universität Paderborn.

**I**

Irvine, Judith T.; Gal, Susan (2000): Language Ideology and Linguistic Differentation. In: Kroskrity, Paul V. (Hg.): Regimes of Language. Ideologies, Polities, and Identities. Oxford: Currey, 35–84.

**J**

Jaffe, Alexandra; Androutsopoulos, Jannis; Sebba, Mark; Johnson, Sally (Hg.) (2012): Orthography as Social Action. Boston: De Gruyter.

Jäger, Ludwig (2001): Zeichen/Spuren. Skizze zum Problem der Sprachzeichenmedialität. In: Stanitzek, Georg; Voßkamp, Wilhelm (Hg.): Schnittstelle: Medien und Kulturwissenschaft. Köln: DuMont (= Mediologie 1), 17–31.

Janich, Nina; Birkner, Karin (2015): Text und Gespräch. In: Felder, Ekkehard; Gardt, Andreas (Hg.): Handbuch Sprache und Wissen. Berlin: De Gruyter (= HSW 1), 195–220.

**K**

Kammer, Stephan (2009): Symptome der Individualität. Das Wissen vom Schreiben (1880–1910). In: Wittmann, Barbara (Hg.): Spuren erzeugen. Zeichnen und Schreiben als Verfahren der Selbstaufzeichnung. Zürich: Diaphanes (= Wissen im Entwurf 2), 39–68.

Kammer, Stephan (2014): Signatur des Individuellen. Die Tropen des Schrift-Wissens. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST) 85, 35–59.

Kapr, Albert (1971): Schriftkunst. Geschichte, Anatomie und Schönheit der lateinischen Buchstaben. Dresden: Verlag der Kunst.

Kellenberger, Maaike (2018): Die Rolle der Bildseite in der Konstitution der Textsorte Ansichtskarte: Untersuchung der Bildverweise – oder: Du siehst ja hinten, wo ich bin. BA-Arbeit (UZH).

Keller, Rudi (2014): Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache. 4., unveränderte Auflage. Tübingen: Francke (UTB).

Kerschhofer-Puhalo, Nadja (2018): Multimodalität und Multiliteralität in der Leseförderung. Der Beitrag der Pädagogik der Multiliteracies und der New Literacy Studies zur Förderung (multi)literaler Kompetenzen. In: Kutzelmann, Sabine; Massler, Ute (Hg.): Mehrsprachige Leseförderung. Grundlagen und Konzepte. Tübingen: Narr, 163–176.

Kienpointner, Manfred (2017): Topoi. In: Roth, Kersten Sven; Wengeler, Martin; Ziem, Alexander (Hg.): Handbuch Sprache in Politik und Gesellschaft. Berlin: De Gruyter (= HSW 19), 187–211.

Klemm, Michael (2002): Wie hältst du's mit dem Textbegriff? Pragmatische Antworten auf eine Gretchenfrage der (Text-)Linguistik. In: Fix, Ulla; Adamzik, Kirsten; Antos, Gerd; Klemm, Michael (Hg.): Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf eine Preisfrage. Frankfurt am Main: Lang, 143–161.

Kluge, Friedrich; Seebold, Elmar (2011): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 25., durchgesehene und erweiterte Auflage. Berlin: De Gruyter.

Knilli, Friedrich (1979): Medium. In: Faulstich, Werner (Hg.): Kritische Stichwörter zur Medienwissenschaft. München: Fink, 230–251.

Knoblauch, Hubert (2009): Phänomenologische Soziologie. In: Kneer, Georg; Schroer, Markus (Hg.): Handbuch Soziologische Theorien. Wiesbaden: Springer VS, 299–322.

Koch, Peter; Krämer, Sybille (1997): Einleitung. In: Koch, Peter; Krämer, Sybille (Hg.): Schrift, Medien, Kognition. Über die Exteriorität des Geistes. Tübingen: Stauffenberg, 9–26.

Koch, Peter; Oesterreicher, Wulf (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36, 15–43.

Koffka, Kurt (2016 [1931]): Optische Wahrnehmung. In: Metz-Göckel, Hellmuth (Hg.): Gestalttheorie und kognitive Psychologie. Wiesbaden: Springer, 55–66.

Kogge, Werner (2016): Verkörperung – Embodiment – Körperwissen. Eine historisch-systematische Kartierung. In: Paragrana 25/1 (Thema »Körperwissen: Transfer und Innovation«), 33–48.

Köller, Wilhelm (2012): Sinnbilder für Sprache. Metaphorische Alternativen zur begrifflichen Erschließung von Sprache. Berlin: De Gruyter (= Studia Linguistica Germanica 109).

Korpela, Jukka K. (2006): Unicode Explained. Beijing: O'Reilly.

Kotthoff, Helga (2020): Gender-Sternchen, Binnen-I oder generisches Maskulinum, … (Akademische) Textstile der Personenreferenz als Registrierungen? In: Linguistik Online 103(3), 105–127. Online unter: https://bit.ly/2U4YW0t [4.11.2020].

Krämer, Lisa (2015): Buchstaben schreiben. Deutschschweizer Basisschrift. Winterthur: elk.

Krämer, Sybille (1998): Das Medium als Spur und als Apparat. In: Krämer, Sybille (Hg.): Medien – Computer – Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 73–94.

Krämer, Sybille (2001a): Jacques Derrida. Die Schrift als Bedingung der Möglichkeit und der Unmöglichkeit von Sprache. In: Krämer, Sybille: Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 217–240.

Krämer, Sybille (2001b): Intellektualisierung von Sprache und Kommunikation. Eine Zwischenbilanz. In: Krämer, Sybille: Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 95–105.

Krämer, Sybille (2002a): Sprache – Stimme – Schrift. Sieben Gedanken über Performativität als Medialität. In: Wirth, Uwe (Hg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 323–346.

Krämer, Sybille (2002b): Sprache und Sprechen oder: Wie sinnvoll ist die Unterscheidung zwischen einem Schema und seinem Gebrauch? Ein Überblick. In: Krämer, Sybille; König, Ekkehard (Hg.): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt am Main: Suhrkamp, 97–125.

Krämer, Sybille (2005): ›Operationsraum Schrift‹. Über einen Perspektivenwechsel in der Betrachtung der Schrift. In: Grube, Gernot; Kogge, Werner; Krämer, Sybille (Hg.): Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine. München: Fink, 23–57.

Krämer, Sybille (2014a): Über die Handschrift: Gedankenfacetten. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST) 85, 23–33.

Krämer, Sybille (2014b): Zur Grammatik der Diagrammatik. Eine Annäherung an die Grundlagen des Diagrammgebrauches. In: LiLi – Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 44/176, 11–30.

Krämer, Sybille (2016a): Spuren, Graphé, Wissenskünste. Zur Episteme der Spur. In: Attia, Sandie; Streble, Ingrid; le Bouëdec, Nathalie; Alice, Volkwein (Hg.): Der Spur auf der Spur. Heidelberg: Winter, 19–30.

Krämer, Sybille (2016b): Figuration, Anschauung, Erkenntnis. Grundlinien einer Diagrammatologie. Berlin: Suhrkamp.
Krämer, Sybille; König, Ekkehard (Hg.) (2002): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Krämer, Sybille; Totzke, Rainer (2012): Einleitung. Was bedeutet ›Schriftbildlichkeit‹? In: Krämer, Sybille; Cancik-Kirschbaum, Eva; Totzke, Rainer (Hg.): Schriftbildlichkeit. Wahrnehmbarkeit, Materialität und Operativität von Notationen. Berlin: Akademie Verlag, 13–35.
Krauthausen, Karin (2010): Vom Nutzen des Notierens. Verfahren des Entwurfs. In: Krauthausen, Karin; Nasim, Omar W. (Hg.): Notieren, Skizzieren. Schreiben und Zeichnen als Verfahren des Entwurfs. Zürich: Diaphanes (= Wissen im Entwurf 3), 7–26.
Krauthausen, Karin; Nasim, Omar W. (Hg.) (2010): Notieren, Skizzieren. Schreiben und Zeichnen als Verfahren des Entwurfs. Zürich: Diaphanes (= Wissen im Entwurf 3).
Kupferschmid, Indra (2009): Buchstaben kommen selten allein: Ein typografisches Handbuch. 2., überarbeitete Auflage. Salenstein: Niggli.

**L**

Lakoff, George; Johnson, Mark (1999): Primary Metaphor and Subjective Exerience. In: Lakoff, George; Johnson, Mark: Philosophy in the Flesh. The Embodied Mind and Its Challenge to Western Thought. New York: Basic Books, 45–59.
Lexer 1872–1878 = Lexer, Matthias (1872–1878): Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. 3 Bände. Leipzig: Hirzel. Online unter: http://www.woerterbuchnetz.de/Lexer? [22.10.2020].
Lillis, Theresa; McKinney, Carolyn (2013): The sociolinguistics of writing in a global context: Objects, lenses, consequences. In: Journal of Sociolinguistics 17/4, 415–439.
Lima, Manuel (2014): The Book of Trees. Visualizing Branches of Knowledge. New York: Princeton Architectural Press.
Linke, Angelika (2001): Trauer, Öffentlichkeit und Intimität. Zum Wandel der Textsorte »Todesanzeige« in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Fix, Ulla; Habscheid, Stephan; Klein, Josef (Hg.): Zur Kulturspezifik von Textsorten. Tübingen: Niemeyer, 195–223.
Linke, Angelika (2002): Körperkonfigurationen: Die Sitzgruppe. Zur Kulturgeschichte des Verhältnisses von Gespräch, Körpern und Raum vom 18. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. In: Ernst, Peter (Hg.): Historische Pragmatik. Berlin: De Gruyter (= Jahrbuch für germanistische Sprachgeschichte 3), 185–214.
Linke, Angelika (2010a): Textsorten als Elemente kultureller Praktiken. Zur Funktion und zur Geschichte des Poesiealbumeintrags als Kernelement einer kulturellen Praktik. In: Klotz, Peter; Portmann-Tselikas, Paul R.; Weidacher, Georg (Hg.): Kontexte und Texte. Soziokulturelle Konstellationen literalen Handelns. Tübingen: Narr (= Europäische Studien zur Textlinguistik 8), 127–146.
Linke, Angelika (2010b): ›Varietät‹ vs. ›Kommunikative Praktik‹. Welcher Zugang nützt der Sprachgeschichte? In: Gilles, Peter; Scharloth, Joachim; Ziegler, Evelyn (Hg.): Variatio delectat. Empirische Evidenzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation. Frankfurt am Main: Lang, 255–273.
Linke, Angelika (2014): Unauffällig, aber unausweichlich. Alltagssprache als Ort von Kultur. In: Forrer, Thomas; Linke, Angelika (Hg.): Wo ist Kultur? Perspektiven der Kulturanalyse. Zürich: vdf, 169–192.

Linke, Angelika (2015): Entdeckungsprozeduren. Oder: Wie Diskurse auf sich aufmerksam machen. In: Kämper, Heidrun; Warnke, Ingo H. (Hg.): Diskurs – interdisziplinär. Zugänge, Gegenstände, Perspektiven. Berlin: De Gruyter (= Diskursmuster – Discourse Patterns 6), 63–85.

Linke, Angelika (2018): Der Esstisch. Eine historische Skizze zur raumsemiotischen Nutzung eines Möbelstücks. In: Historische Anthropologie 26/3, 350–378.

Lorenz, Kuno (2005): Abstraktum. In: Mittelstraß, Jürgen (Hg.): Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Band 1: A–B. 2., neubearbeitete und wesentlich ergänzte Auflage. Stuttgart: Metzler, 25–26.

Luckmann, Thomas (1986): Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. In: Neidhardt, Friedhelm; Lepsius, M. Rainer; Weiss, Johannes (Hg.): Kultur und Gesellschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 27), 191–211.

Ludwig, Otto (1995): Integriertes und nicht-integriertes Schreiben. Zu einer Theorie des Schreibens: eine Skizze. In: Baurmann, Jürgen; Weingarten, Rüdiger (Hg.): Schreiben. Prozesse, Prozeduren und Produkte. Opladen: Westdeutscher Verlag, 273–287.

Ludwig, Otto (2007): Skripte. Konturen einer Konzeption. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 35/3, 376–396.

**M**

Macho, Thomas (2005): Handschrift – Schriftbild. Anmerkungen zu einer Geschichte der Unterschrift. In: Grube, Gernot; Kogge, Werner; Krämer, Sybille (Hg.): Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine. München: Fink, 413–422.

McLuhan, Marshall (1968): Die magischen Kanäle. Düsseldorf: Econ.

McLuhan, Marshall; Powers, Bruce R. (1995): The global village. Der Weg der Mediengesellschaft in das 21. Jahrhundert. Paderborn: Junfermann.

Meckel, Miriam (2013): Wir verschwinden. Der Mensch im digitalen Zeitalter. Zürich: Kein & Aber (= Intelligent leben 3).

Meletis, Dimitrios (2015): Graphetik. Form und Materialität von Schrift. Glückstadt: Hülsbusch.

Meletis, Dimitrios (2019): Naturalness in scripts and writing systems: Outlining a Natural Grapholinguistics. Doktorarbeit Universität Graz.

Merz-Benz, Peter-Ulrich; Wagner, Gerhard (2007): Die Gesellschaft als sozialer Körper. Zur Sozio-Logik metaphorischer Transfiguration. In: Klingemann, Carsten (Hg.): Jahrbuch für Soziologiegeschichte. Soziologisches Erbe: Georg Simmel – Max Weber – Soziologie und Religion – Chicagoer Schule der Soziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 89–116.

Meyers 1905–1909 = Meyers Grosses Konversationslexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig; Wien: Bibliographisches Institut 1905–1909. Online unter: http://www.woerterbuchnetz.de/Meyers? [22.10.2020].

Michel, Lothar (1996): Forensische Handschriftuntersuchung. In: Günther, Hartmut; Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. 2. Halbband. Berlin: De Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft [HSK] 10.2), 1036–1048.

Morris, Charles William (1973 [1946]): Zeichen, Sprache und Verhalten. Mit einer Einführung von Karl-Otto Apel. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann (= Sprache und Lernen 28).

Mueller, Pam A.; Oppenheimer, Daniel M. (2014): The Pen Is Mightier Than the Keyboard: Advantages of Longhand Over Laptop Note Taking. In: Psychological Science 25/6, 1159–1168.

Muscheler, Karlheinz (2014): Das eigenhändige Testament – gestern, heute und morgen. In: successio 2014, 24–35.

**N**

Nake, Frieder (2008): Zeigen, Zeichnen und Zeichen. Der verschwundene Lichtgriffel. In: Hellige, Hans Dieter (Hg.): Mensch-Computer-Interface. Zur Geschichte und Zukunft der Computerbedienung. Bielefeld: transcript, 121–154. Online unter: https://bit.ly/35SRGZF [22.10.2020].

Neef, Sonja (2008): Abdruck und Spur. Handschrift im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit. Berlin: Kadmos.

Neef, Sonja; Dijck, José van; Ketelaar, Eric (Hg.) (2006): Sign here! Handwriting in the Age of New Media. Amsterdam: Amsterdam University Press.

Nöth, Winfried (2000): Handbuch der Semiotik. 2., vollständig neubearbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Metzler.

**O**

Odersky, Eva (2018a): Flüssiges Schreiben = verbundenes Schreiben? Zur Automatisierung der Schriften am Ende der Grundschulzeit. In: Die Grundschulzeitschrift 308, 18–21.

Odersky, Eva (2018b): Handschrift und Automatisierung des Handschreibens. Eine Evaluation von Kinderschriften im 4. Schuljahr. Stuttgart: Metzler.

Ott, Michael R.; Kiyanrad, Sarah (2015): Geschriebenes. In: Meier, Thomas; Ott, Michael R.; Sauer, Rebecca (Hg.): Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken. Berlin: De Gruyter, 157–168.

Otte, Gerhard (2011): Das eigenhändige Testament als ordentliche Errichtungsformnach dem BGB – Gründe und Einwände. In: Schmoeckel, Mathias; Otte, Gerhard (Hg.): Europäische Testamentsformen. Baden-Baden: Nomos (= Schriften zum Notarrecht 23), 31–45.

**P**

Pache, Ilona (2004): Gefährdete Reziprozität. Kommunikative Praktiken im Bewerbungsgespräch. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.

Parolari, Nora Tiziana; Livas, Eliya Margarita (2019): Schreiben mit Unicode – Eine kritische Auseinandersetzung. Seminararbeit Universität Zürich.

Paul-Mengelberg, Maria (1996): Graphologie. In: Günther, Hartmut; Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. 2. Halbband. Berlin: De Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft [HSK] 10.2), 1049–1056.

Peters, Marcel (2019): Handschrift in Text umwandeln – die 5 besten Apps und Programme. In: CHIP Praxistipps, 6.9.2019. Online unter: https://bit.ly/34Be4pp [22.10.2020].

Pfeifer, Wolfgang et al. (2005): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. Erarbeitet unter der Leitung von Wolfgang Pfeifer. 8. Auflage. München: dtv.

Pielenz, Michael (1993): Argumentation und Metapher. Tübingen: Narr (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 381).

Polenz, Peter von (1996): Die Ideologisierung der Schriftarten in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. In: Böke, Karin; Jung, Matthias; Wengeler, Martin (Hg.): Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Georg Stötzel zum 60. Geburtstag gewidmet. Opladen: Westdeutscher Verlag, 271–282.

Pompino-Marschall, Bernd (2009): Einführung in die Phonetik. 3., durchgesehene Auflage. Berlin: De Gruyter.

Posner, Roland (1986): Zur Systematik der Beschreibung verbaler und nonverbaler Kommunikation. Semiotik als Propädeutik der Medienanalyse. In: Bosshardt, Hans Georg (Hg.): Perspektiven auf Sprache. Interdisziplinäre Beiträge zum Gedenken an Hans Hörmann. Berlin: De Gruyter, 267–313.

Prinz von Sachsen Gessaphe, Karl August (2015): Das eigenhändige Testament in Europa und Lateinamerika: eine riskante oder sichere Testamentsform? In: Schmoeckel, Mathias (Hg.): Das holographische Testament. Erleichterung oder Hindernis für den Laien? Baden-Baden: Nomos (= Schriften zum Notarrecht 41), 88–155.

**R**

Reckwitz, Andreas (2014): Die Materialisierung der Kultur. In: Elias, Friederike; Franz, Albrecht; Murmann, Henning; Weiser, Ulrich Wilhelm (Hg.): Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Berlin: De Gruyer (= Materiale Textkulturen 3), 13–25.

Reinken, Niklas (2018): Die Längenhierarchie in Hand- und Unterschriften. In: Deutsche Sprache – Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation 4, 336–365.

Rezec, Oliver (2009): Zur Struktur des deutschen Schriftsystems. Warum das Graphem nicht drei Funktionen gleichzeitig haben kann, warum ein <a> kein <a> ist und andere Konstruktionsfehler des etablierten Beschreibungsmodells. Ein Verbesserungsvorschlag. Dissertation Ludwig-Maximilians-Universität München. Online unter: https://bit.ly/2Qi5shM [22.10.2020].

Rezec, Oliver (2013): Ein differenziertes Strukturmodell des deutschen Schriftsystems. In: Linguistische Berichte 234, 227–254.

Riepl, Wolfgang (1972 [1913]): Das Nachrichtenwesen des Altertums. Mit besonderer Rücksicht auf die Römer. Hildesheim: Olms.

Rolf, Eckard (1993): Die Funktionen der Gebrauchstextsorten. Berlin: De Gruyter.

Roth, Kersten Sven (2015): Diskursrealisationen. Grundlegung und methodischer Umriss einer pragmatisch-interaktionalen Diskurssemantik. Berlin: Erich Schmidt (= Philologische Studien und Quellen 247).

Roth, Tobias (2014): Wortverbindungen und Verbindungen von Wörtern. Lexikografische und distributionelle Aspekte kombinatorischer Begriffsbildung zwischen Syntax und Morphologie. Tübingen: Francke.

Röthel, Anne (2015): Form und Privatautonomie: Blicke auf das eigenhändige Testament. In: Schmoeckel, Mathias (Hg.): Das holographische Testament. Erleichterung oder Hindernis für den Laien? Baden-Baden: Nomos (= Schriften zum Notarrecht 41), 33–59.

**S**

Sanner, Markus (2001): Die Digitale Signatur. Regensburg: Roderer.

Schäfer, Pavla (2016): Linguistische Vertrauensforschung. Eine Einführung. Berlin: De Gruyter (= Germanistische Arbeitshefte 47).

Schanze, Helmut (2008): Mediale Ketten-Reaktionen – Anmerkungen zum Thema »Medientheorien im Umbruch«. In: Hermann, Iris; Jäger-Gogoll, Anne Maximiliane (Hg.): Durchquerungen: Für Ralf Schnell zum 65. Geburtstag. Heidelberg: Winter, 245–256.

Schmidt-Burkhardt, Astrit (2012): Die Kunst der Diagrammatik. Perspektiven eines neuen bildwissenschaftlichen Paradigmas. Bielefeld: transcript.

Schmidt, Siegfried J. (Hg.) (2004): Handbuch Werbung. Herausgegeben von Siegfried J. Schmidt für die Münsteraner Arbeitsgruppe Werbung unter Mitarbeit von Maik Gizinski, Marcel Heidbrede und Martin Zierold. Münster: Lit (= Medienpraxis 5).

Schlauri, Simon; Jörg, Florian S.; Arter, Oliver (Hg.) (2005): Internet-Recht und Digitale Signaturen. 6. Tagungsband. Tagung zu Internet-Recht und aktuellen Rechtsfragen elektronischer Geschäftstransaktionen am 10. März 2005 in St. Gallen. Bern: Stämpfli.

Schmoekel, Mathias (Hg.) (2015): Das holographische Testament. Erleichterung oder Hindernis für den Laien? Baden-Baden: Nomos (= Schriften zum Notarrecht 41).

Schmoeckel, Mathias; Otte, Gerhard (Hg.) (2011): Europäische Testamentsformen. Baden-Baden: Nomos (= Schriften zum Notarrecht 23).

Schneider, Martin (2002): Teflon, Post-it und Viagra. Große Entdeckungen durch kleine Zufälle. Weinheim: Wiley.

Schneider-Flaig, Silke (2016): Der neue grosse Knigge. Richtige Umgangsformen privat und im Beruf. München: Compact.

Scholz, Roman; Ritter, Michael (2016): Die Grundschrift als »Aufreger-Thema« in den Medien. Analyse zum öffentlichen Diskurs um den Handschriftunterricht in der Grundschule. In: Bartnitzky, Horst; Brinkmann, Erika; Fruhen-Witzke, Anna; Hecker, Ulrich; Kindler, Linda; van der Donk, Barbara (Hg.): Grundschrift. Kinder entwickeln ihre Handschrift. Frankfurt am Main: Grundschulverband e.V. (= Beiträge zur Reform der Grundschule 142), 85–115.

Schopp, Jürgen F. (2002): Typographische Schrift als Mittel nationaler Identifikation. Beobachtungen zur Semiose von Druckschriften. In: Höfner, Eckhard; Schröder, Hartmut; Wittmann, Roland (Hg.): Valami más. Beiträge des Finnisch-Ungarischen Kultursemiotischen Symposiums »Zeichenhafte Aspekte der Veränderung«. 25.–28.11.1998, Berlin, Frankfurt (Oder), Slubice. Frankfurt am Main: Lang (= Nordeuropäische Beiträge aus den Human- und Gesellschaftswissenschaften 22), 95–126.

Schrey, Dominik (2017): Analoge Nostalgie in der digitalen Medienkultur. Berlin: Kadmos.

Schröter, Jens (2004): Analog/Digital – Opposition oder Kontinuum? In: Schröter, Jens; Böhnke, Alexander (Hg.): Analog/Digital – Opposition oder Kontinuum? Zur Theorie und Geschichte einer Unterscheidung. Bielefeld: transcript (= Medienumbrüche 2), 7–30.

Schröter, Jens; Böhnke, Alexander (Hg.) (2004): Analog/Digital – Opposition oder Kontinuum? Zur Theorie und Geschichte einer Unterscheidung. Bielefeld: transcript.

Schröter, Juliane; Tienken, Susanne; Ilg, Yvonne (2019): Linguistische Kulturanalyse. In: Schröter, Juliane; Tienken, Susanne; Ilg, Yvonne; Scharloth, Joachim; Bubenhofer, Noah (Hg.): Linguistische Kulturanalyse. Berlin: De Gruyter (= Reihe Germanistische Linguistik 314), 1–27.

Schröter, Juliane; Tienken, Susanne; Ilg, Yvonne; Scharloth, Joachim; Bubenhofer, Noah (Hg.) (2019): Linguistische Kulturanalyse. Berlin: De Gruyter (= Reihe Germanistische Linguistik 314).

Schröter, Melani (2016): Besondere Wörter III: Schlagwörter in der öffentlich-politischen Auseinandersetzung. In: Haß, Ulrike; Storjohann, Petra (Hg.): Handbuch Wort und Wortschatz. Berlin: De Gruyter (= HSW 3), 394–412.

Schulze Brüning, Maria-Anna; Clauss, Stephan (2017): Wer nicht schreibt, bleibt dumm. Warum unsere Kinder ohne Handschrift das Denken verlernen. München: Piper.
Searle, John R. (1982 [1979]): Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Übersetzt von Andreas Kemmerling. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Searle, John R. (1986 [1969]): Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay. Übersetzt von Renate und Rolf Wiggershaus. 2. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Sebba, Mark (2009): Sociolinguistic approaches to writing systems research. In: Writing Systems Research 1/1, 35–48.
Sebba, Mark (2012): Orthography as social action: Scripts, spelling, identity and power. In: Jaffe, Alexandra; Androutsopoulos, Jannis; Sebba, Mark; Johnson, Sally (Hg.): Orthography as Social Action. Boston: De Gruyter, 1–19.
Seibt, Angelika (2008): Unterschriften und Testamente. Praxis der forensischen Schriftuntersuchung. München: Beck.
Seidel, Stefanie (2015): Handschrift und Fingerabdruck. ›Digitales‹ um 1900. In: Büttner, Urs; Gotterbarm, Mario; Schneeweiss, Frederik; Seidel, Stefanie; Seiffarth, Marc (Hg.): Diesseits des Virtuellen. Handschrift im 20. und 21. Jahrhundert. München: Fink (= Zur Genealogie des Schreibens 18), 125–140.
Seiler, Benedikt (2017): Die erbrechtliche Ungültigkeit unter besonderer Berücksichtigung der Wirkung in personeller Hinsicht. Zürich: Schulthess.
Sialm-Bossard, Victor (1979): Moderne Linguistik im Literaturunterricht am Gymnasium. Darstellung der struktural-semiotischen Methode mit theoretischer Grundlage anhand einer Reihe exemplarischer Textanalysen. Bern: Haupt.
Silverstein, Michael (1979): Language Structure and Linguistic Ideology. In: Clyne, Paul R.; Hanks, William F.; Hofbauer, Carol L. (Hg.): The Elements: A Parasession on Linguistic Units and Levels. Chicago: Chicago Linguistic Society, 193–247.
Slimbach, Robert (2000): Adobe Garamond Pro. A contemporary typeface family based on the roman types of Claude Garamond and the italic types of Robert Cranjon. San Jose: Adobe Systems Incorporated. Online unter: https://adobe.ly/2EYyZYV [22.10.2020].
Spitzmüller, Jürgen (2005): Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption. Berlin: De Gruyter (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 11).
Spitzmüller, Jürgen (2013): Graphische Variation als soziale Praxis. Eine soziolinguistische Theorie skriptualer ›Sichtbarkeit‹. Berlin: De Gruyter (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 56).
Spitzmüller, Jürgen (2017): Deskriptive linguistische Diskursanalyse. In: Der Deutschunterricht 6/17, 44–53.
Spitzmüller, Jürgen; Warnke, Ingo H. (2011): Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin: De Gruyter.
Stanitzek, Georg (2012): Zettel. In: Bartz, Christina; Jäger, Ludwig; Krause, Marcus; Linz, Erika (Hg.): Handbuch der Mediologie. Signaturen des Medialen. München: Fink, 329–335.
Staudacher, Anna L. (2003): Von Kreuzeln, X-erln, Nockerln und anderen Handzeichen. In: Österreich in Geschichte und Literatur 47, 322–341.
Steier, Henning (2018): Swypen, gboarden, swiftkeyen: Die besten Alternativen zum schnellen Tippen. In: NZZ am Sonntag, 8. April 2018. Online unter: https://bit.ly/2EIRuAp [23.12.2019].
Stein, Peter (2006): Schriftkultur. Eine Geschichte des Schreibens und Lesens. Darmstadt: WBG.

Steinig, Wolfgang (2017): Grundschulkulturen. Pädagogik – Didaktik – Politik. Berlin: Erich Schmidt.

Stöckl, Hartmut (2004): Typographie: Gewand und Körper des Textes – Linguistische Überlegungen zu typographischer Gestaltung. In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik 41, 5–48.

Stokar, Christoph (2013): Der Schweizer Knigge. Was gilt heute? 4., erweiterte Auflage. Zürich: Springer.

Street, Brian V. (2005): At Last: Recent Applications of New Literacy Studies in Educational Contexts. In: Research in the Teaching of English 39/4, 417–423.

**T**

Tanner, Jakob; Linke, Angelika (2006): Amerika als »gigantischer Bildschirm Europas«. Einleitung. In: Tanner, Jakob; Linke Angelika (Hg.): Attraktion und Abwehr. Die Amerikanisierung der Alltagskultur in Europa. Köln: Böhlau, 1–33.

Tischler, Lars F. (2015): Figur-Grund-Unterscheidung. DOI: 10.13140/RG.2.1.2866.8007. Online unter: https://bit.ly/34N2RBW [22.10.2020].

Trabant, Jürgen (2002): Das tote Gerippe und die Arbeit des Geistes. Überlegungen im Anschluss an Humboldt. In: Krämer, Sybille; König, Ekkehard (Hg.): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt am Main: Suhrkamp, 76–96.

Trojahn, Matthias (2016): Sichere Multi-Faktor-Authentifizierung an Smartphones mithilfe des Tippverhaltens. Wiesbaden: Springer.

Trubek, Anne (2016): The History and Uncertain Future of Handwriting. New York: Bloomsbury.

**U**

Ulmann, Bernd (2010): Analogrechner. Wunderwerke der Technik – Grundlagen, Geschichte und Anwendung. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

Unicode Consortium (Hg.) (2020): The Unicode Standard. Version 13.0 – Core Specification. Mountain View, CA. Online unter: https://bit.ly/3dQnx1Y [22.10.2020].

**V**

VOI 2004 = Verband Organisations- und Informationssysteme (Hg.) (2004): Elektronische Signaturen. Potenziale, Verfahren, Anwendungen und Nutzen. Bonn: Verband Organisations- und Informationssysteme (= Voice of information 3/2004).

Völz, Horst (2005): Handbuch der Speicherung von Information. Band 2: Technik und Geschichte vorelektronischer Medien. Aachen: Shaker.

Völz, Horst (2007): Handbuch der Speicherung von Information. Band 3: Geschichte und Zukunft elektronischer Medien. Aachen: Shaker.

Voorhoeve, Jutta (Hg.) (2011): Welten schaffen. Zeichnen und Schreiben als Verfahren der Konstruktion. Zürich: Diophanes (= Wissen im Entwurf 4).

**W**

Warnke, Ingo H. (2015): Diskurs. In: Felder, Ekkehard; Gardt, Andreas (Hg.): Handbuch Sprache und Wissen. Berlin: De Gruyter (= HSW 1), 221–241.

Warwel, Kurt (1988): Entwicklung und Veränderung der Schulschriftalphabete in deutschsprachigen Gebieten. In: Baurmann, Jürgen; Günther, Klaus-B.; Knoop, Ulrich (Hg.): Aspekte von Schrift und Schriftlichkeit. Hildesheim: Olms (= Germanistische Linguistik 93/94), 83–110.

Weber, Wibke; Burmester, Michael; Tille, Ralph (Hg.) (2013): Interaktive Infografiken. Berlin: Springer.

Wehde, Susanne (2000): Typographische Kultur. Eine zeichentheoretische und kulturgeschichtliche Studie zur Typographie und ihrer Entwicklung. Tübingen: Niemeyer (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 69).

Weimar, Peter (2009): Berner Kommentar. Kommentar zum schweizerischen Privatrecht. Band III: Das Erbrecht; 1. Abteilung: Die Erben; 1. Teilband: Die gesetzlichen Erben, die Verfügungen von Todes wegen. Bern: Stämpfli.

Weingarten, Rüdiger (2002): Der Computer als Schriftmuseum. Latinisierung von Schriften durch computertechnische Zwänge? In: Greber, Erika; Ehlich, Konrad; Müller, Jan-Dirk (Hg.): Materialität und Medialität von Schrift. Bielefeld: Aisthesis, 165 – 182.

Weingarten, Rüdiger (2014): Schreiben mit der Hand und Schreiben mit dem Computer. Chirographie, Typographie und Diktat. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST) 85, 133 – 149.

Wichter, Sigurd (1999): Gespräch, Diskurs und Stereotypie. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 27/3, 261 – 284.

Wichum, Ricky (2017): Biometrie. Zur Soziologie der Identifikation. Paderborn: Fink.

Wicki, Werner; Hurschler Lichtsteiner, Sibylle (2014): Verbundene versus teilweise verbundene Schulschrift – Ergebnisse einer quasi-experimentellen Feldstudie. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST) 85, 111 – 131.

Willberg, Hans Peter (2017): Wegweiser Schrift. Was passt – was wirkt – was stört. 5., ergänzte und überarbeitete Auflage. Mainz: Hermann Schmidt.

Wittgenstein, Ludwig (2003 [1953]): Philosophische Untersuchungen. Auf der Grundlage der Kritisch-genetischen Edition neu herausgegeben von Joachim Schulte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Wittmann, Barbara (Hg.) (2009): Spuren erzeugen. Zeichnen und Schreiben als Verfahren der Selbstaufzeichnung. Zürich: Diaphanes (= Wissen im Entwurf 2).

Wöpking, Jan (2016): Raum und Wissen. Elemente einer Theorie epistemischen Diagrammgebrauchs. Berlin: De Gruyter (= Berlin Studies in Knowledge Research 8).

## Z

Zacker, Christina (2005): Richtiges Verhalten im Trauerfall. Kondolenzbriefe, Todesanzeigen, Trauerreden und Beileidsbezeugungen. München: Heyne.

Zaczyk, Rainer (2015): Propria Manu – Rechtsphilosophische Bemerkungenzum eigenhändigen Testament. In: Schmoeckel, Mathias (Hg.): Das holographische Testament. Erleichterung oder Hindernis für den Laien? Baden-Baden: Nomos (= Schriften zum Notarrecht 41), 22 – 32.

Zedler 1732 – 1754 = Zedler, Johannes Heinrich (1732 – 1754): Großes vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste. 64 Bände, 4 Suppl. Leipzig. Online unter: http://www.zedler-lexikon.de [22.10.2020].

Zepter, Alexandra Lavinia (2014): Zur Körperlichkeit der Schreibhandlung. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST) 85, 151 – 168.

Zweifelsfälleduden 2016 = Henning, Mathilde (Hg.) (2016): Duden – Das Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. Richtiges und gutes Deutsch. 8., vollständig überarbeitete Auflage. Berlin: Dudenverlag.

# Diskurskorpus

Liste der verwendeten Diskursrealisationen. Die Webadressen wurden gekürzt und in der Tabelle auf die Bitly-Nr. reduziert; vor der jeweiligen Angabe muss also jeweils noch *https://bit.ly/* ergänzt werden. Alle hier aufgelisteten Links wurden zuletzt am 23.10.2020 geprüft; die Adressen der Seiten, die nicht mehr verfügbar sind, stehen in eckigen Klammern. Die vollständigen Hyperlink-Adressen finden sich im entsprechenden Verzeichnis ab S. 285.

| Datum | Medium | Titel | Zugriff | Seiten | Webadresse |
|---|---|---|---|---|---|
| 12.05.1993 | Neue Züricher Zeitung (NZZ) | Neuankündigungen bei IBM | Factiva | | |
| 29.07.1998 | Neue Züricher Zeitung (NZZ) | Scharlatanerie oder effizientes Selektionsmittel? | Factiva | | |
| 17.09.1998 | FACTS | Elektronischer Menschenverstand | Factiva | 116 | |
| 22.03.1999 | Berliner Zeitung | Mikrowelle mit Bildschirm | Factiva | 33 | |
| 23.03.1999 | Stuttgarter Zeitung | Handgeschriebene Computerbriefe | Factiva | 19 | |
| 11.12.1999 | Stuttgarter Zeitung | Dänische Schüler verlernen Handschrift | Factiva | 24 | |
| 24.12.1999 | Neue Züricher Zeitung (NZZ) | Der königliche Kalligraph und die Bibel | Factiva | | |
| 29.01.2000 | Neue Zürcher Zeitung (NZZ) | Kritzelei und Reinschrift | Factiva | | |
| 05.08.2001 | Sonntagszeitung | Das Sagem WA 3050 ist ein Smartphone […] | Factiva | | |
| 04.01.2002 | Basler Zeitung | Von Schreibmeistern, Hulliger und Experimenten | Factiva | | |
| 29.06.2002 | Neue Luzerner Zeitung | Liebe ist, wenns Handy piepst | SMD | 48 | |
| 30.06.2002 | Sonntagszeitung | Digitale Schiefertafeln | Factiva | | |
| 03.08.2002 | Der Standard | Renaissance der Handschrift | Factiva | | |
| 21.08.2002 | Basler Zeitung | Vom Hulliger-Schreibkorsett zu Tinguely-Briefen | Factiva | | |
| 28.08.2002 | Stuttgarter Zeitung | Bin Laden meldet sich schriftlich aus dem Jenseits | Factiva | 4 | |
| 01.09.2002 | NZZ am Sonntag | Zugabe Handschriftlich | Factiva | | |
| 27.09.2002 | Neue Züricher Zeitung (NZZ) | Die Rückkehr eines Wiedergängers | Factiva | | |
| 07.11.2002 | Der Standard | Zurück zur Schreibtafel – Der Tablet PC debütiert | Factiva | | |
| 23.11.2002 | Der Standard | Die nackte Handschrift | Factiva | | |

| Datum | Medium | Titel | Zugriff | Seiten | Webadresse |
|---|---|---|---|---|---|
| 02.03.2003 | Sonntagszeitung | Das Gewicht der Worte liegt in der Spitze der Feder | Factiva | | |
| 22.03.2003 | Zofinger Tagblatt | «Revolution» zum Positiven | Factiva | | |
| 27.07.2003 | Sonntagszeitung | Edle Schreibkraft | SMD | 66 | |
| 09.11.2003 | NZZ am Sonntag | Schreiben statt tippen | Factiva | | |
| 19.12.2003 | Der Standard | Memo an TabletPC | Factiva | | |
| 01.12.2004 | Stuttgarter Zeitung | Bei dieser Jahrgangstinte sieht der Schreiber rot | Factiva | 25 | |
| 23.12.2004 | Berner Zeitung (BZ) | Lesertelefon zum Erbrecht – Letzter Wille: Von A bis Z von Hand | Factiva | | |
| 28.08.2005 | Welt am Sonntag | Eine Spur von gutem Benehmen | Factiva | 69 | |
| 04.09.2005 | Neue Züricher Zeitung (NZZ) | Die Handschrift ist das neue Status-symbol | Online | | 34SRx82 |
| 09.12.2005 | Financial Times Deutschland | Gute Karten | Factiva | 240 | |
| 10.12.2005 | Tages-Anzeiger | Ein Manifest der Entschleunigung | Factiva | 57 | |
| 18.03.2006 | Neue Züricher Zeitung (NZZ) | Anmerkungen zur Geschichte der Graphologie: Die Aura der Handschrift | Online | | 36aNrZk |
| 19.03.2006 | Sonntagszeitung | Saukralle und Schwefelgeruch | Factiva | 92 | |
| 06.06.2006 | Tages-Anzeiger | Bald wird die Wandtafel zum letzten Mal gewischt | Factiva | 55 | |
| 12.07.2006 | 20 Minuten | Dem Liebesbrief die eigene Handschrift verpassen | Online | | 2OUsjAw |
| 29.11.2006 | Allgemeine Zeitung Mainz | Klassischer Brief hat besonderen Wert | Factiva | | |
| 08.12.2006 | Stuttgarter Zeitung | Der bewusste Griff zur edlen Feder | Factiva | | |
| 23.12.2006 | General-Anzeiger [Bonn] | Worte, die von Händen kommen | Factiva | | |
| 03.01.2007 | Neue Züricher Zeitung (NZZ) | Lesbar statt «schön» – Eine neue Handschrift in Schweizer Schulstuben | Factiva | | |
| 15.02.2007 | St. Galler Tagblatt | Die Erotik des Schreibens – Schnürlischrift ade? | Factiva | | |
| 19.05.2007 | Hamburger Abendblatt | Handschrift – Warum uns die schöne Kunst des Schreibens abhanden kommt | Factiva | | |
| 04.08.2007 | Stuttgarter Zeitung | Von Hand und mit einem Hauch Lavendel | Factiva | | |
| 17.09.2007 | Tagesspiegel | Was machen wir heute? – Schönschreiben | Factiva | | |
| 31.12.2007 | Aargauer Zeitung | Ein Meister mit der Rhedisfeder | Factiva | | |

| Datum | Medium | Titel | Zugriff | Seiten | Webadresse |
|---|---|---|---|---|---|
| 18.02.2008 | Tages-Anzeiger | Schnörkellos gegen die alte «Schnürlischrift» | Factiva | | |
| 19.02.2008 | Tages-Anzeiger | Die Basisschrift ist nur bedingt tauglich | Factiva | | |
| 12.04.2008 | Süddeutsche Zeitung (Wissen) | HAND SCHRIFT – Wer nur eine kleine Notiz hinterlässt, verrät fast alles über sich […] | Print | 22 | |
| 19.04.2008 | Allgemeine Bäcker-Zeitung | Saubere Auszeichnung ist Visitenkarte | Factiva | 13 | |
| 11.06.2008 | Appenzeller Zeitung | Es lebe der Brief! | Print | 43 | |
| 02.10.2009 | Der Schweizerische Beobachter | Das Testament: Wie verfasst man seinen letzten Willen – und wann? | Factiva | 50–51 | |
| 20.12.2009 | Sonntag | Testament als Neujahrsvorsatz | Factiva | | |
| 10.01.2010 | NZZ am Sonntag | Die Handschrift | Factiva | 53 | |
| 15.02.2010 | Neue Züricher Zeitung (NZZ) | Mittel zum Zweck oder Spiegel der Seele? | Factiva | 32 | |
| 07.03.2010 | Zofinger Tagblatt | Der Vorreiter in der Basisschrift | SMD | 54 | |
| 22.03.2010 | Berner Zeitung (BZ) | Das Comeback der Handschrift | Factiva | 30 | |
| 03.04.2010 | Südwest Presse | Bewerbungs-Tipps | Factiva | 43 | |
| 24.09.2010 | Bilanz | Der Weg zur Edelfeder | Factiva | 92–97 | |
| 27.11.2010 | Die Südostschweiz | Bizarrer Fall von sexueller Belästigung | Factiva | | |
| 18.12.2010 | Süddeutsche Zeitung Online | Weihnachtsgrüße | Factiva | | |
| 10.01.2011 | Spiegel Online | Handschriften zum Gruseln – Junge, wie du wieder schreibst! | Factiva | | |
| 30.01.2011 | Sonntagszeitung | Die Handschrift ist wie das Feuermachen | Factiva | | |
| 12.03.2011 | Berliner Zeitung (Immobilien) | Erbe und Vermächtnis | Factiva | 2 | |
| 14.05.2011 | Tages-Anzeiger | An der Schreibmaschine, dem Rand der Welt | Factiva | | |
| 30.05.2011 | Basler Zeitung | Die Helden unter der Matratze | Factiva | 31, 33 | |
| 17.06.2011 | Ostsee-Zeitung | Der Liebesbrief lebt! | Factiva | 6 | |
| 16.08.2011 | Neue Züricher Zeitung (NZZ) | Ohne Feinmotorik – Eine Druckschrift für Grundschüler | Factiva | 41 | |
| 20.08.2011 | Hamburger Abendblatt | Das schönste Versprechen, das die Schule geben kann | Factiva | 13 | |
| 28.08.2011 | SonntagsBlick | Wir Handy-Marionetten | Factiva | | |

| Datum | Medium | Titel | Zugriff | Seiten | Webadresse |
|---|---|---|---|---|---|
| 06.10.2011 | SDA – Schweizerische Depeschenagentur | 111006 Factiva SDA: Unleserliche Ärzteschrift kann Patienten gefährden | Factiva | | |
| 18.11.2011 | St. Galler Tagblatt | Die Liebe schreibt von Hand | Print | 20 | |
| 06.12.2011 | Basler Zeitung | «Man lernt, sich im Raum zu finden» | Factiva | 35, 37 | |
| 10.02.2012 | Süddeutsche Zeitung (Magazin) | … das Ende der Handschrift? | Factiva | 28 | |
| 03.03.2012 | Frankfurter Rundschau | Schreibkampf: Des Großvaters Liebesbriefe / Der kleine Marco und das große G | Print | 2–3 | |
| 13.05.2012 | Sonntagszeitung | «Mit einem Stift zu schreiben, ist höflicher» | Factiva | | |
| 13.05.2012 | Sonntagszeitung | Handschrift statt Facebook | Factiva | | |
| 04.08.2012 | Tagesspiegel | Von Hand mit Liebe | Factiva | 27 | |
| 13.08.2012 | Welt kompakt | Der Charakter liegt in der Handschrift | Factiva | 24 | |
| 14.09.2012 | Rheinische Post | Schreib- und Leseglück | Factiva | | |
| 21.09.2012 | Gießener Anzeiger | Wer schreibt denn eigentlich noch? | Factiva | | |
| 22.09.2012 | Trierischer Volksfreund | «Da ist Herzblut drin!» | Factiva | 25 | |
| 24.09.2012 | Deutsche Welle [Transkript durch DW] | Die Handschrift im digitalen Zeitalter | Factiva | | |
| 01.10.2012 | Museum für Kommunikation Frankfurt | Zettelchen (Ausstellungsflyer) | Online | | 2YlyiSf |
| 22.10.2012 | Sat1 (Sendung: Planetopia) [Filmbeitrag] | Taste oder Tinte – stirbt die Handschrift aus? | Online (Youtube) | | 2s8EbGs |
| 04.11.2012 | Kurier.at | «Willst Du mit mir gehen?» | Online | | 2Lsqby3 |
| 21.12.2012 | Der Schweizerische Beobachter | Am Telefon – Den schönen Schein gewahrt | Factiva | 59 | |
| 24.12.2012 | Bergedorfer Zeitung | Wie sagen Sie es Ihrem Liebsten? | Factiva | 16 | |
| 24.12.2012 | Salzburger Nachrichten | Schreib, wie du bist! | Factiva | 12 | |
| 11.01.2013 | Frankfurter Rundschau | Junge Chinesen verlernen das Lesen | Factiva | 23 | |
| 08.03.2013 | St. Galler Tagblatt | Handschriftlich | Factiva | 51 | |
| 10.03.2013 | St. Galler Tagblatt | Das Comeback der Handschrift | Factiva | 21 | |
| 25.03.2013 | Der Bund [Bern] | Handschrift bleibt bei Schülern beliebt | Factiva | 17 | |
| 08.06.2013 | Sächsische Zeitung | Siegeszug der Sauklaue | Factiva | 33 | |

| Datum | Medium | Titel | Zugriff | Seiten | Webadresse |
|---|---|---|---|---|---|
| 08.06.2013 | Salzburger Nachrichten | Im Fluss der Schrift | Factiva | 62 | |
| 22.09.2013 | St. Galler Tagblatt | Das Ende des Schnürlis ist bald erreicht – Schnürlischrift: Die meisten Kinder mögen sie | Factiva | 2 | |
| 03.11.2013 | Kurier am Sonntag | »Liebesbriefe sterben wahrscheinlich nie aus« | Factiva | | |
| 09.11.2013 | Der Standard | Ein Quiz für das »Selbstvertrauen der Nation« | Factiva | 6 | |
| 13.11.2013 | Welt online | Handschriftlich – »Unterschätzen Sie niemals die Weihnachtskarte« | Factiva | | |
| 12.12.2013 | Berner Zeitung (BZ) | Im Bus zur Schule schweben | Factiva | 28 | |
| 12.02.2014 | Walliser Bote | Liebesbrief – einfach bezaubernd | Print | 8 | |
| 25.02.2014 | Neue Luzerner Zeitung | Wann soll man Briefe von Hand, wann am PC schreiben? | Print | 26 | |
| 09.04.2014 | Welt online | Schweizer Beispiel: Warum nicht gleich die Handschrift abschaffen? | Factiva | | |
| 10.05.2014 | Stuttgarter Zeitung | Aus erster Hand | Factiva | 2 | |
| 27.05.2014 | Deutschlandfunk [Transkript DF] | Von der Schönschrift zur Sauklaue | Online | | 2Pn90if |
| 10.06.2014 | Berliner Zeitung | Zum Begreifen braucht es Hand und Hirn | Factiva | | |
| 24.06.2014 | Frankfurter Rundschau | Vom Aussterben bedroht – Die Schreibschrift weicht vielerorts einer neuen Grundschrift aus Druckbuchstaben | Factiva | 22 | |
| 05.07.2014 | Stuttgarter Zeitung | »Ich bin ein Papiermensch« | Factiva | 42 | |
| 22.07.2014 | Deutsche Welle [Filmbeitrag] | Revival der Schönschrift | Online (Youtube) | | 36804Eh |
| 26.08.2014 | Deutschlandfunk [Transkript DF] | Druckschrift vs. Schreibschrift – Stirbt die Handschrift aus? | Online | | 2OXsOdl |
| 29.09.2014 | SRF (Schweiz Aktuell) [Filmbeitrag] | Tafelwart | Online (Youtube) | | 33YYKCb |
| 01.10.2014 | BizzMiss-Magazin [2016 eingestellt] | So wichtig ist die Handschrift im Berufsleben | Online | | 38fsKwT |
| 08.10.2014 | Frankfurter Allgemeine Zeitung (online) | Bleistift gegen Computer: Die Feder setzt sich zur Wehr | Online | | 2DSVSMB |
| 29.10.2014 | St. Galler Tagblatt | Die letzten Tage der Schnüerlischrift – Das ist die Basisschrift | Factiva | 9 | |

| Datum | Medium | Titel | Zugriff | Seiten | Webadresse |
|---|---|---|---|---|---|
| 04.11.2014 | St. Galler Tagblatt | In der Schrift liegt die Ruhe – Graphologie: Was sie leistet – und wofür sie genutzt wird | Factiva | 21 | |
| 14.11.2014 | Passauer Neue Presse | Die Handschrift ist unsere Visitenkarte | Factiva | | |
| 17.11.2014 | Savon Sanomat | Käsialakirjoitus loppuu kouluissa, tilalle tekstaus (≈ Handschrift in der Schule am Ende, ersetzt durch texten/tippen) | Online | | [36cWF7s] |
| 18.11.2014 | YLE | Kaunokirjoitus jää historiaan – kouluissa halutaan opettaa tekstaamista ja näppäintaitoja (≈ Die Kalligraphie ist Geschichte – Schulen wollen Texten und Tippen lehren) | Online | | 2s6zQ6i |
| 20.11.2014 | Helsinki Times | Schools will start teaching typing instead of longhand | Online | | 350jrPq |
| 21.11.2014 | BBC | Writing lessons give way to typing | Online | | 2OZLER7 |
| 24.11.2014 | Tages-Anzeiger | Ist notiert | Print | 30 | |
| 01.12.2014 | unipress (Nr. 162) | Handschrift: zweckmässig statt schön! | Print | 12–16 | |
| 07.12.2014 | BILD am Sonntag | Mehr als Ja und Amen – Warum die Briefe meiner verstorbenen Eltern mir so wichtig sind | Factiva | 11 | |
| 09.12.2014 | Deutsche Wirtschaftsnachrichten | Tastatur hat Vorrang: Finnland streicht Schreibschrift vom Lehrplan | Online | | 2rmGp4H |
| 24.12.2014 | Die Presse | Die Schreibschrift verschwindet | Factiva | | |
| 24.12.2014 | Stuttgarter Nachrichten | Die Schreibschrift hat ausgedient | Factiva | 8 | |
| 07.01.2015 | Der kleine Bund | Viel Papier für Gefühle | Print | 21 | |
| 10.01.2015 | Rheinische Post | Finnen schaffen die Handschrift ab | Factiva | | |
| 13.01.2015 | DPA (Deutsche Presse-Agentur) | Finnland schafft die Schreibschrift ab | Factiva | | |
| 13.01.2015 | Pressemitteilung (Finnische Botschaft) | Finnische Schüler lernen auch künftig von Hand zu schreiben | Online | | [2OWRrql] |
| 14.01.2015 | General-Anzeiger [Bonn] | Wegwerfkultur | Factiva | | |
| 14.01.2015 | Nürnberger Nachrichten | Schnörkellose Finnen | Factiva | 24 | |
| 16.01.2015 | St. Galler Tagblatt | Totgesagtes lebt oft länger | Factiva | 33 | |
| 19.01.2015 | General-Anzeiger [Bonn] | Es gibt nichts Individuelleres als unsere Schreibschrift [Leserinnenbrief] | Factiva | | |

| Datum | Medium | Titel | Zugriff | Seiten | Webadresse |
|---|---|---|---|---|---|
| 20.01.2015 | Neue Presse | Finnland schafft Schreibschrift in der Schule ab | Factiva | 6 | |
| 21.01.2015 | Welt online | Medienwandel – Warum wir nie wieder etwas schreiben werden | Online | | |
| 23.01.2015 | Frankenpost | Zum Tage – Individueller Gruß | Factiva | 17 | |
| 23.01.2015 | Deutschlandfunk [Transkript DF] | Eine Spezialform der Feinmotorik | Online | | 2sTCNI3 |
| 24.01.2015 | Kölnische Rundschau | »Buchstaben und Schrift verschwinden ja nicht« | Factiva | | |
| 24.01.2015 | Sat1 (Sendung: Frühstücksfernsehen) [Filmbeitrag] | Handschrift oder Tippen? | Online (Youtube) | | 342B3Jg |
| 27.01.2015 | SWR | Handgeschrieben – Vom Niedergang einer hohen Kunst | Factiva | | |
| 31.01.2015 | Hamburger Abendblatt (online) | Im Experiment erzielten Studenten, die von Hand mitschrieben, bessere Noten […] | Factiva | | |
| 31.01.2015 | taz | Ist die Schreibschrift überflüssig? | Factiva | 17 | |
| 04.02.2015 | Nürnberger Nachrichten | Von Qualen in der Schule und Freude über Grußkarten | Factiva | 31 | |
| 06.02.2015 | UnterBlog (Horst Lüning) [Filmbeitrag] | Abschaffung der Schreibschrift in Finnland | Online (Youtube) | | 367up5U |
| 10.02.2015 | Wiener Zeitung | Was die Handschrift im Gehirn bewirkt | Online | | 2RuxtF9 |
| 11.02.2015 | Neue Presse | Kunst und Kultur in einer Hand | Factiva | 7 | |
| 14.02.2015 | Frankfurter Neue Presse | »Der Liebesbrief wird nicht verschwinden« | Online | | 34WoTTH |
| 23.02.2015 | SWR (Sendung: Zur Sache!) [Filmbeitrag] | Schreibschrift ade? | Online (Youtube) | | [2Pk89Pw] |
| 27.02.2015 | brand eins | Der scheinbar persönliche Touch | Factiva | 16–17 | |
| 27.02.2015 | Euronews (Sendung: Learning World) [Filmbeitrag] | Ist die Handschrift im digitalen Zeitalter bedroht? | Online (Youtube) | | 2sUpuqV |
| 01.03.2015 | WirtschaftsWoche (online) | Schreibkultur – Die Handschrift ist auf dem Rückzug | Factiva | | |
| 01.03.2015 | NZZ am Sonntag | Die Handschrift verkümmert | Print | 26–27 | |
| 11.03.2015 | 3sat [Filmbeitrag] | Von der Hand in den Kopf - Das Debakel um die Schreibschrift | Online | | [2RrqH39] |
| 12.03.2015 | Sächsische Zeitung | Ist die Schreibschrift abgeschrieben? | Factiva | 16 | |

| Datum | Medium | Titel | Zugriff | Seiten | Webadresse |
|---|---|---|---|---|---|
| 02.04.2015 | Kölner Stadtanzeiger | Rettet die Romantik – schreibt wieder mit der Hand! | Factiva | | |
| 09.04.2015 | Deutsche Welle | Ist die Schreibschrift out? | Online | | 2Yo3Oie |
| 10.04.2015 | Deutsche Welle (Sendung: Journal) [Filmbeitrag] | Bleibt die Handschrift auf der Strecke? | Online (Youtube) | | 2RxkTFc |
| 11.04.2015 | Trierischer Volksfreund | Zum Artikel »Kinder verlernen das Schreiben von Hand« [Leserinnenbrief] | Factiva | 1 | |
| 11.04.2015 | Deutschlandfunk | Richtig Schreiben aber wie | Online | | 2qsxjmJ |
| 12.04.2015 | Neue Luzerner Zeitung | Das Ende einer wenig geliebten Schrift | Factiva | | |
| 17.04.2015 | Mitteldeutsche Zeitung | Mit Schwung und Eleganz | Factiva | | |
| 17.04.2015 | Deutschlandfunk [Hörbeitrag] | Tippen, Texten und T9 - Brauchen wir die Handschrift noch? | Online | | [2sRXmoc] |
| 21.04.2015 | Stuttgarter Zeitung | Die eigene Schrift | Factiva | 3 | |
| 27.04.2015 | Tages-Anzeiger | Was die Schrift über den Autor verrät | Factiva | | |
| 02.05.2015 | Berliner Zeitung | Wer schreibt, der bleibt | Factiva | | |
| 19.05.2015 | spektrum.de | Schule und Lernen: Von Hand gelernt | Online | | 358UX6A |
| 07.06.2015 | BILD am Sonntag | Müssen wir die Schreibschrift* für Kinder retten? | Factiva | 8–10 | |
| 08.06.2015 | Der Tagesspiegel (online) | Ich ist ein Schnörkel | Factiva | | |
| 12.06.2015 | Süddeutsche Zeitung | Zu Besuch bei einem Schreibkurs der Volkshochschule | Factiva | 52 | |
| 19.06.2015 | Rheinische Post | Ein Plädoyer für das Altmodische | Factiva | | |
| 30.06.2015 | Welt kompakt | Die Schönschreiberin | Factiva | 24 | |
| 09.07.2015 | DIE ZEIT | Der Streit um die Handschrift | Factiva | 57 | |
| 27.07.2015 | Süddeutsche Zeitung | Künstliche Intelligenz: Computer lernt Handschrift | Online | | 33Rvs8t |
| 21.08.2015 | Neue Züricher Zeitung (NZZ) | Der Brief ist tot / »Die Liebe ist das gesprächigste aller Gefühle« | Print | 56 | |
| 07.09.2015 | Coopzeitung | Handschrift: Ein persönlicher Ausdruck | Online | | 2OY49Fe |
| 19.09.2015 | Stuttgarter Nachrichten | Der Mensch – ein Brief Gottes, in einer einmaligen Schrift | Factiva | 102 | |
| 26.09.2015 | Allgemeine Zeitung Mainz | Als Ausdrucksform unübertroffen | Factiva | | |
| 02.10.2015 | Basler Zeitung | Kleine grosse Welt – Selfies | Factiva | 9 | |

| Datum | Medium | Titel | Zugriff | Seiten | Webadresse |
|---|---|---|---|---|---|
| 18.11.2015 | STERN | Schreibt sie nicht ab! | Factiva | 120–122 | |
| 27.11.2015 | Süddeutsche Zeitung (online) | Schreiben lernen in der digitalen Welt – Stift statt Taste | Factiva | | |
| 04.12.2015 | Lübecker Nachrichten (online) | Weihnachtskarten trotzen WhatsApp & Co. | Online | | 2RqoXac |
| 13.12.2015 | Kurier am Sonntag | Weihnachtspost vom Roboter | Factiva | | |
| 21.12.2015 | Hannoversche Allgemeine Zeitung (online) | Das sind die besten Last-Minute-Geschenke | Factiva | | |
| 07.01.2016 | Tages-Anzeiger | Die Schnüerlischrift ist am Ende | Print | 1, 17 | |
| 15.01.2016 | Basler Zeitung | Goodbye, geliebt-gehasste Schnürlischrift! / Iris Meier (Graphologin, Interview) | Factiva | 21 | |
| 16.01.2016 | Basler Zeitung | Unsere Kinder sollen die Schnürlischrift nicht mehr lernen. Warum? | Factiva | 3 | |
| 17.01.2016 | Schweiz am Sonntag | Von der Schnüerlischrift erlöst | Print | 62 | |
| 19.01.2016 | Basler Zeitung | Ist das Ende der Handschrift so nah? [Leserinnenbrief] | Factiva | 18 | |
| 23.01.2016 | Leipziger Volkszeitung (Journal) | Unterschätzt überschätzt | Factiva | 2 | |
| 23.01.2016 | Nordbayerische Nachrichten | Mit Kugelschreiber oder Tastatur? | Factiva | 8 | |
| 29.01.2016 | Erlanger Nachrichten | Der Aufforderung »Schreib halt« gefolgt | Factiva | 34 | |
| 15.02.2016 | Tages-Anzeiger | Zürich leistet sich «Extrawurst» im Schreibunterricht | Print | 15 | |
| 17.02.2016 | Euronews.com | Deutschland: Handschrift wird für Schüler zum Problem | Online | | 2YtNxsf |
| 18.02.2016 | Aachener Zeitung | Geht eine wichtige Kulturtechnik unter? [Repräsentative Umfrage] | Factiva | 27 | |
| 20.02.2016 | WirtschaftsWoche (online) | Digitalisierung – Kinder haben Probleme mit Handschrift | Factiva | | |
| 21.03.2016 | Basler Zeitung | Caran-D'Ache-Präsidentin Carole Hübscher über die Zukunft der Schrift und ihrer Stifte | Factiva | 8 | |
| 26.03.2016 | Tages-Anzeiger Magazin | Eco und die Erinnerung | Print | 29 | |
| 31.03.2016 | Süddeutsche Zeitung | Das Streiflicht | Print | 1 | |

| Datum | Medium | Titel | Zugriff | Seiten | Webadresse |
|---|---|---|---|---|---|
| 15.04.2016 | Neue Züricher Zeitung (NZZ) | CD, Hülle, eine Art Liebesbrief | Print | 60 | |
| 17.04.2016 | Sonntagszeitung | Fünfer und Weggli für Notizbuch-Liebhaber | Factiva | 60 | |
| 23.04.2016 | jetzt.de | Was du tippst, das fühlst du | Online | | 3579b8p |
| 31.05.2016 | Business Insider [Filmbeitrag] | Schönschrift in Perfektion: Mit diesem Kalligrafie-Roboter | Online (Youtube) | | [342Cibo] |
| 02.07.2016 | Berliner Morgenpost (online) | Tradition – Lass uns schreiben! | Factiva | | |
| 23.07.2016 | Schaffhaueser Nachrichten | Handschrift Kultiviertheit | Print | 15 | |
| 03.08.2016 | Tages-Anzeiger | Mächtiger als das Schwert | Print | 25 | |
| 22.08.2016 | Der Landbote | Schnüerlischrift ade. Die Erstklässler lernen Basisschrift | Factiva | 3 | |
| 24.08.2016 | Tages-Anzeiger | Mamablog Kinder schreiben immer schlechter von Hand. Na und? | Factiva | | |
| 24.09.2016 | Tages-Anzeiger Magazin | Enzensberger — Obrist | Print | 17–27 | |
| 22.10.2016 | Abendzeitung München | Ein Symposium geht der Frage nach, ob handschriftliches Schreiben noch zeitgemäß ist | Factiva | 33 | |
| 24.10.2016 | Spiegel Online | Arbeitszeugnis: Unterschrift zu krakelig – Frau klagt gegen Chef | Online | | 2DUA2Zk |
| 05.11.2016 | Süddeutsche Zeitung | Schreib mal wieder! Nach Malbüchern für Erwachsene kommen jetzt Schönschreibhefte | Factiva | 57 | |
| 30.11.2016 | Business Insider | Mit der Hand zu schreiben macht euch intelligenter | Factiva | | |
| 12.12.2016 | Business Insider [Filmbeitrag] | Wie ihr euer l, t, i, und y schreibt, verrät sehr viel über eure Persönlichkeit | Factiva | | [340PSfx] |
| 15.12.2016 | SWR | Die Retter der Handschrift | Factiva | | |
| 16.01.2017 | na news aktuell (OTS) | Die neue Lust am Handgeschriebenen | Factiva | | |
| 21.01.2017 | Nordwest-Zeitung | Wie die eigene Handschrift sich mit der Zeit entwickelt | Factiva | | |
| 21.01.2017 | Blick | Sogar Trumps Unterschrift macht Angst! / »Das bedeutet: Ich, sofort, alles« | Factiva | 1–2 | |
| 23.01.2017 | Meininger Tagblatt | Einzigartig: Die Handschrift | Factiva | 16 | |
| 23.01.2017 | Neue Westfälische | Experten bangen um Handschrift / Schreiben Sie noch oder tippen sie schon wieder? | Factiva | 8, 15 | |

| Datum | Medium | Titel | Zugriff | Seiten | Webadresse |
|---|---|---|---|---|---|
| 23.01.2017 | Ostsee-Zeitung | Guten Tag liebe Leser – Heute ist ein besonderer Tag | Factiva | 9 | |
| 23.01.2017 | Südthüringer Zeitung | Klartext: Ein Text in Tasta-Dur | Factiva | 1 | |
| 23.01.2017 | Saarlandwelle SR3 [Hörbeitrag] | Zum Tag der Handschrift | Online | | [2sRZVXo] |
| 23.01.2017 | hna.de | Am 23. Januar ist internationaler »Tag der Handschrift« | Online | | 38cZTcU |
| 23.01.2017 | Hessische/Niedersächsische Allgemeine (HNA, online) | »Tag der Handschrift« | Online | | |
| 24.01.2017 | Kölner Stadtanzeiger | Digitalisierte Sauklaue | Factiva | 20 | |
| 24.01.2017 | Ostsee-Zeitung | Guten Tag liebe Leser – Früher war alles schöner | Factiva | 9 | |
| 06.02.2017 | MaschinenMarkt Online | Handschrift im B2B – so hinterlassen Sie einen bleibenden Eindruck | Factiva | | |
| 06.02.2017 | Neue Westfälische | Weg mit der Tastatur! | Factiva | 30 | |
| 20.02.2017 | @AthenaZoe78 (Tweet) | #dieSchriftHinterDemAccount Sauklaue galore. | Twitter | | |
| 04.03.2017 | Zürichsee-Zeitung | Die Handschrift verschwindet – und mit ihr ein Teil von uns | Factiva | | |
| 13.03.2017 | Migros-Magazin | Handschrift gegen Compi | Online | | [34WpGnD] |
| 16.03.2017 | Neue Züricher Zeitung (NZZ) | Diese unverwechselbare persönliche Spur | Print | 37 | |
| 20.03.2017 | @Plappertante (Tweet) | Sie haben ja vielleicht eine schöne Handschrift! […] | Twitter | | 36aE9wo |
| 28.03.2017 | Deutschlandfunk [Hörbeitrag] | Papier und Gedächtnis – Selber schreiben macht schlau | Online | | 2RxpK9z |
| 05.05.2017 | Hamburger Allgemeine Zeitung (HAZ, online) | Die Schönschreiber | Online | | 2PhRPPe |
| 06.05.2017 | Leipziger Volkszeitung | »Von Hand schreiben ist wie meditieren« | Factiva | 4 | |
| 01.06.2017 | Deutschlandfunk [Hörbeitrag; Transkript DF] | »Wer nicht schreibt, bleibt dumm« | Online | | 2LstWUb |
| 04.06.2017 | Zentralschweiz am Sonntag | Schönschreiben ist wie Yoga | Factiva | | |
| 20.06.2017 | persoenlich.com | Dialogmarketing: Wenn der Roboter von Hand Kunden anschreibt | Online | | 2OVPydt |

| Datum | Medium | Titel | Zugriff | Seiten | Webadresse |
|---|---|---|---|---|---|
| 12.08.2017 | Blick (online) | Handschrift-Roboter | Online | | 2roAmfY |
| 18.08.2017 | @JZipperling (Tweet) | Geht mir auch so. Ich mag Notizbücher zwar, aber ich […] | Twitter | | 2RpfvE4 |
| 26.08.2017 | Frankfurter Allgemeine Zeitung (online) | Verlust der Handschrift: Schlecht für den Intellekt | Online | | 2LquxFK |
| 30.08.2017 | mdr [Hörbeitrag] | Interview zum Thema Handschriften im Wandel der Zeiten | Online | | 33UR57W |
| 30.08.2017 | mdr | Handlettering - die Lust am Schwung der Buchstaben | Online | | [2rY51B1] |
| 19.09.2017 | @ExilRudi (Tweet) | Lächerlich dass an Schulen immer noch Schreiben (von Hand) […] | Twitter | | [34WEBOl] |
| 04.11.2017 | @errorlein (Tweet) | Hallo Depression, heute hast du nicht die macht, […] [+ weitere Tweets] | Twitter | | 2Yy3BcJ |
| 04.11.2017 | @KatinaLatina (Tweet) | Ich weiß, Legastheniker auch, habe ich beides im Haus. […] | Twitter | | [2YmMSc4] |
| 04.11.2017 | @Spielsocke (Tweet) | das ist fair: es gibt viele leute die absolut nichts für ihre […] | Twitter | | [2DYnqA5] |
| 05.11.2017 | @Lotterleben (Tweet) | Ist das deine Handschrift? o.o Wie derbe hübsch! | Twitter | | 2OX3Vyv |
| 07.11.2017 | @BObrist (Tweet) | Gerade mit der Post bekommen [+ weitere Tweets] | Twitter | | 2OVe8v0 |
| 08.11.2017 | @bkastl (Tweet) | Das ist schön. Allerdings frage ich mich bei meiner […] | Twitter | | 365ftoM |
| 08.11.2017 | @cs50935 (Tweet) | Meine Handschrift? Wenn ich damals ein Huhn über […] | Twitter | | 2YtOpgv |
| 08.11.2017 | @sandroluescher (Tweet) | Ein ziemlich idiosynkratisches Schriftbild (geringelter i-Punkt […] | Twitter | | [2DTxXN2] |
| 09.11.2017 | @edmeier_ (Tweet) | Fünf Stunden mit der Kollegin mit der schönen Handschrift […] | Twitter | | 2YsnNwj |
| 09.11.2017 | @Peine01 (Tweet) | Wenn die Handschrift Ausdruck der Persönlichkeit ist, […] | Twitter | | 2YnAFnv |
| 10.11.2017 | Deutschlandfunk [Hörbeitrag; Transkript DF] | Handschrift – Schreiben statt Tippen – gut fürs Hirn | Online | | [387huCZ] |
| 10.11.2017 | @Ferid_Schnee (Tweet) | Der @FelixIsADino hat übrigens eine sehr tolle […] | Twitter | | 2YnFTzy |
| 13.11.2017 | @Lennyficate (Tweet) | Allein für dieses Chrome Plugin, das Trumps Tweets in der […] | Twitter | | 2LuG3jm |
| 13.11.2017 | @Noob_Leuchte (Tweet) | Ach du scheisse Wat hat der den für ne sauklaue das sieht aus […] | Twitter | | [2DSSJww] |

| Datum | Medium | Titel | Zugriff | Seiten | Webadresse |
|---|---|---|---|---|---|
| 13.11.2017 | @StarlightLink (Tweet) | Das ist eindeutig seine eigene 😂 | Twitter | | 2PodWn6 |
| 23.11.2017 | @AstraStarLP (Tweet) | Oh Gott! Meine Handschrift wird auch immer schlimmer! [Bild] | Twitter | | 2Pqr8rU |
| 03.12.2017 | DIE ZEIT (Wissen, online) | Wie das Schreiben das Denken verändert | Online | | 2Rs7wWG |
| 11.12.2017 | @odradet (Tweet) | Mein Gedanke: Schreiben per Hand/ per Füller vor allem/ […] | Twitter | | [2sRUNCB] |
| 18.12.2017 | Thurgauer Zeitung | Roboter «Sophie» schreibt in schöner Handschrift | Factiva | | |
| 01.01.2018 | Welt online | Lehrer: »An der Handschrift halten wir fest« | Factiva | | |
| 02.01.2018 | @46qm_Stil (Tweet) | Wir sollten unbedingt mehr Briefe von Hand schreiben. #liebesbriefe | Twitter | | 34RZkTD |
| 02.01.2018 | @bluetiger1911 (Tweet) | Ne Whatsapp wirst in 20 Jahren nicht auf dem Dachboden […] | Twitter | | 2YmG4eB |
| 02.01.2018 | @MikaMurstein (Tweet) | Früher konnte ich so besser denken, mittlerweile isses umgekehrt. :/ | Twitter | | 2rbCrw0 |
| 12.01.2018 | mdr | Hirnforscher: Ohne Schreibschrift verkümmert das Gehirn [Transkript von Video: Brauchen Kinder heute…] | Online | | 33RTJeR |
| 12.01.2018 | mdr [Filmbeitrag] | Brauchen Kinder heute noch Schreibschrift? | Online | | [33UH2Qp] |
| 12.01.2018 | mdr [Filmbeitrag] | Manfred Spitzer: Die Handschrift ist der Weg in unser Gedächtnis | Online (Youtube) | | 36hJv9b |
| 16.01.2018 | @M4RC3L0993 (Tweet) | Hört sich ja nicht so nice an 😔 [+ 2 weitere Tweets] | Twitter | | [34WLDTv] |
| 16.01.2018 | @vanessaasxworld (Tweet) | Meine einzige Aufgabe bisher […] [+ 2 weiter Tweets] | Twitter | | 2PlnKhD |
| 22.01.2018 | Westdeutsche Zeitung | Tag der Handschrift: Schreib mal wieder mit Stift statt Taste | Online | | 2OWuiEM |
| 23.01.2018 | Frankfurter Allgemeine Zeitung (online) | Wider die Verächter des Schönschreibens | Online | | 38h0Jp4 |
| 23.01.2018 | ZDF (Sendung heute) [Transkript ZDF] | »Schüler kommen nicht um Schreiberwerb umhin« | Online | | [2RsYicU] |
| 23.01.2018 | @_meingeheimnis_ (Tweet) | Dann mache ich auch mal mit #TagderHandschrift | Twitter | | 36k4ybh |
| 23.01.2018 | @bka | Unsere #Handschrift ✍ ist individuell - jeder Mensch […] | Twitter | | 33XoGOK |
| 23.01.2018 | @CaroxoraC (Tweet) | #TagderHandschrift | Twitter | | 2DTXmX2 |

| Datum | Medium | Titel | Zugriff | Seiten | Webadresse |
|---|---|---|---|---|---|
| 23.01.2018 | @DLF | Die #Handschrift stirbt aus. Ist das schlimm? […] | Twitter | | 2Pn5MLF |
| 23.01.2018 | @Leonie2457 (Tweet) | #tagderhandschrift | Twitter | | 2YkVOPg |
| 23.01.2018 | @Malanee1980 (Tweet) | #tagderhandschrift […] | Twitter | | 35762p7 |
| 23.01.2018 | @sabber_lott (Tweet) | #TagderHandschrift | Twitter | | 2sRVbkx |
| 23.01.2018 | @snowwhizzl (Tweet) | #tagderhandschrift | Twitter | | 2rkB65W |
| 23.01.2018 | @stehsatz (Tweet) | #TagderHandschrift | Twitter | | 2s0olO0 |
| 24.01.2018 | Thüringer Allgemeine | Bedrohtes Kulturgut | Factiva | 13 | |
| 24.01.2018 | @Miss_Middleman (Tweet) | Nachdem ich es gestern verraft habe, das Foto […] | Twitter | | 2sK7Gyn |
| 27.01.2018 | Blick | Das verrät seine Unterschrift | Factiva | 2 | |
| 18.02.2018 | Coopzeitung | Schönschrift – Die neue Freude an Buchstaben / Was schreiben Sie noch von Hand? | Print | 7, 22–25 | |
| 12.03.2018 | Süddeutsche Zeitung (online) | Das Ende der Tinte | Online | | 2s0l1T2 |
| 20.03.2018 | Coopzeitung | Handschrift macht klug | Print | 1, 5, 18–25 | 36am3ue |

# Hyperlinks

Alle Hyperlinks geprüft am 23.10.2020.

| Seite | Kurzform | Original |
|---|---|---|
| 2 | https://bit.ly/2ZjX3Rv | http://www.inklusion-erlebnismesse.de/aktionen/mit-den-fuessen-schreiben/ |
| 40 | https://bit.ly/2Nixto7 | https://www.oed.com/view/Entry/30639?rskey=Q21J81&result=1 |
| 40 | https://bit.ly/2E9HuzD | https://home.unicode.org/basic-info/overview/ |
| 42 | https://bit.ly/36ce5l8 | https://web.archive.org/web/20100328042929/http://tclab.kaist.ac.kr/~otfried/Mule/unihan.html |
| 42 | https://bit.ly/2ondFaA | https://www.quora.com/What-is-the-largest-most-robust-Unicode-font |
| 46 | https://bit.ly/2t9DoWb | http://www.kps-fonts.ch/de_gruppe1.html |
| 48 | https://bit.ly/2PB0iiq | https://www.myfonts.com/fonts/julia-bausenhardt/kafka/ |
| 64 | https://bit.ly/2YAjoaQ | https://www.oed.com/viewdictionaryentry/Entry/139975 |
| 64 | https://apple.co/2PbDlla | https://www.apple.com/apple-pencil/ |
| 64 | https://bit.ly/38t5jR3 | https://www.samsung.com/ch/smartphones/galaxy-note10/s-pen/ |
| 64 | https://bit.ly/38vWeqv | https://www.wacom.com/en-ch/products/stylus |
| 66 | https://bit.ly/357dsIN | https://www.basisschrift.ch/schriftdateien |
| 66 | https://bit.ly/36qGqnm | https://grundschulverband.de/die-grundschrift-fuer-den-computer/ |
| 74 | https://bit.ly/34CDlQ4 | https://www.microsoft.com/de-ch/surface/business/surface-hub-2 |
| 90 | https://bit.ly/32qQVnZ | https://www.post.ch/de/geschaeftsloesungen/direct-marketing/robopen |
| 91 | https://bit.ly/32sDl3H | https://twitter.com/Lennyficate/status/930097398189314048 |
| 92 | https://bit.ly/38tBU9i | http://grundschulverband.de/grundschrift |
| 99 | https://bit.ly/35j81q8 | http://www.oecd.org/berlin/themen/pisa-studie/ |
| 102 | https://bit.ly/2Cxaqkm | https://grafolino.ch/begleitmaterial/tipps/?L=0 |
| 106 | https://bit.ly/2qQ3Gvd | http://www.schreibmotorik-institut.com/images/PDF/Elternumfrage_2016.pdf |
| 106 | https://bit.ly/36XcKiM | http://www.schreibmotorik-institut.com/images/Lehrerumfrage2015.pdf |
| 107 | https://bit.ly/2KfOApI | https://www.good.is/articles/stop-teaching-handwriting |
| 107 | https://bit.ly/34Qun1N | https://rogueink.wordpress.com/tag/stop-teaching-handwriting/ |
| 109 | https://bit.ly/2NEFepA | https://www.unesco.de/infothek/gedenkanlaesse-der-un/welttage.html |
| 110 | http://bit.ly/2ohfgLN | https://twitter.com/search?f=tweets&q=%23tagderhandschrift&src=typd |
| 117 | https://bit.ly/2GMvLXB | http://www.pbsaktuell.de/pbsaktuell/news/archiv/default.asp?nws_item=45936 |

| Seite | Kurzform | Original |
|---|---|---|
| 117 | https://bit.ly/2GMPPck | http://www.marketmedia24.de/PDFs/Presseinfos/2018/Presseinfo_PBS-Branche_2018.pdf |
| 117 | https://bit.ly/2OlCJbd | http://www.pbsaktuell.de/pbsaktuell/suche/default.asp?alle_item=48142 |
| 121 | http://bit.ly/2Cpvifv | https://www.blick.ch/news/schweiz/mittelland/erst-iv-rente-gekuerzt-jetzt-hass-post-ex-prostituierte-wird-massiv-bedroht-id7567885.html |
| 121 | http://bit.ly/2ETwqcI | https://www.aargauerzeitung.ch/aargau/brugg/iv-rente-gekuerzt-und-jetzt-auch-noch-bedroht-obrist-erstattet-anzeige-131886085 |
| 132 | https://bit.ly/2qT2Rlk | https://www.schreibmotorik-institut.com/images/Lehrerumfrage2015.pdf |
| 132 | https://bit.ly/376kXBe | https://www.schreibmotorik-institut.com/images/STEP_Studie_2019.pdf |
| 147 | http://bit.ly/2Fqq6Kh | https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19110009/index.html#a14 |
| 170 | https://bit.ly/2GMPPck | http://www.marketmedia24.de/PDFs/Presseinfos/2018/Presseinfo_PBS-Branche_2018.pdf |
| 170 | https://bit.ly/2HkWStI | https://www.buchreport.de/2017/05/03/grusskartenmarkt-2016-im-dritten-jahr-in-folge-im-plus/ |
| 173 | https://bit.ly/35j5IDe | https://www.uni-bielefeld.de/lili/personen/useelbach/STUD/trauersprueche.html#W |
| 174 | https://bit.ly/2KDWeKU | http://www.trauerspruche.de/kondolenz.html |
| 178 | https://bit.ly/2s3cT47 | http://www.lpv-maria-bildstein.ch/verein/ |
| 180 | https://bit.ly/2qBG62u | http://www.flickriver.com/photos/55074184@N07/5208064694/ |
| 180 | https://bit.ly/2HyU9je | https://de.dawanda.com/nav/queen-of-fucking-everything |
| 180 | https://bit.ly/2qKy9rc | https://www.ldoceonline.com/dictionary/the-queen-of-something |
| 182 | https://bit.ly/2Hqi3xh | https://www.urbandictionary.com/define.php?term=Queen%20of%20fucking%20everything |
| 185 | https://bit.ly/2JlNMgb | https://www.desired.de/forum/lifestyle/bei-kleiner-geburtstagsfeier-kein-geschenk-mitbringen/ |
| 185 | https://bit.ly/2FdH1dM | https://www.bym.de/forum/meine-welt/469775-geschenk-mitbringen-party-geschenke-gewuenscht.html |
| 185 | https://bit.ly/2HMNYlj | https://www.chefkoch.de/forum/2,22,242823/Bin-stinksauer-Geburtstag--ohne-Geschenke.html |
| 185 | https://bit.ly/35jtNvg | https://www.ds.uzh.ch/ds/de/projekte/ansichtskartenprojekt |
| 187 | https://bit.ly/2qx32TK | https://post-medien.ch/eine-postkarte-ist-wie-ein-blumenstrauss/ |
| 187 | https://bit.ly/2D2anNF | https://www.oed.com/view/Entry/180780 |
| 189 | https://bit.ly/2u9PmfT | http://www.spiegel.de/auto/fahrkultur/comeback-in-london-neustart-der-doppeldecker-busse-a-730912.html |
| 194 | https://bit.ly/2YRzCwt | https://www.charlottevonwrede.de |
| 199 | https://bit.ly/2G2S0ax | https://www.gesetze-im-internet.de/bgb/index.html |
| 199 | https://bit.ly/1DOXNsG | https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19070042/index.html |

| Seite | Kurzform | Original |
|---|---|---|
| 200 | https://bit.ly/2r9ZZNv | https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19070042/index.html#a505 |
| 201 | https://bit.ly/2Kn7cCR | https://www.gesetze-im-internet.de/bgb/__2247.html |
| 204, 205 | https://bit.ly/2jU2gJt | https://www.bger.ch/ext/eurospider/live/de/php/aza/http/index.php?lang=de&type=highlight_simple_similar_documents&page=5&from_date=&to_date=&sort=relevance&insertion_date=&top_subcollection_aza=all&docid=atf%3A%2F%2F85-II-554&rank=41&azaclir=aza&highlight_docid=aza%3A%2F%2F26-05-2015-5A_131-2015&number_of_ranks=577 |
| 208 | https://bit.ly/2KqjWrC | https://www.bger.ch/ext/eurospider/live/de/php/clir/http/index.php?lang=de&type=highlight_simple_query&page=1&from_date=&to_date=&from_year=1954&to_year=2018&sort=relevance&insertion_date=&from_date_push=&top_subcollection_clir=bge&query_words=BGE+98+II+73&part=all&de_fr=&de_it=&fr_de=&fr_it=&it_de=&it_fr=&orig=&translation=&rank=1&highlight_docid=atf%3A%2F%2F98-II-73%3Ade&number_of_ranks=15&azaclir=clir |
| 216 | https://bit.ly/38NZhe3 | https://www.dwds.de/wb/Authentifizierung |
| 216 | https://bit.ly/2sOQ7d2 | https://eur-lex.europa.eu/legal-content/DE/TXT/?uri=CELEX:32014R0910 |
| 216 | https://bit.ly/2Fqq6Kh | https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19110009/index.html#a14 |
| 219 | https://bit.ly/37mxqAK | https://www.gutefrage.net/frage/face-id-funktioniert-nicht |
| 219 | https://bit.ly/2kXAMmV | https://www.android-hilfe.de/forum/samsung-galaxy-note-8-n950.3115/fingerabdruckscanner-geht-nicht-mehr-richtig.856095.html |
| 234 | https://bit.ly/2lv320u | https://t3n.de/news/mind-mapping-online-tools-568258/ |
| 236 | https://bit.ly/2tMmc5F | https://www.bild.de/geld/wirtschaft/post-it/das-riesen-geschaeft-mit-den-mini-zettelchen-29874640.bild.html |
| 237 | https://bit.ly/33j4hDa | https://de.wikipedia.org/wiki/Klebezettel |
| 247 | https://bit.ly/3jhoph3 | https://www.gendercampus.ch/de/doing-diversity/document/was-tun-sprachhandeln-aber-wie-w-ortungen-statt-tatenlosigkeit |
| 251 | https://bit.ly/2MhM21T | http://journals.openedition.org/gradhiva/1432 |
| 252 | https://bit.ly/2K6Cc8Y | https://www.baerkarrer.ch/publications/03_Bizzarro.pdf |
| 252 | https://bit.ly/2Z93XGR | https://www.bmjv.de/SharedDocs/Publikationen/DE/Erben_Vererben.pdf?__blob=publicationFile&v=28 |
| 253 | https://bit.ly/2PyayGt | https://www.mercator-institut-sprachfoerderung.de/fileadmin/Redaktion/PDF/Publikationen/Faktencheck_Handschrift_in_der_digitalisierten_Welt.pdf |
| 254 | https://bit.ly/34PcX55 | https://onlinelibrary.wiley.com/doi/book/10.1002/9781118932667 |
| 254 | https://bit.ly/35QLGRf | http://drw-www.adw.uni-heidelberg.de/drw-cgi/zeige |
| 256 | https://bit.ly/2Qg96bV | http://www.e-codices.unifr.ch/pdf/descriptions/csg-0023.pdf |
| 257 | https://bit.ly/2sSgClA | http://www.mediensprache.net/networx/networx-66.pdf |
| 257 | https://bit.ly/378XazT | http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D10394.php |
| 258 | https://bit.ly/2PNKwQT | http://www.sagg-zeitschrift.unibe.ch/6_09/hausendorf.html |

| Seite | Kurzform | Original |
|---|---|---|
| 259 | https://bit.ly/2MnVquv | http://www.zora.uzh.ch/id/eprint/84555/1/SpuR_Arbeitspapiere_Nr02_Aug2013.pdf |
| 259 | https://bit.ly/2QbT5Ut | https://www.spur.uzh.ch/dam/jcr:4122c1a6-a5c9-4259-b500-ce62e-385d00e/SpuR_Arbeitspapier_Nr01_2013_3.pdf |
| 260 | https://bit.ly/2Sivlkb | http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=18690126&zoom=33 |
| 260, 265 | https://bit.ly/35SRGZF | http://www.transcript-verlag.de/978-3-89942-564-2/mensch-computer-interface |
| 262 | https://bit.ly/2U4YW0t | https://bop.unibe.ch/linguistik-online/article/view/7181 |
| 265 | https://bit.ly/34Be4pp | https://praxistipps.chip.de/handschrift-in-text-umwandeln-die-5-besten-apps-und-programme_91992 |
| 266 | https://bit.ly/2Qi5shM | https://edoc.ub.uni-muenchen.de/10730/1/Rezec_Oliver.pdf |
| 268 | https://adobe.ly/2EYyZYV | https://www.adobe.com/content/dam/acom/en/products/type/pdfs/AdobeGaramondPro.pdf |
| 268 | https://bit.ly/2EIRuAp | https://nzzas.nzz.ch/wissen/swypen-gboarden-swiftkeyen-die-besten-alternativen-zum-schnellen-tippen-ld.1374707 |
| 269 | https://bit.ly/34N2RBW | https://www.researchgate.net/publication/279513035_Figur-Grund-Unterscheidung |
| 269 | https://bit.ly/3dQnx1Y | http://www.unicode.org/versions/Unicode13.0.0/ |
| 272 | https://bit.ly/2OUsjAw | https://www.20min.ch/entertainment/lifestyle/story/Dem-Liebes-brief-die-eigene-Handschrift-verpassen-29229244 |
| 272 | https://bit.ly/34SRx82 | https://www.nzz.ch/articleD3UM1-1.168045 |
| 272 | https://bit.ly/36aNrZk | https://www.nzz.ch/articleDNUS3-1.19316 |
| 274 | https://bit.ly/2YlyiSf | https://www.mfk-frankfurt.de/wp-content/uploads/2013/01/Ausstellung_2012-2013_WillstDuMitMirGehen_Flyer.pdf |
| 274 | https://bit.ly/2s8EbGs | https://www.youtube.com/watch?v=ICFzj0OXiLQ |
| 274 | https://bit.ly/2Lsqby3 | https://kurier.at/buzz/willst-du-mit-mir-gehen/901.464/slideshow |
| 275 | https://bit.ly/38fsKwT | http://www.ingahoeltmann.de/so-wichtig-ist-die-handschrift-im-berufsleben/ |
| 275 | https://bit.ly/2OXsOdl | https://www.deutschlandfunkkultur.de/druckschrift-vs-schreibschrift-stirbt-die-handschrift-aus.1008.de.html?dram:article_id=295682 |
| 275 | https://bit.ly/2Pn90if | https://www.deutschlandfunkkultur.de/kulturtechnik-von-der-schoenschrift-zur-sauklaue.954.de.html?dram:article_id=287623 |
| 275 | https://bit.ly/36804Eh | https://www.youtube.com/watch?time_continue=17&v=8u_g_oXNfts |
| 275 | https://bit.ly/33YYKCb | https://youtu.be/IMKisyFGRPA |
| 275 | https://bit.ly/2DSVSMB | https://www.faz.net/sonntagszeitung/bleistift-gegen-computer-womit-schreibt-man-am-besten-13189730.html |
| 276 | https://bit.ly/350jrPq | https://www.helsinkitimes.fi/finland/finland-news/domestic/12767-schools-will-start-teaching-typing-instead-of-longhand-2.html |

| Seite | Kurzform | Original |
|---|---|---|
| 276 | https://bit.ly/2OWRrql | http://www.finnland.de/public/default.aspx?contentid=319607&node id=37052&culture=de-DE |
| 276 | https://bbc.in/2OZLER7 | https://www.bbc.com/news/blogs-news-from-elsewhere-30146160 |
| 276 | https://bit.ly/2rmGp4H | https://deutsche-wirtschafts-nachrichten.de/2014/12/09/tastatur-hat-vorrang-finnland-streicht-schreibschrift-vom-lehrplan/ |
| 276 | https://bit.ly/2s6zQ6i | https://yle.fi/uutiset/3-7635713 |
| 276 | https://bit.ly/36cWF7s | https://www.savonsanomat.fi/kotimaa/Käsialakirjoitus-loppuu-kouluissa-tilalle-tekstaus/518050?pwbi=6be3c2de98c5c2bcabedf13f0b73f44a |
| 277 | https://bit.ly/2Pk89Pw | https://www.youtube.com/watch?v=pQ1P7YIbrRQ |
| 277 | https://bit.ly/367up5U | https://www.youtube.com/watch?v=tSbVv1NqC_4 |
| 277 | https://bit.ly/342B3Jg | https://www.youtube.com/watch?v=ax1x-aHJF6c |
| 277 | https://bit.ly/2sUpuqV | https://www.youtube.com/watch?v=3IQIaP5D58I |
| 277 | https://bit.ly/2RuxtF9 | https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/wissen/mensch/734175_Was-die-Handschrift-im-Gehirn-bewirkt.html |
| 277 | https://bit.ly/34WoTTH | https://www.fnp.de/boulevard/liebesbrief-wird-nicht-verschwinden-1-10714907.html |
| 277 | https://bit.ly/2RrqH39 | http://www.3sat.de/page/?source=/kulturzeit/themen/180929/index.html |
| 277 | https://bit.ly/2sTCNI3 | https://www.deutschlandfunk.de/rueckgang-der-handschrift-eine-spezialform-der-feinmotorik.680.de.html?dram:article_id=309586 |
| 278 | https://bit.ly/2OY49Fe | https://www.coopzeitung.ch/themen/lifestyle/2015/handschrift-ein-persoenlicher-ausdruck-21686/ |
| 278 | https://bit.ly/2qsxjmJ | https://www.deutschlandfunk.de/richtig-schreiben-lernen-aber-wie-von-der-diskussion-um.680.de.html?dram:article_id=316767 |
| 278 | https://bit.ly/2sRXmoc | https://www.deutschlandfunk.de/tippen-texten-und-t9-brauchen-wir-die-handschrift-noch.1176.de.html?dram:article_id=317094 |
| 278 | https://bit.ly/2Yo3Oie | https://www.dw.com/de/ist-die-schreibschrift-out/a-18366875 |
| 278 | https://bit.ly/358UX6A | https://www.spektrum.de/news/wie-lernt-man-am-besten-handschrift/1347103 |
| 278 | https://bit.ly/2RxkTFc | https://www.youtube.com/watch?v=S2fBrzzw960 |
| 278 | https://bit.ly/33Rvs8t | https://www.sueddeutsche.de/digital/kuenstliche-intelligenz-maschinen-lernen-schreiben-1.2580996 |
| 279 | https://bit.ly/2YtNxsf | https://de.euronews.com/2016/02/17/deutschland-handschrift-wird-fuer-schueler-zum-problem |
| 279 | https://bit.ly/2RqoXac | https://www.ln-online.de/Mehr/Lifestyle/Weihnachtskarten-trotzen-WhatsApp-Co |
| 280 | https://bit.ly/3579b8p | https://www.jetzt.de/technik/qwerty-effekt |
| 280 | https://bit.ly/2DUA2Zk | https://www.spiegel.de/karriere/arbeitszeugnis-wie-krakelig-darf-die-unterschrift-des-chefs-sein-a-1117959.html |
| 280 | https://bit.ly/342Cibo | https://youtu.be/cxPrlct9aQo |

| Seite | Kurzform | Original |
|---|---|---|
| 280 | https://bit.ly/340PSfx | https://youtu.be/DrPtLQKkZQI |
| 281 | https://bit.ly/38cZTcU | https://www.hna.de/welt/am-23-januar-ist-internationaler-tag-handschrift-zr-7316106.html |
| 281 | https://bit.ly/34WpGnD | https://www.migrosmagazin.ch/archiv/handschrift-gegen-compi-unentschieden |
| 281 | https://bit.ly/2OVPydt | https://www.persoenlich.com/marketing/wenn-der-roboter-von-hand-kunden-anschreibt |
| 281 | https://bit.ly/2PhRPPe | https://www.haz.de/Sonntag/Top-Thema/Die-Schoenschreiber |
| 281 | https://bit.ly/2RxpK9z | https://www.deutschlandfunkkultur.de/papier-und-gedaechtnis-selber-schreiben-macht-schlau.1008.de.html?dram:article_id=382443 |
| 281 | https://bit.ly/2LstWUb | https://www.deutschlandfunkkultur.de/aus-den-feuilletons-wer-nicht-schreibt-bleibt-dumm.1059.de.html?dram:article_id=387709 |
| 281 | https://bit.ly/36aE9wo | https://twitter.com/Plappertante/status/843727794454630400 |
| 281 | https://bit.ly/2sRZVXo | http://www.sr.de/sr/sr3/themen/panorama/tag_der_handschrift100.html |
| 282 | https://bit.ly/33UR57W | http://petrarueth.de/mdr-kultur-interview-zum-thema-handschrift-im-wandel-der-zeiten/ |
| 282 | https://bit.ly/365ftoM | https://twitter.com/bkastl/status/928371375336771584 |
| 282 | https://bit.ly/2OVe8v0 | https://twitter.com/BObrist/status/927862375574892549 |
| 282 | https://bit.ly/2DYnqA5 | https://twitter.com/Spielsocke/status/? |
| 282 | https://bit.ly/2YtOpgv | https://twitter.com/cs50935/status/928279003546480645 |
| 282 | https://bit.ly/2YsnNwj | https://twitter.com/edmeier_/status/928613415320522752 |
| 282 | https://bit.ly/2Yy3BcJ | https://twitter.com/errorlein/status/926816741212041218 |
| 282 | https://bit.ly/34WEBOl | https://twitter.com/ExilRudi/status/910166290232483842 |
| 282 | https://bit.ly/2YnFTzy | https://twitter.com/Ferid_Schnee/status/928950967659352064 |
| 282 | https://bit.ly/2RpfvE4 | https://twitter.com/JZipperling/status/898443685364244480 |
| 282 | https://bit.ly/2YmMSc4 | https://twitter.com/KatinaLatina/status/? |
| 282 | https://bit.ly/2LuG3jm | https://twitter.com/Lennyficate/status/930097398189314048 |
| 282 | https://bit.ly/2LquxFK | https://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/verluste-drohen-wenn-kinder-nicht-mehr-mit-der-hand-schreiben-15165470.html |
| 282 | https://bit.ly/2rY51B1 | https://www.mdr.de/kultur/themen/handlettering-die-lust-am-schoenen-schreiben-kaligrafie-100.html |
| 282 | https://bit.ly/387huCZ | https://www.deutschlandfunk.de/handschrift-schreiben-statt-tippen-gut-fuers-hirn.680.de.html?dram:article_id=400352 |
| 282 | https://bit.ly/2roAmfY | https://www.blick.ch/news/wirtschaft/innovation-des-gelben-rie-sen-post-testet-handschrift-roboter-id7138228.html |
| 282 | https://bit.ly/2OX3Vyv | https://twitter.com/Lotterleben/status/927267578413764608 |
| 282 | https://bit.ly/2DSSJww | https://twitter.com/Noob_Leuchte/status/? |
| 282 | https://bit.ly/2YnAFnv | https://twitter.com/Peine01/status/928721456388886538 |

| Seite | Kurzform | Original |
|---|---|---|
| 282 | https://bit.ly/2DTxXN2 | https://twitter.com/sandroluescher/status/? |
| 283 | https://bit.ly/36k4ybh | https://twitter.com/_meingeheimnis_/status/955904500245639168 |
| 283 | https://bit.ly/34RZkTD | https://twitter.com/46qm_Stil/status/948292969618198528 |
| 283 | https://bit.ly/2Pqr8rU | https://twitter.com/AstraStarLP/status/933601625591156739 |
| 283 | https://bit.ly/33XoGOK | https://twitter.com/bka/status/955739616644132865 |
| 283 | https://bit.ly/2DTXmX2 | https://twitter.com/CaroxoraC/status/955917881467863040 |
| 283 | https://bit.ly/2YmG4eB | https://twitter.com/bluetiger1911/status/948297975033450502 |
| 283 | https://bit.ly/34WLDTv | https://twitter.com/M4RC3L0993/status/953252158442483713 |
| 283 | https://bit.ly/2rbCrw0 | https://twitter.com/MikaMurstein/status/948162531171946496 |
| 283 | https://bit.ly/2sRUNCB | https://twitter.com/odradet/status/940116142911352832 |
| 283 | https://bit.ly/2PodWn6 | https://twitter.com/StarlightLink/status/930097735436554240 |
| 283 | https://bit.ly/2PlnKhD | https://twitter.com/vanessaasxworld/status/953251902883553281 |
| 283 | https://bit.ly/38h0Jp4 | https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/plaedoyer-zum-tag-der-handschrift-15411749.html |
| 283 | https://bit.ly/33RTJeR | https://www.mdr.de/kultur/themen/schreibschrift-gehirnentwicklung-manfred-spitzer-100.html |
| 283 | https://bit.ly/33UH2Qp | https://www.mdr.de/kultur/videos-und-audios/video-artour/schreibschrift-video-100.html |
| 283 | https://bit.ly/2OWuiEM | https://www.wz.de/kultur/tag-der-handschrift-schreib-mal-wieder-mit-stift-statt-taste_aid-25690465 |
| 283 | https://bit.ly/36hJv9b | https://www.youtube.com/watch?v=3o38xu7-SZE&feature=youtu.be |
| 283 | https://bit.ly/2RsYicU | https://www.zdf.de/nachrichten/heute/tag-der-handschrift-schueler-muessen-weiter-schreiben-lernen-100.html |
| 283 | https://bit.ly/2Rs7wWG | https://www.zeit.de/zeit-wissen/2017/06/schrift-schreiben-denken-sprache |
| 284 | https://bit.ly/2Pn5MLF | https://twitter.com/DLF/status/955821381941452800 |
| 284 | https://bit.ly/2s0l1T2 | https://projekte.sueddeutsche.de/artikel/wissen/schreibschrift-das-verschwinden-einer-kulturtechnik-e175606/?reduced=true |
| 284 | https://bit.ly/35762p7 | https://twitter.com/Malanee1980/status/955919345204498439 |
| 284 | https://bit.ly/2sK7Gyn | https://twitter.com/Miss_Middleman/status/956214147875835913 |
| 284 | https://bit.ly/2sRVbkx | https://twitter.com/sabber_lott/status/955904588007211011 |
| 284 | https://bit.ly/2rkB65W | https://twitter.com/snowwhizzl/status/955913956819914752 |
| 284 | https://bit.ly/2s0olO0 | https://twitter.com/stehsatz/status/955933565765681152 |
| 284 | https://bit.ly/36am3ue | https://epaper.coopzeitung.ch/_deploy/CZ/20180320/CZ42/20180319051313000/whole/CZ_20180320_CZ42.pdf |
| 284 | https://bit.ly/2YkVOPg | https://twitter.com/Leonie2457/status/955912347784183808 |

# SPRACHWISSENSCHAFT

Bd. 1 Sergio Viaggio: A General Theory of interlingual Mediation.
408 Seiten. ISBN 978-3-86596-063-4

Bd. 2 Karl-Ernst Sommerfeldt: Regionalgeschichte im Spiegel der Sprache.
188 Seiten. ISBN 978-3-86596-077-1

Bd. 3 Ulla Fix: Stil – ein sprachliches und soziales Phänomen. Beiträge zur Stilistik.
Herausgegeben von Irmhild Barz, Hannelore Poethe, Gabriele Yos.
462 Seiten. ISBN 978-3-86596-138-9

Bd. 4 Anja Seiffert: Autonomie und Isonomie fremder und indigener Wortbildung am Beispiel ausgewählter numerativer Wortbildungseinheiten.
418 Seiten. ISBN 978-3-86596-141-9

Bd. 5 Ulla Fix: Texte und Textsorten – sprachliche, kommunikative und kulturelle Phänomene. 510 Seiten. ISBN 978-3-86596-179-2

Bd. 6 Juliana Goschler: Metaphern für das Gehirn. Eine kognitiv-linguistische Untersuchung. 244 Seiten. ISBN 978-3-86596-188-4

Bd. 7 Maria Wirf Naro: La composition en allemand : structure sémantique et fonction littéraire. Mit einer ausführlichen Zusammenfassung in deutscher Sprache.
416 Seiten. ISBN 978-3-86596-284-3

Bd. 8 Bettina Bock/Ulla Fix/Steffen Pappert (Hg.): Politische Wechsel – sprachliche Umbrüche. 404 Seiten. ISBN 978-3-86596-363-5

Bd. 9 Kerstin Preiwuß: Ortsnamen in Zeit, Raum und Kultur. Die Städte Allenstein/Olsztyn und Breslau/Wrocław. 470 Seiten. ISBN 978-3-86596-368-0

Bd. 10 Werner Holly: Sprache und Politik. Pragma- und medienlinguistische Grundlagen und Analysen, herausgegeben von Sonja Ruda und Christine Domke.
394 Seiten. ISBN 978-3-86596-438-0

Bd. 11 Hatice Deniz Canoğlu: *Kanak Sprak* versus *Kiezdeutsch* – Sprachverfall oder sprachlicher Spezialfall? Eine ethnolinguistische Untersuchung.
138 Seiten. ISBN 978-3-86596-483-0

Bd. 12 Ulla Fix: Sprache in der Literatur und im Alltag. Ausgewählte Aufsätze.
452 Seiten. ISBN 978-3-86596-369-7

Bd. 13 Anja Hennemann/Claudia Schlaak (Hg.): Korpuslinguistische Untersuchungen. Analysen einzelsprachlicher Phänomene. 202 Seiten. ISBN 978-3-86596-519-6

Bd. 14 Joachim Born/Wolfgang Pöckl (Hg.): „Wenn die Ränder ins Zentrum drängen …“. Außenseiter in der Wortbildung(sforschung). 304 Seiten. ISBN 978-3-86596-449-6

# SPRACHWISSENSCHAFT

Bd. 15 Ulla Fix: Sprache, Sprachgebrauch und Diskurse in der DDR. Ausgewählte Aufsätze. 744 Seiten. ISBN 978-3-86596-549-3

Bd. 16 Jenny Brumme/Sandra Falbe (ed.): The Spoken Language in a Multimodal Context. Description, Teaching, Translation. 316 Seiten. ISBN 978-3-7329-0021-3

Bd. 17 Inna Kozlova: De la búsqueda a la consulta. Resolución de problemas léxicos en producción textual en lengua extranjera. 374 Seiten. ISBN 978-3-7329-0049-7

Bd. 18 Gerd Antos/Ulla Fix/Bettina Radeiski (Hg.): Rhetorik der Selbsttäuschung. 262 Seiten. ISBN 978-3-86596-513-4

Bd. 19 Carmela Pérez-Salazar/Inés Olza (eds.): Del discurso de los medios de comunicación a la lingüística del discurso. Estudios en honor de la profesora María Victoria Romero. 598 Seiten. ISBN 978-3-7329-0058-9

Bd. 20 Cordula Schwarze/Carmen Konzett (Hg.): Interaktionsforschung: Gesprächsanalytische Fallstudien und Forschungspraxis. 234 Seiten. ISBN 978-3-7329-0073-2

Bd. 21 Ingrid Wotschke: How Educated English Speak English. Pronunciation as Social Behaviour. 282 Seiten. ISBN 978-3-7329-0062-6

Bd. 22 Rudolf von Raumer: Geschichtliche Grammatik der Deutschen Sprache (1851). Faksimile der Handschrift und Transkription, herausgegeben von Hannelore Schwartze-Köhler. Mit einer Einleitung von Horst Haider Munske. 326 Seiten. ISBN 978-3-7329-0079-4

Bd. 23 Josef Klein: Grundlagen der Politolinguistik. Ausgewählte Aufsätze. 392 Seiten. ISBN 978-3-7329-0110-4

Bd. 24 Joanna Szczęk: Absageschreiben auf Bewerbungen. Eine pragma-linguistische Studie. 420 Seiten. ISBN 978-3-7329-0146-3

Bd. 25 Hartmut E.H. Lenk/Ulrike Richter-Vapaatalo (Hg.): Sie leben nicht vom Verb allein. Beiträge zur historischen Textanalyse, Valenz- und Phraseologieforschung. 228 Seiten. ISBN 978-3-7329-0098-5

Bd. 26 Anja Hennemann/Claudia Schlaak (Hg.): Politische und mediale Diskurse. Fallstudien aus der Romania. 296 Seiten. ISBN 978-3-7329-0074-9

Bd. 27 Alejandro González Villar: Un análisis funcional y descriptivo de los marcadores pragmáticos y su traducción como herramienta en la construcción del diálogo ficticio. Estudio contrastivo alemán-catalán-español en base a tres novelas de Hans Fallada. 436 Seiten. ISBN 978-3-7329-0183-8

Bd. 28 Josef Klein: Von Gandhi und al-Qaida bis Schröder und Merkel. Politolinguistische Analysen, Expertisen und Kritik. 432 Seiten. ISBN 978-3-7329-0123-4

# SPRACHWISSENSCHAFT

Bd. 29 Sorin Gadeanu: Intelligente Laute: Ein System mit eigener Ordnung. Dynamisch-funktionale Kategorien zur „Phonetologie“ des Deutschen für Rumänischsprachige / Sunete inteligente: Un sistem cu ordine propie. Categorii dinamic-funcţionale ale „fonetologiei“ limbii germane pentru vorbitorii de limba română. 344 Seiten. ISBN 978-3-7329-0229-3

Bd. 30 Juan Cuartero Otal/Juan Pablo Larreta Zulategui/Christoph Ehlers (Hg.): Querschnitt durch die deutsche Sprache aus spanischer Sicht. Perspektiven der Kontrastiven Linguistik. 272 Seiten. ISBN 978-3-7329-0244-6

Bd. 31 Uwe Grund: Orthographische Regelwerke im Praxistest. Schulische Rechtschreibleistungen vor und nach der Rechtschreibreform. 248 Seiten. ISBN 978-3-7329-0279-8

Bd. 32 Enrico Garavelli/Hartmut E. H. Lenk (Hg.): Verhüllender Sprachgebrauch. Textsorten- und diskurstypische Euphemismen. 174 Seiten. ISBN 978-3-7329-0213-2

Bd. 33 Bettina Radeiski: Denkstil, Sprache und Diskurse. Überlegungen zur Wiederaneignung Ludwik Flecks für die Diskurswissenschaft nach Foucault. 210 Seiten. ISBN 978-3-7329-0325-2

Bd. 34 Coline Baechler/Eva Martha Eckkrammer/Johannes Müller-Lancé/Verena Thaler (Hg.): Medienlinguistik 3.0 – Formen und Wirkung von Textsorten im Zeitalter des Social Web. 354 Seiten. ISBN 978-3-7329-0078-7

Bd. 35 Joanna Szczęk: Phraseologie der Farben. Phraseologisches Wörterbuch Deutsch–Polnisch/Polnisch–Deutsch. 130 Seiten. ISBN 978-3-7329-0337-5

Bd. 36 Dieter Cherubim: Sprachliche Aneignung der Wirklichkeit. Studien zur Sprachgeschichte des neueren Deutsch. 636 Seiten. ISBN 978-3-7329-0250-7

Bd. 37 Bernd Spillner: Error Analysis in the World. A Bibliography. 586 Seiten. ISBN 978-3-7329-0356-6

Bd. 38 Karolina Suchowolec: Sprachlenkung – Aspekte einer übergreifenden Theorie. 458 Seiten. ISBN 978-3-7329-0339-9

Bd. 39 Anna Gondek/Joanna Szczęk (Hg.): Kulinarische Phraseologie. Intra- und interlinguale Einblicke. 250 Seiten. ISBN 978-3-7329-0389-4

Bd. 40 Marcelina Kałasznik: Bezeichnungen für bekannte Personen im Polnischen und im Deutschen. Eine lexikologische Analyse. 512 Seiten. ISBN 978-3-7329-0398-6

Bd. 41 Larissa Naiditsch/Anna Pavlova: Prädikatives Attribut. Eine Vergleichsstudie für Deutsch und Russisch. ISBN 978-3-7329-0426-6. 180 Seiten

# SPRACHWISSENSCHAFT

Bd. 42 Irmtraud Behr/Florence Lefeuvre (éds): Le genre bref. Des contraintes grammaticales, lexicales et énonciatives à une exploitation ludique et esthétique. 238 Seiten. ISBN 978-3-7329-0412-9

Bd. 43 Hana Menclová: Diminutiva im Deutschen und Tschechischen. Eine Studie am Beispiel von Märchen des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart. 292 Seiten. ISBN 978-3-7329-0494-5

Bd. 44 Gerd Antos: Wissenskommunikation. Ausgewählte Aufsätze. 514 Seiten. ISBN 978-3-7329-0602-4

Bd. 45 Cinzia Giglioni: Linguistic and Rhetorical Perspectives on Congressional Hearings. 150 Seiten. ISBN 978-3-7329-0646-8

Bd. 46 Sylvia Weber: Computergesteuerte etymologische Wörterbücher. Konzeption und Umsetzung anhand des Französischen. 388 Seiten. ISBN 978-3-7329-0710-6

Bd. 47 Hartmut E.H. Lenk/Hans W. Giessen (Hg.): Persuasionsstile in Europa. Strategien und Mittel des Überzeugens in Zeitungskommentaren aus kulturkontrastiver Sicht. 238 Seiten. ISBN 978-3-7329-0517-1

Bd. 48 Mélanie Maradan: Uncertainty in deliberate lexical interventions. Exploring Esperanto speakers' opinions through corpora. 372 Seiten. ISBN 978-3-7329-0690-1

Bd. 49 Andi Gredig: Schreiben mit der Hand. Begriffe – Diskurs – Praktiken. 306 Seiten. ISBN 978-3-7329-0730-4